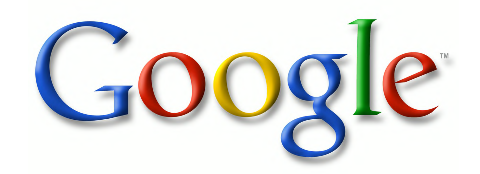
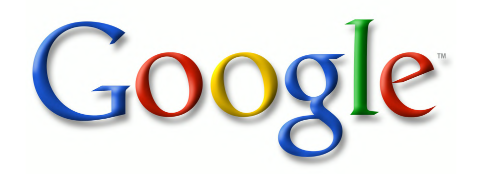
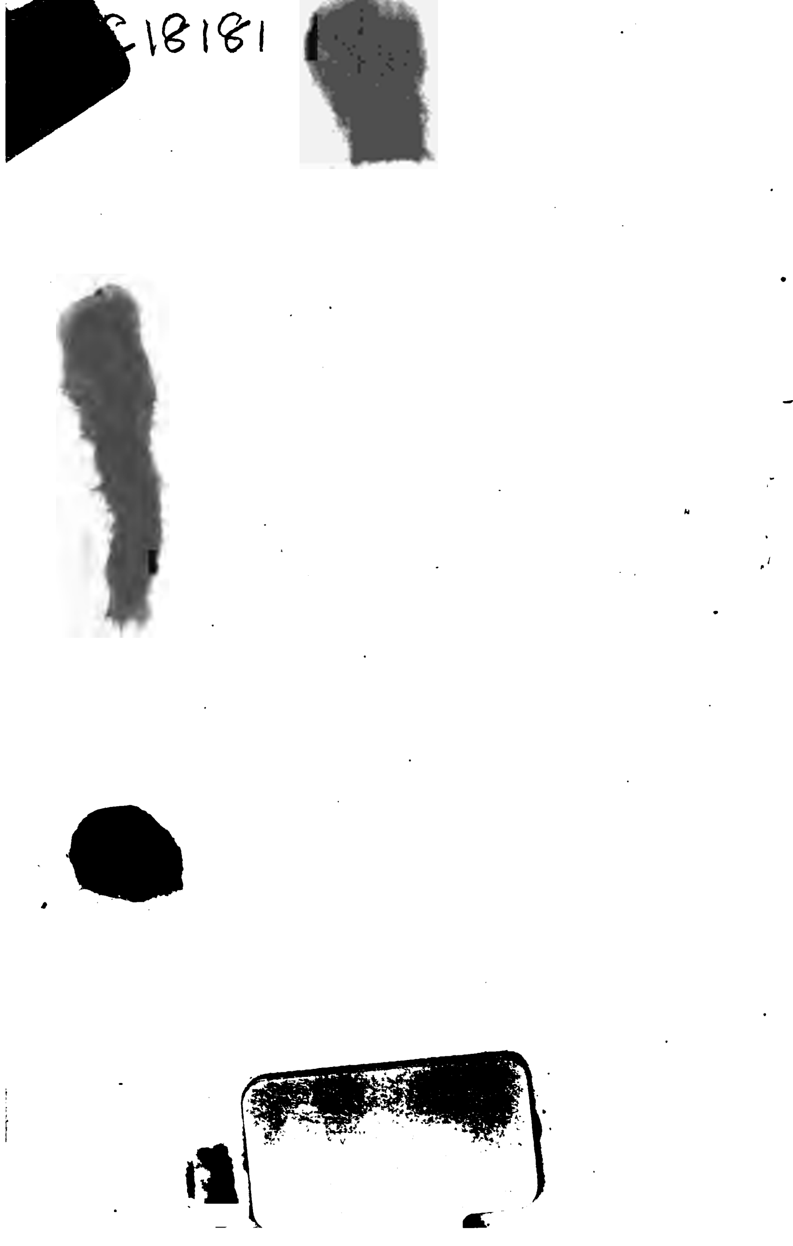





NEDL TRANSFER
HN 693F U




C18181

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden, pseud. of
Josef Eduard Konrad Bischoff

„Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister aufgeklärt werden."

Erster Band.

1. Der Gefangene von Küstrin.
2. Judas Makkabäus.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Der Gefangene von Küstrin.

Judas Makkabäus.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Mainz,
Druck von Franz Saufen.

I.

Der Gefangene von Küstrin.



Die Blauen.

Im Jahre siebzehnhundert dreißig standen zu Küstrin zwei Riesen vor einem kleinen Hause Wache. Die beiden Riesen gehörten zu den „blauen Kindern" des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I.

Wilhelms Vater, Friedrich I., liebte die Pracht, — der Sohn liebte die Soldaten. Friedrich I. verschwendete Millionen für äußeren Prunk, — sein Sohn verachtete den Prunk, führte einen knappen Haushalt, berechnete Alles bis auf den Pfennig, stieg sogar bis zur täglichen Durchsicht des Küchenzettels herab, von dem er alle theuren Speisen wegstrich, — aber er verschwendete noch weit mehr Millionen für seine „blauen Kinder," wie er die blau uniformirten Soldaten nannte, als sein Vater für den unnützen Prunk.

Dabei waren Wilhelms 64,000 „blaue Kinder" noch unnützer, als Friedrichs königliche Pracht; denn er schuf das Heer nicht zum Kriegsdienste, sondern

zur Parade. Wie der Vater das Auge ergötzte am Glanze eines verschwenderischen Hoflebens, so ergötzte Wilhelm das Auge an den lebenden blauen Puppen.

Mein Gott, — jeder Mensch hat seine Neigung, seine Vorliebe, seine Liebhaberei! Die „Blauen" wurden tüchtig gedrillt, sie mußten täglich paradiren, der König schwelgte im Anblicke der lang hingestreckten blauen Linien, die sich wie ein Mann bewegten, deren Gewehrläufe im Sonnenscheine blitzten, deren Gamaschendienst die höchste Vollendung erreicht hatte. — Das war die Liebhaberei Friedrich Wilhelms I.

Aber diese Liebhaberei erschöpfte das Land, und die Aushebungen steigerten sich zu unerträglichen Erpressungen. Jeder dienstfähige Bursche war keinen Augenblick sicher, von den Werbern ergriffen und unter die Blauen gesteckt zu werden. Gegen die Gewaltthat der Werber schützte kein Gesetz, keine Schranke, kein Heiligthum. Im Jahre 1720 überfielen die Werber einige Gemeinden Westphalens während des Gottesdienstes. Sie drangen in die Kirchen und führten die schönsten Burschen gewaltsam fort. Zwei Pfarrer wagten es, gegen diese Gewaltthätigkeiten zu eifern. Die Pfarrer wurden ergriffen, in Ketten nach Berlin gebracht, und von dem grausamen Minister Katsch zur Amtsentsetzung und zur Prügelstrafe verurtheilt.

Das Volk murrte. Friedrich Wilhelm erkannte die Nothwendigkeit der Abhilfe. Darum führte er das Kantonalsystem ein.

Was ist das Kantonalsystem?

Ganz Preußen wurde in Bezirke eingetheilt, und diese Bezirke wieder in verschiedene Hauptmannschaften. Jeder Bezirk war einem bestimmten Regimente zugetheilt, dem er die Mannschaft zu stellen hatte. Jeder Preuße war kriegsdienstpflichtig. Alljährlich kamen Offiziere der Regimenter in ihre Bezirke, alle neugebornen Knaben wurden aufgeschrieben, die Verstorbenen von der Liste gestrichen. Mit der Einschreibung trat das Kind in das Verhältniß der Abhängigkeit; denn bis zur Dienstfähigkeit stand es unter der Botmäßigkeit der Grundherrschaft. Die Inhaber der Regimenter und die Spitzen der Hauptmannschaften, welche Ländereien besaßen, hoben ganze Dörfer aus, — nicht für den König, sondern für sich. Die Ausgehobenen trugen den Titel „Ergänzungsmannschaft," — unter diesen Titeln dienten sie den Junkern als Köche, Reitknechte, Bediente, Bauern. In Preußen gab es daher so viele Selbstherrscher, als es Bezirke und Hauptmannschaften gab. Verabschiedete kehrten in dasselbe Verhältniß der Abhängigkeit zur Grundherrschaft zurück.

Der russische Leibeigene ist frei, nachdem er zwanzig Jahre dem Czaaren gedient; den preußischen Leibeigenen befreite erst der Tod.

Dies war die Abhilfe durch das Kantonalsystem.

Wilhelms Liebhaberei hatte noch einen Beigeschmack, dessen Seltsamkeit und Thorheit in der deutschen Geschichte nicht wiederkehrt. Sein Garderegiment sollte aus den „längsten Leuten" in ganz Europa bestehen. Selbst Asien gab seine Riesen heraus zur Befriedigung der Liebhaberei des Preußenkönigs. Aber jene „Längsten" mußten oft mit Geld aufgewogen, zuweilen mit Gewalt entführt werden. Beinahe hätte die Frechheit und Gewaltthätigkeit preußischer Werber einen Krieg zwischen England und Preußen entzündet. Kleine Fürsten mußten sich die längsten Unterthanen geduldig stehlen lassen; denn sie konnten nicht drohen wie Hannover oder die Niederlande.

General Seckendorf, österreichischer Gesandter in Berlin, schrieb an den Prinzen Eugen nach Wien: „Man kann dem Könige kein größeres Vergnügen bereiten, als mit langen Lümmeln, wie denn bisher Rußland, England, Frankreich, Dänemark und Schweden gleichfalls gethan, und auf diese Art des Königs Gemüth gewonnen haben. Denn bei Ihro preußischer

Majestät kann man mit langen Leuten mehr ausrichten, als mit allen Vernunft- oder Rechtsgründen."

Friedrich Wilhelm schenkte Peter I. von Rußland ein schönes Jachtschiff, welches 100,000 Thaler kostete; als Gegengeschenk erhielt der Preußenkönig 150 Leibeigene, und zwar die längsten, welche in ganz Rußland aufzutreiben waren.

Die beiden Riesen vor dem kleinen Hause zu Küstrin gehörten zu des Königs Garderegiment, — ein Umstand, der augenblicklich die Wichtigkeit des Wachtpostens verrieth. Ihre langen Beine stacken in engen straff angezogenen Hosen, an deren Schnitt sich abermals die Sparsamkeit des preußischen Monarchen erwies; denn kein „Blauer" konnte knieen, ohne die Beinkleider zu sprengen. In steifer Haltung, das Gewehr an die Schulter gelehnt, den schwerfälligen Hut auf dem Kopfe, am Rücken den baumelnden Haarzopf, über dem blauen Rocke gekreuzte Lederriemen mit Säbel und Tasche, standen sie zu beiden Seiten des verschlossenen Einganges. Das kleine Haus mit der einzigen Etage war kein Gefängniß. Aber die Wache, die verschlossene Thüre, die stark vergitterten Fenster, der verwetterte graue Anstrich und die Todesstille, machten es noch düsterer, als ein Gefängniß. Zuweilen erlaubte sich die Wache verstohlene Blicke durch

die Fenster, sie belauschte jedes Geräusch im Innern. Sie schienen das einfache Haus mit den vier vergitterten Fenstern nicht blos mit den Augen, sondern auch mit den Ohren zu bewachen.

Nur selten schlich ein mildernder Zug durch die rauhen Gesichter. Dies geschah jedesmal, wenn sie hinüber blickten nach der Bierschenke „Zum Grenadier.“ Sie hörten die Gläser klirren, die wechselnden Gespräche munterer Zecher, — sogar eine Versuchung für die meisterhaft gedrillten blauen Kinder Friedrich Wilhelms.

In der Schenke saßen Bürger aus Küstrin in lebhaftem Gespräche. Sie deuteten öfter nach dem kleinen Hause hinüber, wo die Wache stand. Behauptungen wurden aufgestellt und wieder verworfen. Bald führte Einer das Wort, bald sprachen Mehrere zusammen. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung mochte ungewöhnlich ernst sein; denn ihre Züge trugen das Gepräge der Wichtigkeit, zuweilen des Schreckens.

Plötzlich verstummte die Unterhaltung. Zwei lange Garden waren eingetreten. Der Wirth, ein kleiner, dicker Mann mit pfiffigen Augen und stets lächelnden Mienen, trat ehrfurchtsvoll grüßend heran.

„Ihro Gnaden, Herr Feldwebel, was steht zu Befehl?“

„Einen Krug Duckſteiner.“

Die übrigen Gäſte hatten die Beſtellung vernommen und blickten unterwürfig zu den Blauen hinüber. Der Krug „Duckſteiner“ hatte denſelben vornehmen Klang, als wenn man jetzt in einer Schenke zu Küſtrin ſagen würde: „Eine Flaſche Deidesheimer.“

Die Bürger hatten noch einen anderen Grund zu ehrfurchtsvollem Verhalten. Die rieſigen Garden waren des Königs Schooßkinder. Seit drei Wochen lagen zwanzig Mann von ihnen in der Veſte. Sie waren von Berlin herübergekommen zur Bewachung des kleinen Hauſes, und die Bürger betrachteten ſie, wie man Perſonen betrachtet, denen eine wichtige Aufgabe geworden.

Der Feldwebel ſchüttete in langen Zügen den Gerſtenſaft hinab, und ſchob den Krug, mit dem Ausdrucke des Wohlbehagens, ſeinem Kameraden hin.

„Wahr bleibt wahr, — das Bier iſt gut, Herr Wirth!“

„Das höre ich gern, Herr Feldwebel, mein Seel! Sie kommen aus der Reſidenz und verſtehen ſich auf die Getränke. Wir auf dem Lande, — denn Küſtrin iſt doch nur ein Dorf gegen Berlin, — wir auf dem Lande trinken gemeines Bier. Die Herren aus der Reſidenz trinken natürlich das Beſte. Ich ſage Ihnen;

Herr Feldwebel, aus demselben Faß in Duckstein trinkt auch Seine Majestät!"

„Von diesem Bier kann selbst der König trinken," warf der Feldwebel vornehm hin.

„Wie mich das freut, besonders von Ihro Gnaden," sagte der Wirth, vergnügt die Hände reibend. „Von allen Gästen sind mir nämlich die Kinder Seiner Majestät am liebsten, — und von den Kindern Seiner Majestät sind mir wieder die Herren von der Garde am liebsten. — Bleiben die Herren noch lange bei uns?"

„Kaum! Morgen in der Frühe, Punkt acht Uhr, wird Katte," — und er machte mit der Hand eine abschneidende Bewegung um den Hals. „Sodann kommt der Prinz an die Reihe, und wir kehren nach Berlin zurück."

In die Züge der Bürger trat Staunen und Entsetzen.

„Der Prinz? Das glaub' ich nicht!" rief der Wirth.

„Dann mag Er's bleiben lassen," versetzte der Feldwebel.

„Um Vergebung, Ihro Gnaden! Sie wissen Alles genau, — ich glaub' Ihnen auf's Wort, — aber nochmals, um Vergebung! Es will mir nicht in den

Kopf, daß unser guter König seinen eigenen Sohn erschießen läßt."

„Hab' auch nicht gesagt, daß er todtgeschossen wird. Aber geköpft wird er, wie der Lieutenant Katte."

Die Bürger schüttelten unmuthsvoll die Köpfe. Der Wirth setzte sich dem Feldwebel gegenüber.

„Unser König ist gerecht," fuhr der Blaue fort. „Hab' selber schon öfter gesehen, daß er eigenhändig auf der Straße allerlei Gesindel durchprügelte. Bei schweren Vergehen reichen aber Prügel nicht aus. Alle Verbrecher müssen sterben. Da nun Prinz Friedrich ein Verbrecher ist, muß auch er sterben. — Jawohl, unser König ist gerecht," — und er setzte den Krug an den Mund.

„Wenn Ihro Gnaden erlauben, was hat denn eigentlich der Prinz angestellt? Oder vielmehr, worin besteht das Verbrechen des Prinzen Friedrich?"

„Da fragt Er mich zu viel! Weiß nur, daß der König den Prinzen eigenhändig erstochen hätte, wenn nicht Offiziere dazwischen getreten wären, — und daß ein Kriegsgericht den Prinzen zum Tode verurtheilte [1])."

---

1) Der Feldwebel ist hier nicht genau. Das Kriegsgericht erklärte sich für unzuständig, über ein Glied der königlichen Familie zu richten.

„Hm, — hm!“ brummte der Wirth, die Bierflecken auf dem Tische verwischend. „Prinz Friedrich zählt erst einundzwanzig Jahre und muß sterben, wie ein Mörder. Doch gar zu traurig ist das, mit Ihro Gnaden Erlaubniß.“

„Das mag Er nehmen, wie Er will! Für meinen Theil wollt' ich lieber ehrlich erschossen werden, als lebenslänglich so im Käfig sitzen, wie der Prinz bis zur Enthauptung sitzen muß. Denk' Er sich, Herr Wirth, die Thüre der Stube, worin der Prinz sitzt, darf im Tage nur drei Mal geöffnet werden und nie länger als vier Minuten. Bei Todesstrafe ist verboten, ein Wort mit ihm zu reden. Das Essen wird ihm Alles klein geschnitten hineingebracht, weil der König Gabel und Messer strengstens verbot. Feder und Dinte darf er auch nicht haben, — auch seine Flöte nicht, und außer der Bibel und etlichen Gebetbüchern kein anderes Buch [1]). — Ist das nicht ein wahres Hundeleben? Lieber zweimal über die Klinge springen, als nur ein Jahr so hinschmachten.“

„Und ich, mit Ihro Gnaden Erlaubniß, möchte lieber fünfzig Jahre so hinschmachten, als nur einmal geköpft werden.“

„Geschmacksachen!“ meinte der Feldwebel. „Aber

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 596.

Schade ist's um die schöne Dorothe, — auch sie muß sterben wegen des Prinzen."

„Die Dorothe? Wer ist das?"

„Das ist das schönste Mädchen von der Welt, — sechszehn Jahre alt, die Tochter eines Schulmeisters in Potsdam und des Prinzen Schätzchen. Donnerwetter, — der König sollte sie begnadigen und mir zur Frau geben."

„Aber um's Himmels willen, warum muß denn die schöne Dorothe sterben?"

„Hört Er denn nicht? Einfach darum, weil der Prinz in heimlichen Verhältnissen mit ihr gelebt, und weil der König solche Heimlichkeiten nicht ausstehen mag [1])."

Die Blauen hatten den Krug geleert, bezahlten und gingen. Der Wirth trat zu den Bürgern.

„Nun, wie steht's, meine Freunde? Hatte euch der Wirth zum Grenadier ein Märchen aufgebunden? Oder hab' ich euch die reine Wahrheit gesagt?"

„Das will mir nicht in den Sinn," sagte ein Bürger, „daß ein Vater den eigenen Sohn kann köpfen lassen."

---

1) Des Prinzen Geliebte wurde nicht getödtet, sondern öffentlich durch die Straßen der Stadt gepeitscht und lebenslänglich in das Spinnhaus gesteckt.

„Hm," — brummte ein Anderer, „der König nennt auch uns seine Kinder, und doch saugt er uns das Mark aus den Knochen."

„Die Blauen wollen leben und sie leben von unserem Schweiß und Blut."

„Beklagt euch nicht, — lieber ausgesaugt, als nach Spandau in den Karren geschickt oder geköpft werden."

„Ein unbarmherziger König!"

„Ein harter Vater!"

„Ein grausamer Vater!"

„Bst — bst, — meine liebwerthen Gäste, keine solchen Reden in meinem Hause! Unser König ist ein ausgezeichneter Monarch, — ein guter Landesvater, — ein frommer Christ, — ein gerechter Richter. So lautet der Wahlspruch des Wirthes „Zum Grenadier!" Denken freilich könnt ihr, was ihr wollt; denn Gedanken sind noch zollfrei."

Die Hinrichtung.

Lieutenant Katte, in das geheimnißvolle Verbrechen des Kronprinzen verwickelt, war zum Tode verurtheilt worden.

Am Morgen des sechsten November trat ein Offizier in die Stube des Prinzen. Der Prinz saß auf dem einzigen Stuhle vor dem einzigen Tische des Zimmers. Er trug einen blauen abgeschabten Rock, zugeknöpft bis an den Hals, und Beinkleider, deren Beschaffenheit mit dem abgeschabten Rocke übereinstimmte. Er hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und das Gesicht in die Hände gedrückt. Vor ihm brannte ein Oellicht, dessen matter Schein mit dem hereindämmernden Novembermorgen stritt.

Beim Oeffnen der Thüre sah er überrascht auf. Nach den Instruktionen von Berlin durfte das Zimmer erst um acht Uhr geöffnet werden, und jetzt war es sieben. Er blickte den Offizier fragend an, ohne

die sitzende Haltung zu verändern. Dieser war unmittelbar vor den Tisch hingetreten, ohne Gruß, ohne die geringste Ehrenbezeigung für den Sohn seines Königs. Diese Rücksichtslosigkeit lag abermals in den Instruktionen von Berlin. Friedrich Wilhelm hatte die Bande des Blutes zerrissen, den Sohn aus dem Heere gestoßen, ihn zum Tode verdammt, und wollte ihn behandelt wissen, wie jeden Verbrecher.

„Ich habe zu melden," begann der Offizier, „daß Lieutenant Katte heute, Schlag acht Uhr, vor Ihrem Fenster enthauptet wird, und daß Sie, nach Seiner Majestät Befehl, die Enthauptung ansehen müssen."

Friedrichs hagere Gestalt schnellte empor, Ueberraschung und Entsetzen in den Zügen.

„Was spricht Er da?"

Der Offizier wiederholte den Auftrag.

„Katte enthauptet, — mein Freund Katte enthauptet? Und warum?"

„Weil er als Verbrecher zum Tode verurtheilt wurde."

„Katte ist kein Verbrecher," stieß Friedrich scharf hervor. „Ich bin der Verbrecher, ich allein. Katte vollzog meine Befehle, und ein Diener, der seines Herrn Befehle getreu erfüllt, ist kein Verbrecher."

„Dies habe ich nicht zu beurtheilen."

„Ich sage Ihm, Katte darf nicht sterben," rief der Prinz lebhaft, „mich allein treffe die ganze Strafe. Mein allergnädigster Vater morde seinen Sohn, seinen Thronerben, wenn doch einmal gemordet sein muß, — wenn nun gerade die Majestät Blut sehen will."

Der Offizier zuckte die Achseln.

In der Ferne hörte man Trommelwirbel und dann einen Trauermarsch. Eine Abtheilung Militär zog vom Walle nieder auf den freien Platz, vor das kleine Haus. Die Bürger Küstrins liefen von allen Seiten herbei, das blutige Schauspiel zu betrachten. Die Soldaten zogen einen engen Kreis, und den Mittelpunkt dieses Kreises bildete der Scharfrichter.

Der Kronprinz war an das Fenster getreten und betrachtete diese Vorbereitungen mit steigender Erregung.

„Hört Er denn nicht," rief er ungestüm, „daß Katte nicht getödtet werden darf? Fort, — melde Er Natzmer, daß die Hinrichtung verschoben werden muß."

„Die gemessensten und strengsten Befehle Seiner Majestät fordern die Hinrichtung."

„Und ich fordere Aufschub! Ich, der Kronprinz befehle Ihm, dies dem Feldmarschall zu sagen. Vorwärts marsch! — Katte's Blut komme über Ihn, so Er zögert. Fort zum Feldmarschall!"

„Was soll ich dem Commandanten melden?"

„Daß ich einen Eilboten nach Berlin sende, — daß ich dem Throne entsage, — daß ich lebenslänglichem Gefängnisse mich unterwerfe, — daß ich sogar den Tod erdulden will zur Rettung meines Freundes. — Nun, was will Er noch mehr? Fort zum Commandanten!“

Der Offizier, durch das heftige verzweifelte Wesen Friedrichs gedrängt, und von ihm nach der Thüre hingeschoben, verließ eilig Stube und Haus.

Der Prinz rannte in der größten Verwirrung hin und her. Bald stand er am Fenster, angstvolle Blicke über den mit Soldaten und Volk dicht gedrängten Platz werfend, bald lauschte er nach der Thüre hin, die Rückkehr des Offiziers erwartend. Endlich kam dieser.

„Es ist unmöglich!“ sprach er. „Katte muß zur bestimmten Stunde sterben. Der strengste Befehl des Königs macht den Feldmarschall für den genauen Vollzug des Urtheiles verantwortlich.“

Wider Erwarten vernahm Friedrich diese Kunde mit vieler Ruhe. Er senkte das Haupt auf die Brust herab und stand eine Weile schweigend.

„Armer Katte,“ sprach er bewegt. „Es ist also deine Bestimmung, unter dem Schwerte des Henkers zu sterben, — und was vermögen Menschen wider

den Schicksalsspruch? Unglückseliger Katte, — du bist prädestinirt, vielleicht nur einige Tage vor deinem Herrn zu sterben."

Er richtete das Auge forschend auf den Offizier.

„Oder nicht einige Tage?" fragte er beklommen. „Vielleicht nur wenige Stunden vor mir? Hat Er nicht auch so einen Befehl des Königs in der Tasche, daß Kronprinz Friedrich Schlag zehn Uhr vom Leben zum Tode befördert werden muß? Hat Er?"

„Ihr Todesurtheil ist zwar gesprochen, wie man hört, die Zeit des Vollzuges aber noch nicht bestimmt."

„Un homme plaisant! Damit spaßt Er doch nur, mein lieber Mann?"

„In solchen Dingen spaßt man nicht."

Der riesige Feldwebel trat ein.

„Ihro Gnaden zu vermelden, daß Katte am Platze ist."

„O Himmel und Erde!" rief der Prinz, welcher an das Fenster geeilt war.

Katte, in der Uniform des Lieutenants, stand mitten im Kreise, neben ihm der Prediger Müller. Zwei Gardegensdarmen traten zu dem Verurtheilten heran, rissen ihm die Offizirrauszeichnung vom Kleide und streiften ihm den Rock aus. Katte preßte bei

dieser Handlung die Lippen krampfhaft zusammen und strengte alle Kraft an, Ruhe und Fassung zu bewahren. Er selbst nahm das Tuch vom Halse und bemerkte dem Prediger, daß geistlicher Zuspruch ferner überflüssig sei.

Die dicht gedrängte Volksmasse reckte die Köpfe in die Höhe, jeder Kopf wollte den Unglücklichen sehen, und jedes Auge das schreckliche Schauspiel genießen. Das Drängen und Streben verursachte ein stetes Hin- und Herwogen, der Fluth vergleichbar, die ihr Opfer verschlingen will. Als vom Thurme die Todesstunde schlug, verstummte das rauschende Gemurmel. Grabesstille ruhte über der Menge.

Der Scharfrichter hatte das Oberkleid abgelegt und das Hemd aufgestülpt, so daß die hervorspringenden Sehnen der nervigen Arme sichtbar wurden. Er faßte das blanke Schwert mit beiden Händen und machte, gleichsam zur Uebung, einige schlagende Bewegungen.

Katte kniete nieder, das Gesicht nach dem Fenster des Prinzen gekehrt, Der Henkersknecht trat heran, die Hand nach dem Kopfe des Verurtheilten ausstreckend. Müller wich zurück und wandte dem blutigen Vorgange den Rücken Die Menge wagte kaum zu athmen, tausende von Augen hingen erwartungsvoll an den drei Personen in Mitte des Kreises, — und

in keinem dieser Augen glänzte eine Thräne des Erbarmens.

In diesem Augenblicke tiefster Ruhe wurde ein Fenster des kleinen Hauses aufgerissen. Friedrich erschien unter dem Fenster. Sein langes Haar hing verwirrt um das Haupt, sein Gesicht war entstellt und leichenblaß. Er rang die Hände nach dem Verurtheilten hin. Durch das Volk lief ein dumpfes Gemurmel.

„Katte, — Katte, —“ stieß der Prinz mühsam hervor, „Katte, vergieb mir!“

Der Angerufene blickte empor. Eine starke Bewegung glitt über sein Gesicht. Er zwang die Bewegung nieder.

„Ich wüßte nichts, was ich zu vergeben hätte,“ rief er mit lauter, sicherer Stimme.

„Vorwärts!“ klang die Stimme des befehlenden Offiziers.

Der Henkersknecht fuhr mit harter Faust dem Unglücklichen in die Haare, der Scharfrichter holte zum Schlage aus, — der Prinz fiel in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, war Alles vorbei. Der Platz war menschenleer. Vor dem Hause lagen Kopf und Rumpf Katte's. Sie blieben liegen bis Nachmittag und wurden dann von einigen Bürgern weggetragen.

Der Kronprinz hatte den Anblick der Leiche vermieden, so lange sie vor dem Fenster lag. Nachdem sie weggetragen worden, schritt er unablässig im Zimmer hin und her. Es wühlte etwas in ihm. Den ganzen Tag über genoß er keinen Bissen. Gegen Abend ließ er den Prediger Müller rufen.

Der junge Mann glaubte bisher nicht an die Möglichkeit seiner Enthauptung. Er hielt den Vater für unfähig, ihn tödten zu lassen. Nach Verlauf der strengen Haft und der geistlichen Uebungen, meinte er, würde ihn der König wieder in Gnaden aufnehmen. Nicht Katte's Tod, wohl aber ein begleitender Umstand überzeugte ihn, daß er sich getäuscht habe; daß seine Hinrichtung dennoch beschlossen sei.

Er kannte nämlich das Streben seines Vaters, Peter den Großen von Rußland möglichst getreu nachzuahmen. Auch Peter hatte seinen Thronerben Alexis hinrichten lassen, zuvor aber dessen Freund, wovon Alexis Augenzeuge sein mußte. Indem Friedrich Wilhelm vor dem Fenster Friedrichs den Lieutenant Katte enthaupten ließ und ihn zwang, dieser Hinrichtung beizuwohnen, befolgte er abermals das Beispiel Peters des Großen. Daß nun auch der zweite Akt, die eigene Enthauptung, bald folgen würde, lag für den Kronprinzen außer allem Zweifel. Kaum hatte sich diese Gewißheit

ihm aufgedrängt, so erfaßte den jungen Mann seine namenlose Angst. Er überlegte, wie das Schreckliche könne abgewendet werden. Er überdachte verschiedene Wege und verwarf sie alle wieder. Am sichersten schien es ihm, sich an das religiöse Bewußtsein des Königs zu wenden, und hiezu eines Mannes sich zu bedienen, der beim Fürsten in hohem Ansehen stand. Dieser Mann war der Prediger Müller.

„Ich habe Sie rufen lassen," begann der Kronprinz, nachdem Müller eingetreten war, „um von Ihnen über die letzten Augenblicke Katte's Einiges zu erfahren. Ging er mit Ruhe und Fassung in den Tod?"

„Die tiefste Reue über sein Verbrechen abgerechnet, vollkommen ruhig und gefaßt."

„Ueber sein Verbrechen? Worin bestand dieses Verbrechen?"

„Näher hat er dies nicht erläutert, mir aber mehrere Aufträge an Ihre Hoheit gegeben."

„Aufträge? Lassen Sie hören!"

„Zuerst bittet er, Ihre Gnaden möchten, wenn Sie zur Regierung gelangt seien, an keinem Mitschuldigen seines Todes Rache nehmen. Sein Tod sei ein gerechter und die Sühne seiner Schuld."

„Die Bitte ist edelmüthig, zugleich aber überflüssig,

wie mir scheint. Ist seine Todesstrafe eine gerechte, müßte ich ein ungerechter König sein, jene zu verfolgen, die ein gerechtes Urtheil gesprochen oder veranlaßten. Doch ich will ein gerechter König werden, das heißt, wenn ich hiezu prädestinirt bin. Ein Mensch wird ja doch nur das, wozu er von Gott prädestinirt ist. — Weiter, wenn es dem Herrn beliebt."

„Sodann richtet Katte die flehentliche Bitte an Ihre Gnaden, in sich zu gehen, Gottes Vorsehung anzuerkennen, sich Ihrem gnädigsten Herren Vater zu unterwerfen, — endlich jenen nicht zu folgen, welche Ihren jugendlichen Leidenschaften schmeicheln, sondern Jenen, welche Ihnen die Wahrheit sagen."

„Katte ist im letzten Augenblicke ein Bußprediger geworden, wie ich höre," sagte Friedrich, nicht ohne leichten Spott, der ein Zug seines Charakters war, und der auch im Unglücke ihn nicht verließ.

„Es sind die Worte eines Sterbenden," entgegnete Müller.

„Und Sterbende sagen die Wahrheit," erwiederte Friedrich ernst.

Er stand einen Augenblick schweigend und schlug das Auge zu Boden.

„Katte verlangt, ich soll in mich gehen! Sehr lobenswerth, — ich nehme den Rath an. — Zweitens:

dem Vater mich unterwerfen, — ebenfalls löblich, — ich unterwerfe mich. — Drittens: den Schmeichlern entsagen und bittere Wahrheiten gerne hören, — auch das will ich versuchen. — Viertens: die göttliche Vorsehung anerkennen," — und der Prinz machte eine Bewegung, als hätte man den empfindlichsten Theil seines Wesens berührt. „Die göttliche Vorsehung," wiederholte er gedehnt. „Warum nicht? Ein Wurm, auf den man tritt, kann sich nur krümmen, des Trittes aber nicht erwehren. O ja, — ich unterwerfe mich der göttlichen Vorsehung. Noch mehr, — ich erkenne sogar die Prädestination an."

„Um Vergebung, — die Prädestinationslehre ist eine falsche und höchst verderbliche Lehre," sprach Müller.

„Dies haben mir schon einige Theologen und auch mein theologisch gebildeter Vater gesagt. Immerhin, ich nehme sie an."

Der Prediger betrachtete unschlüssig den jungen Mann. Er wußte, daß Friedrich jener Lehre mit voller Ueberzeugung anhing, daß nach Friedrichs Ansicht aller Menschen Loos schon bei der Geburt von Gott bestimmt oder prädestinirt wurde. Er wußte, daß der König, ein streng gläubiger Mann, deßhalb mit dem Prinzen in heftige Streitigkeiten gerieth, daß den Va-

ter diese religionswidrige Anschauung des Sohnes tief beunruhigte und schmerzte, daß er die geachtetsten Theologen zu dessen Bekehrung verwendete, und daß jene Männer vergeblich Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Offenbarung gegen den ungläubigen jungen Mann aufboten. Unter solchen Umständen war Müller nicht geneigt, sich in vergebliche Disputationen einzulassen. Da er jedoch die gedrückte Stimmung Friedrichs bemerkte, so hoffte er, dieselbe erfolgreich benützen zu können.

„Ich kann der Ansicht Ihrer Hoheit nicht beistimmen," sagte er. „Eine absolute Vorherbestimmung des Menschen zum Guten oder Bösen, zum Himmel oder zur Hölle, widerspricht geradezu der göttlichen Güte und Gerechtigkeit. Wie vermag Gott einen Menschen zu verdammen, der nur gethan, was er thun mußte?"

„Das haben mir die Herren von der Bibel öfter gesagt."

„Und dann," fuhr der Prediger fort, „wie steht es mit des Menschen Freiheit? Ist irgend ein Mensch frei, der nur thuen kann, was er thuen muß?"

„Sklaven sind wir ja Alle," warf der Prinz hin.

„Sklaven? Nein! Auch in Ketten und Banden ist der Mensch frei, — kann frei sein Wollen regeln und bestimmen. Hievon muß Ihre Hoheit selber Zeug-

niß geben. Sie konnten Katte's letzte Bitten annehmen oder verwerfen."

„Dies war ein argumentum ad hominem! Sehr gut!"

„Urtheilen Sie weiter," fuhr Müller ermuthigt fort. „Jetzt noch liegt Leben oder Tod in Ihrer freien Wahl. Erfüllen Sie die Wünsche Ihres königlichen Vaters, — leben Sie. Widerstreben Sie dem Monarchen, — müssen Sie sterben. Ob Sie aber leben oder sterben, liegt ganz in Ihrer freien Entscheidung."

Der Kronprinz stand gesenkten Hauptes vor dem Prediger, als sinne er dessen Worten nach. Müllers Vorstellungen wurden immer lebhafter und eindringlicher, Friedrichs Einwendungen immer schwächer.

„So klar und bündig hat mir noch Keiner die Unrichtigkeit und Haltlosigkeit der Prädestinationslehre gezeigt, wie Sie," sagte er. „Ich danke Ihnen. — Schreiben Sie meinem Vater, daß Sie mich geheilt haben, — daß ich seinem königlichen Willen unbedingt mich unterwerfe, daß ich von meiner Schuld und Strafwürdigkeit an seine väterlichen und christlichen Gefühle appellire."

Mit sichtlichem Frohlocken schied Müller von dem Gefangenen. War es ihm doch gelungen, was der

König und die besten Theologen seit Jahren vergebens erstrebten, — die Heilung des Kronprinzen von der Prädestinationslehre. Daß ihn aber Friedrich täuschte, daß er ihn nur als Werkzeug benützte, um zur Gnade des Königs zu gelangen, ahnte der gutmüthige Prediger nicht.

Müller eilte nach Haus, schrieb einen umständlichen Bericht an den König und bat um Gnade für den bußfertigen Sünder.

Des Kaisers Pathe.

Nicht blos Katte ereilte die Strafe, sondern Alle, die mehr oder weniger in des Kronprinzen Schuld verwickelt waren.

Der Kammerherr von Montolieu lieh gegen das Edikt vom Januar 1730 dem Thronerben eine nicht unbedeutende Summe. Er wurde verurtheilt, das ausgeliehene Geld zu verlieren und tausend Dukaten an die Rekrutenkasse zu zahlen. Als er aus Berlin floh, ließ der König Montolieus Bildniß an den Galgen heften.

Duhan de Jandun, der Lehrer, und Hanau, der Aufseher der Bibliothek Friedrichs wurden nach Memel verbannt. Des Prinzen Hausoffiziere von Rochow und Kayserlingk wurden in die Regimenter gesteckt. Wer nur immer mit Friedrich in engerem Verkehre stand, mußte des Königs Zorn fühlen.

Der Kronprinz selber sollte sterben. Sein Tod

war eine fest beschlossene Sache. Der König übernahm es, persönlich diesen furchtbaren Beschluß der Königin mitzutheilen. Vergebens bat sie um Gnade, vergebens vereinigten die Gesandten fremder Höfe ihre Bitten mit jenen der Fürstin. Friedrich Wilhelm blieb unerschütterlich.

„Ich werde den Schurken, den Fritz behandeln, wie es seine Verbrechen und seine Frechheit verdienen," sprach der Monarch. „Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, — mich und mein ganzes Haus hat er entehrt. — Ein Elender, wie er, darf nicht länger leben [1])".

Es folgte eine tief ergreifende Scene. Die Königin, unfähig sich länger zu beherrschen, ging wehklagend auf und ab. Ihre Schritte wankten und sie drohte jeden Augenblick hinzustürzen. Wilhelmine, die älteste Tochter, lag ohnmächtig auf einem Sopha, von Hofdamen umringt, welche die Besinnungslose zu erwecken strebten. Die übrigen Kinder hatten des Königs Füße umklammert und flehten um Erbarmen für den ältesten Bruder [2]).

Frau von Kamecke, Oberhofmeisterin der Königin,

---

1) Mémoirès de Bareuth I, 244.
2) Schlosser, Gesch. des XVIII. Jahrh. B. II. S. 594.

schnitt dieser Auftritt durch das Herz. Kühn trat sie vor den König.

„Eure Majestät," sprach sie, „hat sich bisher etwas darauf zu Gute gethan, ein gerechter und frommer Fürst zu sein. Der Allmächtige hat Sie mit Wohlthaten überhäuft, aber Wehe Ihnen," und ihr Ton erhob sich zur Strenge des Predigers, „wenn Sie von Gottes Geboten abweichen! Fürchten Sie Gottes Gerechtigkeit! König Philipp II. von Spanien, Czar Peter I. von Rußland, welche beide Fürsten das Blut ihrer Söhne vergossen haben, gerade wie Sie das Blut des Ihrigen vergießen wollen, sind dafür bestraft worden: — ihr Mannesstamm ist erloschen, der Abscheu des menschlichen Geschlechtes lastet auf ihnen. Es wird Ihnen ebenso gehen, wenn Sie thun, was Sie vorhaben [1])."

Frau von Kamecke hatte den schärfsten Streich gegen den Fürsten geführt, — sie hatte ihn der Gottlosigkeit beschuldigt. Friedrich Wilhelm wollte aber vor allen Dingen ein christlicher, frommer König sein. Persönlich gewissenhaft und sittenrein, ging sein Streben dahin, die christliche Ordnung allenthalben durchzuführen, seine Unterthanen sogar, wenn es Noth that,

---

1) Daselbst S. 595.

eigenhändig unter das Joch der Gesetze zu prügeln. Wie ein Blitzstrahl trafen ihn die Worte der kühnen Frau. Er stand verwirrt, stammelte eine Entschuldigung und verließ das Zimmer. Das über Friedrich verhängte Todesurtheil wurde aber nicht aufgehoben. Der Kronprinz schien unrettbar verloren.

Da trat ein Fürbitter auf, der sich kaum abweisen ließ, — Kaiser Carl VI. Er hatte den Prinzen, welcher eigentlich Carl Friedrich hieß, aus der Taufe gehoben und bot nun allen Einfluß zu dessen Rettung auf.

„Ihr wißt nicht, um was Ihr bittet," sprach der Fürst zu Seckendorf, dem kaiserlichen Gesandten. „Der Fritze ist ein Schurke, ein Elender, der Euch später schlechten Dank wüßte für Eure Bemühungen. Mich, seinen Vater, hat er stets verhöhnt, an Gott glaubt er nicht, zu allen Bubenstreichen ist er fähig, — und jetzt dieses neue Verbrechen! Ein solcher Mensch kann und darf nicht länger leben."

Seckendorf bat um Aufschub der Hinrichtung; ein Courier flog nach Wien. Einige Tage später überreichte er dem Könige ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers.

Friedrich Wilhelm, von jener traditionellen Ehrfurcht seines Hauses gegen die geheiligte Majestät des

römischen Reiches deutscher Nation erfüllt, las den kaiserlichen Brief mit steigender Bewegung. Seine Hand zitterte, und eine Thräne fiel auf das Papier. Der Eingang des Schreibens mußte für den Monarchen ergreifend und dessen Fortsetzung ruhiger gehalten sein, denn seine Erregung schwand mehr und mehr.

„Vielleicht," las der König laut, „ist der Kronprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn und das gesammte königliche Haus bis jetzt nicht überzeugt. Ich hoffe, daß er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl ich es mit ihm meine. Denn ich glaube, daß die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen innigen Vertraulichkeit und engen Freundschaft meines Erzhauses mit dem königlichen Kurhause Brandenburg abhängt. Ich vertraue ganz auf Eurer Liebden Freundschaft und patriotisches Gemüth, und verbleibe dagegen mit aufrichtig deutschem Herzen, mit wahrer Freundschaft, Liebe und Neigung E. L. für allzeit aufrichtig zugethan[1]."

Der König faltete den Brief und trat an das Fenster, seine Bewegung zu verbergen.

---

1) Preuß. I, 440.

„Indem sich mein Herr und Kaiser an das Vaterherz Eurer Majestät wendet," sprach Seckendorf, „glaubt er keine Fehlbitte zu thun, in Verbindung mit der Ueberzeugung, daß Eure Majestät dem Kaiserhause unverbrüchlich ergeben ist."

Friedrich Wilhelm schwankte unentschlossen.

„Sie wissen nicht, was Sie erbitten," sprach er. „Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden [1])."

Er schritt unruhig auf und ab, finsteres Gewölk auf der Stirne.

„Ich sage Ihnen, Sie wissen nicht, was Sie erbitten," wiederholte der König erregt. „Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden [2])."

„Eurer Majestät Scharfsinn beurtheilt des Prinzen künftiges Verhalten nach dessen gegenwärtiger Gesinnung ganz richtig. Jugendliche Leidenschaften und Verirrungen werden sich aber im späteren Mannes-

---

1) Mirabeau und Maubillon, preuß. Monarch. I, 70.

2) Diese Vorhersehung des Königs ging später genau in Erfüllung. Friedrich II. überzog wiederholt Carls VI. Tochter, Maria Theresia, mit Krieg, verwüstete Oesterreich und riß Schlesien von demselben ab. Ueberhaupt vergalt Friedrich II. Carls VI. edle Befreiung und Lebensrettung durch einen unversöhnlichen, und man muß sagen, unbegreiflichen Haß gegen das Haus Habsburg.

alter zur gerechten, christlichen und ächt deutschen Gesinnung gestalten."

„Warten Sie nur, — Sie kennen diesen Menschen nicht! Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden," wiederholte der König abermals. „Indessen, — Kaiserliche Majestät ist sein Fürsprecher, und des Kaisers Fürsprache kann und will ich nicht abweisen. Fritze ist begnadigt, — er lebe! Aber Fritze wisse und erfahre, daß er sein Leben nur dem Kaiser verdanke."

Seckendorf dankte in warmen Worten. Den König ergriff diese Wärme nicht. Sein Angesicht blieb kalt, sein Blick unzufrieden, als hätte er gegen seine Ueberzeugung gehandelt und der Gerechtigkeit nicht Genüge gethan.

Noch an demselben Tage schrieb Friedrich Wilhelm an den Kaiser.

„Eurer Kaiserlichen Majestät lediglich hat er es in gebührender Erkenntlichkeit zu danken, daß Sie Dero Fürwort ihm haben angedeihen lassen wollen; denn nur dadurch bin ich bewogen worden, ihm zu verzeihen. Ich will wünschen und hoffen, daß dies einen solchen Eindruck auf sein Herz machen möge, daß er dadurch ganz geändert werde und recht erkennen lerne, wie sehr er Eurer Kaiserlichen Majestät

für Deren bezeigte aufrichtige Liebe und Neigung verbunden bleibe [1])."

Nach Küstrin eilte ein Kurier; er überbrachte Friedrichs Begnadigung. Der Kronprinz dankte sogleich, aber sein überschwenglicher, schwülstiger Dank trug zu sehr das Gepräge der Unaufrichtigkeit.

„Hätte ich nicht die Erkenntniß einer solchen unverdienten Gnade," schreibt er, „so wäre ich nicht werth, ein Mensch zu heißen. Nach unserem Herrgott erkenne ich keinen anderen Herrn, wie meinen allergnädigsten Vater, und ist kein Anderer als Sie, dem ich die unterthänigste Treue und Gehorsam leisten muß. Ich versichere meinem allergnädigsten Vater, daß ich darauf leben und sterben werde, und finden Sie eine falsche Ader in mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben ist, — so thun Sie in der Welt mit mir, was Sie wollen."

Den König täuschte dieser Styl nicht; er kannte den Heuchler. Der Vater sah über diesen Zeilen das hohnlachende Gesicht des Sohnes. Als Friedrich um den „blauen Rock" bat, antwortete ihm der Fürst:

„Das soll lediglich Schmeichelei für mich sein. Die Grenadiere sind in deinen Augen „Canaillen;" aber

---

1) Urkundenbuch zur Lebensgesch. Friedrichs des Großen, II, 169.

Petit-Maitres, Franzosen, Französinnen und Komödianten, — das ist etwas Nobleres, das ist digne d'un Prince. Das sind deine innersten Herzensgedanken, die dir von Jugend auf von Schelmen und — beigebracht sind."

Indessen wurde Friedrich der engeren Haft entlassen und bei der Domänenkammer in Küstrin als Auskultator angestellt. Dieses Amt erwarb ihm gründliche Kenntnisse im Finanz-, Polizei- und Handelswesen, und war für seine spätere Laufbahn von dem größten Nutzen. Er durfte zugleich die umliegenden Aemter bereisen und jagen, — allein der Prinz verabscheute die Jagd. Er hätte sich lieber maskirt und Komödie gespielt. Mit Personen des weiblichen Geschlechtes durfte er nicht verkehren, — der König kannte Friedrichs Ausschweifungen und der König war ein sittenstrenger Mann.

Bald wurde dem Prinzen das Festungsleben zur Qual. Seine unbändige Natur sträubte sich gegen diese strenge Zucht.

„Sollen alle bisherigen Demüthigungen zu Nichts führen?" rief er aus. „Soll ich noch länger in dieser verfluchten Galeere schmachten?"

An den König aber schrieb er in derselben Stunde:

„Ich kann nicht genugsam Gottes Wege auch hier

in der Führung meines Unglückes erkennen, da er mich zwar durch manchen saueren und rauhen Tritt geführt, aber auch gewiß sich einen guten Zweck vorbehält, und bin gewiß, daß er es ausführen wird zu seiner Ehre und so, daß Sie dabei vollkommen von meiner Submission versichert sein können [1])!"

Allein der Vater durchschaute den Sohn. Er traute nicht seinen Worten und glaubte ihn nicht gebessert. Die beschränkten Verhältnisse des Kronprinzen blieben. Nach des Königs Absicht sollte die Zucht ihn läutern, seinen Zügellosigkeiten Schranken setzen. Küstrin sollte für den Prinzen ein Exercitien-Haus sein, aus dem er gebessert hervorging. Friedrich aber begriff diese löblichen Absichten des Königs nicht. Während er nach Berlin die unterwürfigsten, demüthigsten Briefe schrieb, knirschte sein Inneres gegen den gewaltthätigen Vater.

Da alle Versicherungen unbedingter Unterwürfigkeit nichts fruchteten, schlug der Gefangene andere Wege ein. Er setzte sich in Verbindung mit Männern, welche des Königs volles Vertrauen besaßen. Zu diesen gehörte vor Allen der Kriegsminister Grumbkow. Der Minister gab dem Prinzen Verhaltungs-

---

1) Oeuvres de T. I. G. XXVII, 3. 12.

maßregeln. Der Prinz befolgte sie genau, und bald zeigte sich hievon die Frucht.

Küstrin rüstete sich zum Empfange des Königs, das heißt: die Blauen wickelten noch einmal rasch alle Stufen der Exercitien ab, um tadellos vor dem Monarchen paradiren zu können. Den Prinzen ließ Grumbkow wissen, daß von diesem Besuche die völlige Aussöhnung abhänge. Er gab ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln, und Friedrich erwartete in fieberhafter Spannung die Ankunft des erzürnten Vaters.

Der König kam, mit ihm der Kriegsminister. Im Regierungsgebäude stieg er ab, wo der Prinz in gedrückter Stimmung, zwischen Hoffen und Zweifeln schwankend, des Augenblickes harrte, der ihm gestattete, vor den Monarchen zu treten.

Die Vorstellungen der Civil- und Militärbeamten, im Saale des Regierungsgebäudes, waren beendigt. Friedrich Wilhelm saß in einem Lehnstuhle, ihm zur Seite standen Grumbkow und General Derschau. Durch den Gang hörte man noch die verhallenden Tritte der abgehenden Offiziere. Der König hatte das Gesicht auf die Hand herabgesenkt. Er saß längere Zeit in ernstem Schweigen. Die beiden Männer in den glänzenden Uniformen standen unbeweglich, wie zwei Bildsäulen neben dem alterndem Fürsten, —

Derschau gleichgültig, ohne hervortretenden Ausdruck in den Zügen, — Grumbkow in gespannter Erwartung und nicht ohne Erregung. Das Schicksal des Kronprinzen ging ihm nahe, und er wußte, daß in den nächsten Augenblicken dasselbe für lange Zeit entschieden werde.

Endlich erhob der Fürst das Haupt.

„Der Mensch mag kommen," sprach er in einem Tone, der keineswegs versöhnlich klang.

Grumbkow eilte an die Thüre und übergab den Befehl dem harrenden Kammerdiener. Gleich darauf trat Friedrich ein, — bleich, verwirrt, mit scheuen Blicken auf den Monarchen. Er sank auf die Kniee und blickte in das eisig kalte Gesicht des Vaters. Diesen erbitterte die demüthige Haltung noch mehr, weil er sie nicht als Ausdruck aufrichtiger Reue, sondern als weiteren Beweis von Friedrichs Heuchelei und feigem Sinne betrachtete.

„Steh' Er auf!" befahl der Fürst strenge.

„Gnade, mein allergnädigster Vater, — Gnade, Verzeihung!" flehte der Prinz.

„Hört Er nicht? Er soll aufstehen!"

Der Prinz gehorchte. Gesenkten Hauptes, bebend wie ein Verbrecher vor seinem Richter, so stand Friedrich vor dem Fürsten, dessen Auge zürnend auf ihm

ruhte. Es entstand eine lange, peinliche Pause. Des Königs Angesicht wurde immer finsterer, der Anblick des schuldigen, unnatürlichen Sohnes steigerte seinen Zorn. Endlich entleerte sich das wetterschwere Gewölk auf des Monarchen Stirne in einer fluthenden, donnernden Strafrede, die alle Sünden und Vergehen des Prinzen rücksichtslos enthüllte.

„Gott gebe,“ schloß der Fürst, „daß Euer falsches Herz durch Eure Gefangenschaft gebessert wurde. Ich zweifle jedoch an Eurer Besserung. Ich kenne Eure Heuchelei und Doppelzüngigkeit. Er ist ein feiger, niederträchtiger Mensch, — ein Spötter, ein Atheist[1]), — verdorben an Leib und Seele. Dahin haben Euch schlechte Gesellschaften und schlechte Bücher gebracht. Dirnen, Franzosenthum, affenmäßige Ziererei, das ist Euer Geschmack; — redlichen deutschen Sinn, Mannheit und Christenthum kennt Ihr nicht.“

Immer tiefer senkte sich Friedrichs Haupt. Zuweilen erhob er dasselbe und blickte verzagt in des Vaters glühendes, strafendes Gesicht.

„Dabei ist Er ein eigensinniger, böser Kopf, der seinen Vater nicht liebt. Er weiß doch, daß ich kei-

---

1) Atheist war Friedrich damals nicht, aber sein Vater hielt die Prädestinationslehre, die Läugnung aller Dogmen und Moral, für Atheismus.

nen weibischen Kerl leiden kann, der keine menschlichen Neigungen hat, — der sich nicht schämt, — der nicht reiten noch schießen kann, — der unreinlich ist am Leibe, — der seine Haare wie ein Narr frisirt und nicht verschneidet[1]). Er ist hoffährtig, bauernstolz und nicht gesprächig. Er redet, außer mit Einigen, sonst mit Niemand. Er schneidet mit dem Gesichte Grimassen, als wenn Er ein Narr wäre. Er thut des Vaters Willen nie, als wenn Er mit Gewalt dazu gezwungen wird. Er hat zu nichts Lust, als seinem eigenen Kopfe zu folgen. Er glaubt, ich kenne seine schlechten Streiche nicht, — Alles weiß ich. Abgesehen von dem letzten Verbrechen, weiß ich, daß Er gewohnt ist, alle meine Handlungen zu bespötteln, — daß Ihm meine Soldaten »Canaille« sind, — daß Er Schmeichler liebt, ehrliche Männer aber verachtet. Ich kenne Eure Sucht für französische Ausschweifungen und Euer ganzes schlechtes, unchristliches Herz. Ja," und des Königs Angesicht wurde dunkler, seine Stimme noch donnernder, „das ist in Seinen Augen digne d'un prince."

Es folgte eine Pause. Die dräuenden Wetter auf des Fürsten Stirne zogen ab, das schwarze Gewölk

---

1) Der König meint des Prinzen Vorliebe für französische Mode.

hatte sich entleert, — der entrüstete Mann und tief gekränkte Vater seinen Groll ausgeschüttet.

„Der Kaiser," fuhr er gelassen weiter, „hat Euer verwirktes Leben verlangt, ich habe dem Kaiser willfahrt. Möge der Kaiser und sein Haus nicht dereinst an Euch finden, was ich an Euch gefunden habe, — einen undankbaren, falschen, heuchlerischen Menschen. Großer Gott, — wo habe ich es denn verdient, einen solchen Sohn zu haben?" — und es klang eine tiefe Rührung durch diese Worte des Königs.

Friedrich benutzte rasch den günstigen Augenblick, und stürzte abermals auf die Kniee.

„Allergnädigster Vater, Gnade, — Verzeihung, — Erbarmen," flehte er. „Ich bin Eurer Majestät Gnade unwerth, ich weiß es. Aber ich appellire an Ihr christlich frommes Herz. Ich gelobe vor Gott und Eurer Majestät aufrichtige Besserung. Ich erkenne meine Frevel, meine Verirrungen und verdamme sie. Stellen Sie, allergnädigster Vater, meiner kindlichen Treue die härtesten Proben! Die Aufgabe meines ganzen Lebens soll lediglich darin bestehen, die Achtung und Liebe Eurer Majestät zu verdienen."

„Genug, — genug," unterbrach ihn der König, „ich will Ihm glauben. Steh' Er auf. Ich kann das Gerutsche auf den Knieen vor mir nicht ausstehen.

Mögen Eure Versicherungen nicht abermals Lüge und Heuchelei sein. Hoffentlich seid Ihr jetzt überzeugt, daß schlechte Gesinnung nicht zum Glücke führt. — Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinn durchzukommen! Aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechzig oder siebenzig Jahre alt wärest, solltest Du mir doch nichts vorschreiben. Da ich mich bisher gegen Jedermann behauptet, werde ich auch Mittel finden, Dich zur Vernunft zu bringen."

Er reichte dem Prinzen die Hand. Der Prinz küßte die Hand.

Vor dem Regierungsgebäude hatte sich eine wogende Volksmenge versammelt. Nicht Liebe zum Landesherrn, sondern Neugierde trieb sie her. Zur Liebe hatten die Preußen, welche sich an die russische Knute nicht gewöhnen konnten, keinen Grund. Den letzten Rest von Zuneigung zerstörten die üblichen Gewaltthätigkeiten bei Erpressung der „blauen Kinder."

Als der König heraustrat, um den Wagen zu besteigen, schwieg das Gesumme der Menge. Grumbkow hatte den Augenblick wahrgenommen, dem Prinzen einige Worte in das Ohr zu flüstern. Als nun Friedrich Wilhelm, der ganzen Volksmenge sichtbar, unter den Eingang trat, warf sich ihm der Kronprinz abermals zu Füßen, leistete öffentlich Abbitte, be-

kannte öffentlich die gründlichste Unterwürfigkeit unter den König [1]).

Die Menge sah verwundert auf das eigenthümliche Schauspiel. Die Menge ist nicht ganz ohne Urtheil und Feinfühligkeit. Sie murrte, sie mißbilligte diesen Auftritt. Sie hielt den Sohn für feige, für sklavisch gesinnt, — den Vater für hart und gefühllos.

Aber der Auftritt war nicht für die Menge, sondern für den Ehrgeiz und den Argwohn des Königs berechnet. Diese öffentliche Verdemüthigung des Kronprinzen schmeichelte ihm, sie überzeugte ihn plötzlich von dessen aufrichtiger Besserung. Er richtete Friedrich auf und umarmte ihn.

„Deine Bekehrung ist wahrhaft, mein Sohn!“ sprach er gerührt. „Ich werde für Dich sorgen [2]).“

---

1) Nach Gfrörer [illegible] II. S. 614 küßte Friedrich bei dieser Gelegenheit sogar seines Vaters Füße.

2) Am Schlusse dieses Kapitels noch eine kurze Bemerkung. Worin das Verbrechen besteht, weßhalb Friedrich zum Tode verdammt wurde, ist bisher unbekannt geblieben. Als König ließ er sich die Untersuchungsakten geben und stellte sie versiegelt zurück. Jene Siegel verschließen immer noch das Geheimniß.

Der Heirathsantrag.

Ganz vorzüglich zufrieden mit sich selbst, kehrte Friedrich in seine Wohnung zurück. Er hatte den König von der Aufrichtigkeit seiner Reue überzeugt, den erzürnten Vater versöhnt, der Majestät öffentliche Genugthuung geleistet, — jetzt harrte er mit Spannung der Früchte seiner Bemühung. Die Früchte blieben lange aus; endlich kamen sie aber doch, und zwar in Form einer langen Instruktion, von Friedrich Wilhelm selbst verfaßt und eigenhändig geschrieben. Durch sie wurde jene strenge Instruktion vom November 1730 aufgehoben.

Der Prinz las die Instruktion und stieß ein hämisches Lachen aus. Das hämische Lachen wich schnell bitterem Unmuthe. Die väterlichen Gunstbezeugungen waren sehr weit hinter dem erwarteten Maße zurückgeblieben.

In diesem Augenblicke trat der junge Natzmer ein, der Sohn des Feldmarschalls und mit Friedrich befreundet. Natzmer war vom Prinzen das Gegentheil: — gewissenhaft, edelgesinnt, eine biedere deutsche Natur. Von seiner bevorzugten Stellung zum Thronfolger machte er den besten Gebrauch. Seine Freundschaft war dies im strengsten Sinne. Die verkehrten Grundsätze Friedrich's griff er an, jedoch ohne Anmaßung, getragen vom Geiste der Anhänglichkeit und Theilnahme. Der Prinz erkannte das wohlwollende Bestreben des jungen Mannes, und würdigte es theilweise.

„Ah — Natzmer, Sie kommen gerade recht! Mein allergnädigster Vater hat wieder ein Buch geschrieben. Der Held des Buches bin ich. Der Zweck des Buches ist meine weitere Correktion zur christlichen Vollkommenheit. Ich sage Ihnen, Natzmer, mein Vater ist der Kirchenvater des achtzehnten Jahrhunderts. Er ist von Ewigkeit dazu prädestinirt, ganz Preußen unter die Fuchtel Gottes zu bringen."

„Sie reden heute wieder mehr, als Sie verantworten können," sprach Natzmer sanft.

„Da haben Sie gleich die Beweise für meine Behauptung," fuhr der Kronprinz in seiner leicht spöttischen Weise fort. „Ich sage, mein Vater bringt

ganz Preußen unter die Fuchtel Gottes, — darum tödtet er das übermüthige Land ab durch schwere Steuerlasten. Damit die Leute nicht üppig werden, zapft er ihnen das Blut ab. Die Unkeuschen läßt er öffentlich durch die Straßen peitschen, damit das rebellische Fleisch zur Besinnung kommt. Um endlich die Gottesfurcht recht tief einzuprägen, läßt er Kindesmörderinnen in Säcken, die sie selbst nähen müssen, ersäufen, — prügelt er zankende Weiber eigenhändig durch, — läßt er Diebe auf hölzerne Esel setzen, Räuber halb todt schlagen und dann an den Pranger stellen [1]). — Gestehen Sie doch nur, mein lieber Hauptmann, daß mein allergnädigster Vater es besser versteht, die Menschen unter das göttliche Gesetz zu bringen, als unser Herrgott selber."

Der junge Offizier, durch diese Auslassung über seinen König in Verlegenheit, zuckte die Achseln.

„Ihre sarkastische Ader, mein Prinz, ist heute wieder sehr stark angeschwollen."

„Und Sie wundern sich? Hören Sie, — ich will Ihnen den Hauptinhalt dieses Buches kurz mittheilen."

---

1) Dies ist übrigens keine böswillige Erfindung des Prinzen. Friedrich Wilhelm regierte wirklich nach dieser russischen Manier Peter's I.

„„Du darfst reiten, jagen und fahren; ich werde dir Pferde und Wagen schicken.““

„Ich sage Ihnen, Razmer, eine schöne Tochter Eva's ist mir lieber, denn alle Pferde und Wagen des Königs. Mein allergnädigster Vater weiß, daß ich das Jagen und Fahren nicht ausstehen kann, darum gönnt er mir dieses Vergnügen. Aber weiter!“

„„Du darfst nie mit Jemand unter vier Augen sprechen, am Wenigsten mit einer Person des weiblichen Geschlechtes.““

„Ist dies nicht köstlich? Doch es sei! Werde die väterliche Instruktion genau vollziehen und immer ein Auge zudrücken; denn unter drei Augen zu sprechen, ist nicht verpönt.“

„„Du darfst nie allein schlafen und alle Briefe, außer an mich und die Königin, müssen deinen Aufsehern gezeigt werden. Du darfst jeden Tag zwei Gäste einladen und zweimal in der Woche zu Gast gehen, — Frauenzimmer bleiben aber von diesen Einladungen streng ausgeschlossen.““

„Dies merken Sie sich, Razmer! Sperren Sie Ihre schöne Schwester regelmäßig hinter Schloß und Riegel, wenn ich bei Ihnen zu Tische bin; denn ich könnte nicht dafür gut stehen, daß sie auf allerhöchsten

Befehl durch die Straßen von Küstrin gepeitscht wird. — Noch nicht Alles."

„„Französische und deutsche Bücher weltlichen Inhaltes, sowie Musik, Spiel und Tanz sind dir strengstens untersagt. Die Betstunden des Morgens und Abends werden regelmäßig fortgesetzt.""

„Und ich bin bei Allem dem noch kein Heiliger? Ist das nicht wunderbar? Aber reden Sie doch Nazmer! Was sagen Sie zu dieser königlichen Zucht?"

„Mir steht es nicht zu, die Instruktionen Seiner Majestät zu bekritteln."

„Ja wohl; — denn Sie nennen den frömmsten und weisesten König Europa's den — Ihrigen."

„Das ist wirklich meine Ueberzeugung, Prinz."

„So, — wirklich? Ist es wirklich? — Und ich trete wirklich Ihrer Ueberzeugung bei, mein lieber Hauptmann," sagte Friedrich im Tone des Spottes.

„Lassen Sie mich einen Auftrag erfüllen," versetzte der Hauptmann, nicht ohne Zeichen des Unmuthes diesen Faden des Gespräches zerreißend. „Der Kriegsminister wird in einigen Tagen hier eintreffen. Für Sie bringt er vom Könige wichtige Aufträge; — wenigstens deutet er dieses an."

„Leicht möglich!" entgegnete Friedrich gleichgiltig.

„Vielleicht bringt er den Schluß dieser Instruktion; — denn ich muß Ihnen offen gestehen, Nazmer, — diesem ganzen Opus fehlt — der Kopf.“

Der Hauptmann mußte unwillkührlich lachen über den komischen Ton und die Geberde, womit Friedrich diesen scharfen Streich gegen die königliche Instruktion führte.

„Ich glaube nicht, daß Grumbkow einen Kopf bringt, aber eine Braut.. Ja, eine Braut für Sie, mein Prinz.“

„Ist Er von Sinnen, Nazmer? Wie kommen Sie auf diesen höchst komischen Einfall?“

„Mein voller Ernst! Eine Feder, der gestattet ist, in alle Geheimnisse des Hofes zu tauchen, schrieb es mir mit dem Ersuchen, die Neuigkeit Ihnen mitzutheilen.“

„Ah, — und mich unter der Hand zu sondiren, — nicht?“ Er blickte den Offizier scharf an, der etwas verlegen niedersah.

„Nun, ich will Sie nicht auf die Folter spannen, Nazmer! Aber ich bin in allen Stücken der gehorsamste Sohn meines allergnädigsten Vaters. Beglückt er mich mit einem Weibe seiner Wahl, so will ich schwören, daß seine Wahl die vortrefflichste von der Welt ist.“

„Vielleicht auch die zweckmäßigste, mein Prinz.“

„Versteht sich; auf den Zweck kommt ja Alles an bei der Heirath eines Prinzen. Damit England nicht eifersüchtig wird, darf es keine russische Prinzessin sein, — und damit Rußland nicht eifersüchtig wird, darf es keine englische Prinzessin sein. Von Oesterreich ist keine Rede. Maria Theresia, die Tochter meines Pathen, ist zwar das schönste Mädchen in Europa. Allein Maria Theresia mag keinen preußischen Ketzer. — Und was denken Sie von der Sache?“

„Mein Wunsch geht dahin, daß die Wahl des Königs Ihre ganze Zufriedenheit verdienen möge.“

„Der Wunsch ist fast noch klüger als weise, Hauptmann! Ich bin glücklich, einen so klugen Freund zu haben. Ich danke Ihnen für die Kunde und entlasse Sie hiermit in Gnaden; denn sehen Sie, auf dem Stundenplane steht jetzt „Geistliche Lesung.“

Nach dem Weggehen des Hauptmannes schritt der Prinz im Zimmer hin und her, lebhaft gestikulirend und mit sich selber redend. Der vom Könige aufgestellte und an der Thüre lauschende Aufseher sorgte dafür, daß jenes Selbstgespräch nicht verloren ging.

„„Ich werde für dich sorgen,““ — hat mein

Vater gesagt, als er endlich nach dreimaligem Fußfalle so gnädig war, einen milden Blick auf mich zu werfen. „„Ich werde für dich sorgen!““ Ha, hm, — da liegt eine Ellen lange Instruktion, aus der man einen neuen Mönchsorden construiren könnte, — und das ist der erste Theil väterlicher Sorgfalt. Er sucht mir eine Frau nach seinem Geschmacke, die gerade so aussieht, wie diese Instruktion, — und das ist der zweite Theil väterlicher Sorge. — Teufel, es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Verzweifeln wäre! — O über dieses Glück, ein Prinz zu sein! Gewöhnliche Menschen werden doch nur in der Wiege geschnürt, — uns Prinzen schnürt man bis in das Ehebett hinein. Gewöhnliche Menschen wählen nach Gefallen, nach Neigung und Geschmack sich eine Frau, — wir Prinzen sind dieser Mühe überhoben; — der allergnädigste Vater, die allerweisesten Minister sorgen für uns. Und was werden sie für mich gefunden haben? Sicher eine bête, die ich hasse, wie den Tod, — oder eine fromme, die ich verabscheue. — Doch, wozu die Galle? Zum Martyrium bin ich einmal prädestinirt, und zur Vollständigkeit des Martyriums gehört eine Frau, die man nicht ausstehen kann.“

Der Kronprinz erwartete Grumbkow vergebens.

Wochen und Monate vergingen, Grumbkow kam nicht. Die beschränkten Verhältnisse Friedrich's blieben. Die strenge Instruktion wurde rücksichtslos aufrecht erhalten. Der Gefangene von Küstrin durfte sich zwar etwas freier bewegen, aber die engen Schranken der Gefangenschaft lasteten immer noch schwer auf ihm. Sein leidenschaftliches Wesen wollte vergehen vor Ungeduld und Aerger. Er schrieb an Grumbkow, inständig bittend, ihm offen anzugeben, wie er die volle Gnade des Königs wieder erlangen könne.

„Daß Sie nicht kommen, ist mir der sicherste Beweis väterlichen Zornes. Was könnte ich denn noch weiter thun, zur Sühne meiner Schuld? Habe ich nicht alle Demüthigungen ertragen? Lebe ich nicht seit vielen Monaten in dieser verfluchten Galeere? Aber ich verstehe mich zu dem Unmöglichen. Schreiben Sie, was geschehen muß. Sonst könnte, bei fortgesetzten Qualen, die Verzweiflung zum Aeußersten treiben."

Der Kriegsminister antwortete.

„Sie verlangen Verhaltungsmaßregeln dem Könige gegenüber, — hier sind sie. — Ein natürliches, einfaches, achtungsvolles Betragen, ohne Zeichen von Verlegenheit, wird den König freuen. Ich rathe ferner, in Anreden an ihn stets den Titel „Eure Maje-

stät" zu brauchen, auch bei jeder passenden Gelegenheit zu bitten, Seine Majestät möge doch sagen, ob ihm etwas am Benehmen des Sohnes mißfalle. In der Unterhaltung müssen Sie genau auf dessen Fragen antworten — sich nie widersprechen, — Nichts verschweigen, — Ihre Meinung, wenn sie der des Königs entgegen ist, mit aller Vorsicht und Höflichkeit vortragen, — nie Partei gegen ihn nehmen, — vorzüglich aber auch in den unbedeutendsten Dingen einen spöttischen oder scherzhaften Ton vermeiden. Ferner dürfen Sie sich in keine Frage der innern Verwaltung oder der auswärtigen Angelegenheiten mischen, — nicht einmal Neugierde, aber ebensowenig Langweile oder Gleichgiltigkeit zeigen. — Die Gesellschaft von Offizieren müssen Sie jeder andern vorziehen, — Rücksicht auf Die nehmen, welche der König auszeichnet. Namentlich dürfen Sie der Königin nie mehr Ehre erweisen, als dem Könige, — der Prinzessin Wilhelmine müssen Sie mit Zurückhaltung, den andern Geschwistern freundlich und natürlich begegnen. Endlich müssen Sie, bei Ihrer ersten Anwesenheit in Berlin, vor den versammelten Offizieren und Generälen Ihre Reue darüber bezeugen, daß Sie des Königs Mißfallen sich zugezogen und Aergerniß dem Heere gegeben haben, — sodann die Betheurung

beifügen, wie sehr Sie wünschen, bei nächster Gelegenheit diesen Fehler mit Ihrem Blute zu sühnen, auch den in Küstrin abgelegten Eid vor allen Anwesenden feierlich erneuern. Das wird den König erfreuen [1])."

Mit dieser Instruktion hatte der Kriegsminister nicht blos dem Prinzen Verhaltungsmaßregeln ertheilt, sondern auch den König charakterisirt, und zwischen den Zeilen das bisherige Benehmen des Prinzen dem Vater gegenüber getadelt. Friedrich fühlte und erkannte dies. Er befolgte genau Grumbkow's Rath. Er schrieb dem Vater lange Briefe gefälligen Inhaltes. Er legte ihm landwirthschaftliche Verbesserungspläne vor, hiedurch seinen Fleiß zu bekunden und seinen Geschmack an diesem nützlichen Fache. Er versicherte wiederholt, daß er Jede heirathen wolle, welche königliche Majestät ihm bezeichne.

Grumbkow's Rath war ausgezeichnet. Die Briefe thaten ihre Wirkung. Friedrich wurde nach Berlin gerufen, um der Vermählung seiner Schwester Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth beizuwohnen. In Berlin legte er vor den versammelten Offizieren ein reuiges Sündenbekenntniß ab, und wiederholte seinen Treu- und Unterwerfungseid. — Der Lohn war die Wiederaufnahme in das Heer und

1) Stenzel III, 625.

die Erhöhung des Monatsgehaltes auf fünfhundert Thaler.

Friedrich täuschte aber nicht nur den König, er täuschte sich selbst. Er wußte, daß er nur ein heuchlerisches Spiel trieb, sein innerstes Wesen verbarg, statt es zu verändern, und hiedurch in qualvollen Widerspruch gerieth mit sich und seiner Rolle.

Nach Küstrin zurückgekehrt, verwünschte er, trotz der Uniform und bedeutender Erleichterungen, die „verfluchte Galeere." Den Hang zu Ausschweifungen durfte er nicht befriedigen, nicht einmal durch den Genuß verderbter französischer Lektüre; denn er wußte, daß ihn Spione von allen Seiten umgaben und genau über ihn an den König berichteten. Aber seinen Hang zu Spott und Hohn konnte er nicht immer beherrschen.

„Mein lieber Nazmer," sagte er, als ihn der Hauptmann wegen Wiederaufnahme in das Heer beglückwünschte, „ich darf an der vollen Gnade des Königs nicht mehr zweifeln. Sie sehen, ich trage das Kleid seiner „lieben, blauen Kinder." Aber ich bedaure unendlich, daß ich nicht so ein sieben Fuß langer Russe bin; Sie wissen, die Liebe des Königs zu seinen Kindern richtet sich genau nach dem Maße ihrer Körperlänge. Der König ist eben groß in

Allem, was er denkt und anstrebt; — denn Alles ist immer nach der Größe des Czaren Peter gemessen."

„Ein großes Vorbild verräth ein erhabenes Streben," sagte Razmer.

„Ohne Zweifel, — nämlich das Streben zur Größe, und die Größe kann dem Könige nicht fehlen. Sicher gelingt es ihm, den großen Russen genau zu copieren, — genau bis zur Fuchtel und Knute. Im Knutenwesen brachte es der König bereits zur großen Meisterschaft. Wie mir meine Schwester erzählte, schlug er sie halb todt aus Argwohn, sie möchte in meine Schuld verwickelt sein. Einige hundert preußische Rücken, unter denen sich auch der Rücken des Kronprinzen befindet, — wissen gleichfalls zu erzählen, von der Fertigkeit des Königs im Knuten. Vielleicht überflügelt er im Knuten sogar den Russen, — und wenn Peter seine Größe nur der Knute verdankt, so folgt consequent, daß die Geschichte einmal der Nachwelt einen Friedrich Wilhelm den „Großen" zu überliefern haben wird."

Dem Hauptman that die schärfe Lauche wehe, welche der Sohn über den Vater ausgoß. Er lenkte das Gespräch auf das Heirathsprojekt, reizte aber hiedurch Friedrich's beißenden Humor noch mehr.

„Sie fragen mich nach der Auserwählten? Ich

kenne sie nicht, — nicht einmal ihren Namen kenne ich. Bewundern Sie abermals den König. Kein Bitten und Schmeicheln vermochte ihm das Geheimniß zu entlocken. Geheimnisse zu bewahren, selbst vor denen, die allein hiedurch interessirt werden, ist aber keine geringe Aufgabe. Dies können nur Männer, welche Anspruch auf historische Größe haben. — Was konnte ich also thun? Weiter nichts, als den allergnädigsten Vater meines blinden Gehorsams versichern. Sie hätten sehen sollen, wie gnädig die Majestät über den blinden Gehorsam lächelte! Mit verbundenen Augen würde ich zum Altare gehen auf Befehl des Königs, ohne meine Braut auch nur einmal gesehen zu haben. Peter der Große würde ohne Zweifel ebenso mit seinem Thronfolger Alexis verfahren sein, wenn er denselben nicht zufällig hätte hinrichten lassen."

Nazmer schüttelte mißvergnügt das Haupt.

„Ich verdamme Ihren blinden Gehorsam, Prinz! In solchen Dingen kann der blinde Gehorsam nur das größte Unglück stiften. Die Wahl der Lebensgefährtin ist eine rein persönliche Sache, — und diese Wahl muß sich nach persönlicher Neigung richten."

Friedrich stand mit überschlagenen Armen vor dem Offiziere, lachenden Spott in den Zügen.

„Wie beschränkt, Hauptmann, — wie engherzig, wie alltäglich! Welche Begriffe machen Sie sich vom Eheleben? Ich sage Ihnen: es lebe die Freiheit!"

Er drehte sich auf dem Absatze herum, schnalzte mit der Zunge und stand abermals vor Nazmer.

„Hören Sie, — ich liebe das weiblische Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß, dann verachte ich es [1])."

Der Hauptmann fuhr erschrocken zusammen. Die gemeine Anschauung des einundzwanzigjährigen Prinzen vom Frauengeschlechte erweckte ihm Ekel und Abscheu. Sein ganzes Empfinden empörte sich gegen Friedrich's Ansicht, — und mit Recht. Denn nach dieser Ansicht gibt es keine Frauenwürde, keine zarte Neigung, keine Liebe und felsenfeste Treue zur Weiblichkeit. Diese niedrige Ansicht kann nur einem niedrigen Herzen entspringen, und Friedrich hat diese gemeine Ansicht über die Frauen niemals geändert. Der greise König, dessen Waffenruhm Europa erfüllte, dachte eben so abgeschmackt, wie der einundzwanzigjährige Prinz.

„Ich will davon nur den Genuß, dann verachte ich es."

Was sind demnach die Frauen, — nach der Ansicht

1) Klopp, Friedrich II. S. 51.

Friedrich's des Großen? Verächtliche Gefäße, die man wegwirft nach dem Genusse.

Scharfsinnige Geschichtschreiber behaupten, man könne den Bildungs- und Sittlichkeitsgrad der Völker nach der Achtung bemessen, welche sie den Frauen zollen. Wie abgründig tief muß demnach der Sittlichkeitsgrad Friedrich's des Großen gewesen sein? Wie roh und barbarisch sein Empfinden? Diese Anschauung Friedrich's von den Frauen ist ein Selbstgericht, ein Verdammungsurtheil, das ihm den letzten Lorbeer beschmutzt, welchen Waffenruhm um seine Stirne gewunden. Neben dieser abgeschmackten Gesinnung ist die Existenz wirklicher Größe unmöglich.

In der Nacht vom vierten Februar 1732 wurde der Kronprinz aus dem Schlafe gepocht. Eine Stafette aus Berlin hält vor der Thüre. Sie überbringt die Meldung der ausgesuchten Braut, und einen Brief des Königs, worin die Gründe zu dieser Wahl angegeben werden. Der Brief trägt eine starke religiöse Färbung und das Gepräge deutscher Offenherzigkeit.

„Die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig,“ schrieb der König, „ist modest und eingezogen, wie Frauen sein sollen, zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich, und ein gottesfürchtiges Mensch[1].“

---

1) Gfrörer, B. II. S. 618.

Friedrich hatte den Brief gelesen, lehnte sich an den Rücken des Stuhles, sah nach der Decke des Zimmers, und ein sarkastisches Lächeln spielte in den lebhaften Zügen.

Der König verlangt augenblickliche Antwort. Der Prinz gibt sie in derselben Stunde. Sie lautet bejahend. Sie enthält die Versicherung blinden Gehorsams, der freudigsten Unterwürfigkeit unter den Willen seiner Majestät. Während des Schreibens tritt jener sarkastische Zug etwas zurück, ohne aus dem Gesichte vollständig zu verschwinden. Er schließt den Brief mit einem französischen Fluche, — er siegelt mit seinem Ringe, und wirft den Ring heftig auf den Tisch.

Die Stafette empfängt das Schreiben und eilt nach Berlin zurück.

„Was Neues, Hauptmann?“ frägt der Prinz, als Nazmer am folgenden Morgen den üblichen Besuch abstattet.

„Der Kriegsminister ist abermals angesagt. Heute Nacht überbrachte eine Stafette die Meldung.“

„Diesmal wird der Mann sicher kommen, entgegnete Friedrich. Er wird der „künftigen Sonne,“ wie mein allergnädigster Vater mich zu tituliren beliebt, persönlich zum Brautstande gratuliren.“

„Die Sache wäre demnach entschieden?“

„Freilich! Seine Majestät entschied, — und mir bleibt selbstverständlich nur ein gehorsamstes „Ja!“

„Sie wissen, wie ich von jenem Gehorsam denke.“

„Denken Sie, was Sie wollen, Nazmer. Aber hier lesen Sie den Brief.“

Friedrich schob das königliche Schreiben über den Tisch, vor dem er saß, stützte das Haupt in die Hand, und faßte den lesenden jungen Mann scharf in's Auge.

„Ah, — die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig,“ rief Nazmer. „Ich gratulire, mein Prinz, zu dieser ausgezeichneten Wahl.“

Friedrich verharrte in der nachlässigen Haltung, ohne die dargebotene Hand des Hauptmannes zu ergreifen.

„Lesen Sie weiter!“ sagte er kalt.

„Jede Zeile athmet die väterliche Sorge für das Wohl des Sohnes. In der That, ein warmer Brief.“

„Jawohl, — ein warmer Brief!“ klang es aus Friedrich's Mund, wie spottendes Echo.

„Sie scheinen mit der Wahl nicht einverstanden?“

„Viel zu voreilig, Hauptmann!“

„Um Vergebung, mein Prinz!“

„Sie haben gelesen, daß Elisabeth „„ein modestes, eingezogenes Frauenzimmer ist,““ und was die Hauptsache, — „„ein gottesfürchtiges Mensch.““ Sie ist ganz nach dem Geschmacke meines allergnädigsten Vaters, und auf den meinigen kommt es nicht an. Sie ist „„zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich,““ — so findet sie der König, und der Geschmack des Königs hat seine Berechtigung. Im Uebrigen mag sie sein, wie sie will, — der König hat das Recht, dem Kronprinzen die Frau zu wählen.“

„Ich bestreite dem Könige dieses Recht. Keine Macht der Welt sollte mich zwingen, eine Frau zu nehmen, die weder meinen Neigungen entspricht, noch den Forderungen, die ich an die Lebensgefährtin stelle.“

„Gut, Hauptmann! Das „gottesfürchtige Mensch“ von Braunschweig entspricht weder meinen Neigungen, noch meinen Forderungen; denn sie ist nicht schön, aber dumm und gottesfürchtig.“

„Sie haben also einen verneinenden Bescheid nach Berlin geschickt.“

„Wo denken Sie hin? Ist es klug, den Zorn der Könige zu reizen? Ist es christlich, ungehorsam dem Vater zu sein? Meine volle Einwilligung, meinen blinden Gehorsam ließ ich die Majestät wissen.“

Nazmer stand betroffen. Dieser Spott des Prin-

zen, und dieses vermessene Spiel mit den zartesten Verhältnissen, entrüstete ihn.

„Die Sünde gegen Ihr besseres Selbst ist groß, mein Prinz!“

„Sprechen Sie deutlicher und offen! Sie wissen ja, die Majestät befiehlt, daß man mir die Wahrheit sage.“

„Ich gehorche Eurer Hoheit!“ entgegnete der junge Mann sehr ernst. „Ja, Sie versündigen sich an Ihrem Glücke, und noch mehr an dem Ihrer Gattin. In welcher Lage befindet sich eine Frau, die wahrnehmen muß, daß sie die Liebe des Gatten nicht besitzt, der sie verachtet? Welche schwere Anklage muß die Brust eines Mannes beunruhigen, der ein edles Weib unglücklich macht? Hat denn Ihre Gattin blos Anspruch auf fürstliche Titel? oder hat sie nicht weit mehr Anspruch auf Ihr ganzes Herz? — auf ein Lebensglück, das sie in Ihrer Liebe allein finden kann? Vermögen königlicher Rang und Glanz das Glück zu ersetzen, wenn Liebe und Neigung fehlen? Sie machen Elisabeth unglücklich, — und das ist nach meiner Ansicht unmännlich, sogar verbrecherisch.“

„Sie sind aufrichtig, Nazmer, muß gestehen, — und auch ehrlich. Ich aber bin nur der gehorsamste Sklave Seiner Majestät. Muß später Elisabeth den Miß-

griff meines allergnädigsten Vaters schwer büßen, — gut, dann war sie eben zum Dulden prädestinirt."

„Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein."

„Mein voller Ernst."

„Dann muß ich tief bedauern, Hoheit, daß unsere Ansichten unendlich weit auseinander gehen," sagte der Hauptmann, indem er sich verabschiedete.

„Sie gehen, um Ihre bittere Stimmung vor mir zu verbergen. Gehen Sie, Nazmer, — doch verurtheilen Sie mich nicht. Ein zum Unglücke prädestinirter Mensch, wie ich, darf sogar feige und verächtlich erscheinen im Urtheile eines ehrlichen aber glücklichen Mannes."

Der junge Offizier verbeugte sich stumm und ging. Friedrich blieb in Mitte des Zimmers stehen, den Blick fest auf die Thüre gerichtet.

„Er wird Alles wörtlich nach Berlin schreiben; denn auch Nazmer ist ein Spion, wie alle Uebrigen."

Das Tabakscollegium.

Friedrich Wilhelm I. besuchte kein Schauspiel, er vermied es nicht blos, — er verbot es. Weil aber jeder Mensch seine Erholung haben muß, so besuchte der König alltäglich „das Tabakscollegium.“

Was war das Tabakscollegium?

In einem roth bemalten Zimmer des Schlosses versammelte der Fürst jeden Abend eine geringe Anzahl von Männern. Diese Auserwählten waren genommen aus den Ministern, Generälen und auswärtigen Gesandten. Ohne besondere Einladung des Königs durfte Niemand an jenen Abendgesellschaften Theil nehmen. Der vorzüglichste Genuß jener auserlesenen Versammlung bestand im Rauchen. Wer nicht rauchen konnte, mußte wenigstens den Schein des Rauchers annehmen. Kleine Körbchen enthielten Tabak, daneben lagen holländische Thonpfeifen. Ein großer Tisch seufzte unter der Last von Brod, Butter,

Braten und Schinken. Kein Diener durfte das Zimmer betreten. Die Gäste mußten sich von dem großen Tische selbst bedienen. Vor dem Platze eines Jeden stand ein Tisch und darauf ein weitbauchiger weißer Krug mit Ducksteiner Bier, nebst einem Glase zum Einschenken. Die dicken Tabakswolken zerrissen derbe Witze und Schnurren. Zoten wurden auch gerissen und Mancher weidlich geneckt und aufgezogen. Aber heimlich durfte Keiner mit dem Andern sprechen, — „sintemal der König sehr argwöhnisch war.“

Das Tabakscollegium hatte übrigens auch eine sehr ernste Seite. Es entschied über Krieg oder Frieden, über die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Wenn die Pfeifen glühten, und die Ducksteiner Geister über den Rauchwolken schwebten, trug der König offen seine Ansichten über Dinge von Gewicht vor. Er hörte die Meinungen der Uebrigen und zog sie in Erwägung. So kam es, daß die besten Raucher und Trinker, die fröhlichsten Gesellen bedeutenden Einfluß übten auf die preußische Politik. Schlichte Offiziere, welche ihr Wesen durch ein ehrliches, anspruchloses Gewand zu umkleiden verstanden, entschieden oft mehr in Dingen äußerer und innerer Politik, als des Königs Minister.

Prinz Friedrich schreibt über das Tabakscollegium:

„Ich kenne die Verdienste des rothen Zimmers,

und der Tabakswolken, welche die Regionen desselben erfüllen. Und dennoch weilt dort ein Senat, in welchem häufig über uns andere Sterbliche das Schicksalsloos geworfen wird. Der Senat der Römer ward wegen des ernsten würdevollen Schweigens der Senatoren für eine Versammlung von Göttern gehalten, derjenige von Berlin, anstatt Göttern vergleichbar zu sein, sinkt herab zu einer Rauch- und Trinkstube."

Zu den gewandtesten Tabakscollegialen gehörte der General und Kriegsminister Grumbkow. Seine Pfeife wurde nie kalt, sein Krug bald leer, seine Späße verfiechten niemals, und was dem Könige besonders gefiel, er machte nicht den geringsten Anspruch auf Geist und Scharfsinn. Grumbkow war im Urtheile des Monarchen der schlichteste, gewöhnlichste Mensch, ein ausgezeichneter Soldat und Gesellschafter, aber mit dem gesundesten Hausmannsverstande begabt.

Dennoch war Grumbkow nicht das, was er schien. Seine Offenheit verbarg List und Verschlagenheit, seine Dummdreistigkeit einen tiefen Verstand. Er kannte des Königs schwache Seite. Diese Kenntniß, und sein kluges Benehmen, verschafften ihm die Herrschaft über den Fürsten. Dabei maß Grumbkow sechs Fuß, — ein nicht unbedeutender Vorzug in den Augen seines Herrn.

Der Kriegsminister kannte aber nicht nur den König, sondern auch den Kronprinzen. Er wußte, daß ihm die Wahl der Braut mißfiel, obschon er die unbedingte Einwilligung Friedrichs voraussah. Hatte er doch selbst dem Prinzen gerathen, in alle Rathschläge und Verfügungen des Vaters unbedingt einzugehen.

Durch ein geschicktes Manöver entlockte Grumbkow dem Fürsten den Auftrag, sich nach Küstrin zu begeben, und die wahre Meinung Friedrichs über die Brautwahl zu erforschen.

„Er weiß ja, General, was der Fritze für ein verstockter Kerl ist. Ziehe Er ihm die Würmer aus der Nase und bringe Er den Jungen zur Raison."

Zwei Tage später trat der sechs Fuß hohe General, ein offenes, bedeutsames Lächeln in dem stark gerötheten Gesichte, in das Zimmer des Prinzen zu Küstrin.

„General, seien Sie herzlich willkommen! Sie zu sehen, ist für mich der erste glückliche Augenblick in dieser verfluchten Galeere."

„Bevor ich Platz nehme," sagte der Kriegsminister, eine höfische Haltung annehmend, „bringe ich stehenden Fußes, das Gewehr präsentirend, dem glücklichen Bräutigam meine aufrichtigen Glückwünsche dar."

Augenblicklich veränderte sich Friedrichs Gesicht. Die eben noch lächelnden Züge wurden bitter, und über die bleichen Wangen flog der Hauch einer Röthe. Grumbkow war der Einzige, den er zuweilen in sein Herz blicken ließ; denn Grumbkow, ein erfahrener Mann und tiefer Menschenkenner, verstand es, in jener scherzenden, sarkastischen Weise mit dem Kronprinzen zu verkehren, welche einen stark hervorstechenden Zug seines Wesens bildete. Zudem verdankte der Gefangene von Küstrin den Bemühungen des einflußreichen Ministers manche Erleichterungen. Endlich gestattete ihm Grumbkows Scharfsinn nicht, eben so verächtlich von diesem zu denken, wie der Prinz von des Königs Umgebung im Allgemeinen dachte.

„General, ich kenne Ihre Stärke im Sarkasmus, — aber es ist unmännlich, über das Unglück zu spotten."

„Zu spotten? Und über das Unglück zu spotten?" wiederholte der Minister im Tone des Erstaunens.

„Lassen Sie nur die Maske fallen, General, und gestehen Sie, daß ich elend betrogen bin. Mein Vater vermählt mich mit „„einem modesten, gottesfürchtigen Mensch, das zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich ist,"" — und Sie wünschen mir Glück dazu; — ist das kein Spott?"

„Wenn ich nun den Brief gelesen habe, Prinz, — den Brief, worin jede Zeile jubelt über das gewonnene Glück, — über „„die vortreffliche Wahl, — über die ganz ausgezeichnete Prinzessin, deren Stirne zum Tragen der Königskrone geschaffen ist,““ — wenn ich dies Alles gelesen habe, ist mein Glückwunsch dann auch noch Spott?“

„Was Sie gelesen haben, General, diktirte Ihr Rath. Hätte mein Herz die Feder geführt und meine Anschauung von der Sache, würde der Brief ganz anders gelautet haben.“

„Wahr, ich rieth, in alle Wünsche und Pläne des Königs gehorsamst einzugehen. Sie werden gefunden haben, daß mein Rath gut ist. Ihr Brief hätte also Ihren blinden Gehorsam gegen die Majestät — aber zugleich Ihre Abneigung gegen die Brautwahl ausdrücken müssen. Hätte das Opfer Ihres Gehorsams nicht um so größer erscheinen müssen? Wäre die Majestät von Ihrer unbedingten Unterwürfigkeit nicht um so schlagender überzeugt worden? Warum haben Sie von Ihrem Widerwillen gegen die Braut nichts gesagt in dem Briefe? — nicht einmal die geringste Abneigung leise durchblicken lassen?

„Sie haben Recht, Grumbkow, — man hätte Beides vereinigen können.“

„Und mir Gelegenheit geben können, an Ihren Widerwillen anknüpfend, den Handel nach Ihren Wünschen zu lenken."

„Daß ich nicht darauf gekommen bin!"

„Dann möchte ich fragen, mein Prinz, was haben Sie gegen die Auserwählte? Wie können Sie über eine Persönlichkeit den Stab brechen, die Ihnen völlig unbekannt ist?"

„Was ich gegen das „„gottesfürchtige Mensch"" habe?" rief der junge Mann lebhaft. „Hören Sie, lieber will ich eine Kokette, als eine Fromme! Soll ich mich verheirathen, dann muß meine Frau nach meinem Geschmacke seyn [1])."

„Gut, — sehen Sie die Prinzessin erst, dann sagen Sie, ob dieselbe nach Ihrem Geschmacke ist."

„Daß sie nach meinem Geschmacke nicht ist, dafür bürgt mir der Umstand, daß sie nach dem Geschmacke des Königs ist," rief der Prinz in steigender Erregung. „Ich hasse sie, wie die Pest, — sie und ihre ganze Brut. Ist sie dumm, so entsage ich ihr und dem Teufel [2])."

Er stürmte wild durch das Zimmer.

---

1) Oeuvres XVI. 43.

2) O. Klopp, Friedrich II. 46.

„Man sagt, sie habe eine Schwester, die wenigstens Menschenverstand hat. Warum soll ich denn die Aeltere nehmen? Die Jüngere ist doch eben so viel, und dem Könige kann es einerlei sein.“

„Ihr Geschmack geht also dahin, daß die Braut erstens nicht dumm, zweitens nicht fromm sein darf. Dumm ist Elisabeth nicht, und die Gottesfurcht läßt sich reformiren. Ich glaube, Ihr Witz könnte die Frömmigkeit eines heiligen Bernhard wegspotten.“

„Keine Einwendungen, — ich mag sie nicht! Lieber will ich cocu sein, als der Gatte jener Prinzessin werden.“

„Donner und Granaten, — Sie wehren sich ja, wie Einer, dem es an's Leben geht,“ sagte Grumbkow lachend.

„Sie werden das Widerstreben eines jungen Mannes begreifen, General, der gegen seine innerste Natur ein „„modestes, gottesfürchtiges Mensch““ heirathen soll. Stürzen Sie weder mich, noch Elisabeth in's Unglück. Denn ich sage Ihnen: werden wir zusammengezwungen, dann hat sie bei mir keine gute Stunde.“

„Wird es aber gelingen, den König auf andere Gesinnung zu bringen?“

„Ihnen ist Alles möglich,“ entgegnete Friedrich

scherzend. „Sie sind der König des Tabakscollegiums und dieser ist der König des Königs.“

„„Hätte es Fritze nur einmal so weit gebracht, sagte jüngst Ihr allergnädigster Vater, eine holländische Pfeife regelrecht zu stopfen, dieselbe auszudampfen, und dazu einen Krug Duckſteiner zu trinken.““ — Ich nahm Sie augenblicklich in Schutz und sagte, daß die Andachtsübungen und Betstunden aufhören müßten, wenn man noch hoffen wolle, einen tüchtigen Raucher und Biertrinker aus Ihnen zu machen. Der König lachte. Und wenn zwei Betstunden weniger auf der Tagesordnung stehen, so haben Sie dies dem Tabakscollegium zu verdanken.“

„Ich danke Ihnen wirklich, Grumbkow! Ihnen wird es sicher gelingen, mit dem Dampfe einer holländischen Thonpfeife die Elisabeth von Braunschweig wegzublasen. Nicht?“

Der Kriegsminister ging in den Spaß nicht ein, sondern blickte ernst sinnend nieder.

„Machen Sie mich auf ewig zu Ihrem Schuldner, — Grumbkow! Helfen Sie mir, um Gottes willen, von jener westphälischen Heiligen.“

„Ich will es versuchen. Ihr Vater ist gewissenhaft, — niemals wird er Ihnen die Gattin aufzwingen. Aber Eins fordere ich von Ihnen; — Sie

müssen den König enttäuschen. Sie müssen Ihn zwar Ihren unbedingten Gehorsam, zugleich aber auch Ihren Widerwillen gegen die Prinzessin wissen lassen. Wollen Sie das thuen?"

„Natürlich, — versteht sich, — heute noch!"

„Ich verlasse mich darauf, daß Sie es thuen," wiederholte Grumbkow mit Nachdruck, der Friedrichs Doppelzüngigkeit aus Erfahrung kannte. „Ich hoffe, daß Sie mir eben Ihre Empfindungen und Ansichten aufrichtig mittheilten, und daß Sie dies der Majestät gegenüber gleichfalls thuen werden."

Am folgenden Abend erfüllten Tabakswolken das rothe Zimmer. Es befand sich heute nicht ein einziger Scheinraucher unter ihnen, alle dampften ihre holländischen Pfeifen mit einer Energie, als sey es auf die Vertilgung des Tabakskrautes abgesehen. Dem Duckſteiner Bier wurde wacker zugesprochen, und die Gesellschaft machte Witze und riß Schnurren von solcher Kraft und Trefflichkeit, daß der König wiederholt in ausgelassenes Lachen ausbrach.

Vor Allen glänzte Grumbkow. Seine Schnurren, in jenem trockenen Tone vorgebracht, der die einfachsten Bemerkungen schon lächerlich erscheinen läßt, waren unerschöpflich. Aber Grumbkow hatte Ursache, heute besonders sein Talent in dieser Beziehung glänzen

zu lassen. Er bemerkte die trübe Stimmung des Königs, und er ließ die volle Ader seines Witzes springen, jene düstere Laune zu verscheuchen. Es gelang ihm dies vollständig.

„Ich beneide Sie um Ihre Kunst," sprach Seckendorf zu Grumbkow, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand, als sich der Monarch einige Zeit aus dem Zimmer entfernte. „Bevor Sie kamen, schimpfte der König furchtbar über die „hundsvöttischen" Minister von England, über die „Esel" von Beamten, über die „Spitzbuben" von Richtern. Seine Stimmung war außerordentlich bitter und gereizt. Ihr Witz hat seine Galle vollständig abgekühlt."

„Aber sagen Sie mir doch," fragte der Kriegsminister, nachdem er einige tiefe Züge aus dem Bierkruge gethan, „was ist denn vorgefallen heute? Ich komme vor einigen Stunden aus Küstrin zurück und treffe den König so ungestüm und wild, wie ich ihn selten gesehen."

Der Diplomat lächelte.

„Ein Musketier hatte 6000 Thaler gestohlen," antwortete Seckendorf. „Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. General Dönhof stellte dem Monarchen vor, wie Schade es um den langen Kerl wäre. Die Werber müßten lange suchen, bis sie wieder einen so

schönen Kümmel fänden. Das Geld habe man vollständig bei ihm gefunden, und sei der Staatsschatz um keinen Pfennig in Schaden gekommen. Sodann führte Dönhof an, daß neulich ein Kriegsrath 30,000 Thaler unterschlagen habe und vom Tribunal nicht zum Tode verurtheilt worden sei. Also möge man auch den stattlichen Musketier durchschlüpfen lassen. Der König begnadigte den Musketier, „weil man so hübsche lange Kerle nicht jeden Tag haben könne." Dagegen entlud sich sein ganzer Zorn auf das Tribunal, welches den Kriegsrath nicht zum Tode verurtheilt hatte. Diesen Morgen in aller Frühe ließ er die Räthe hieher entbieten. Die Räthe stacken noch in den Schlafröcken, und ihr verzögertes Kommen reizte des Königs Unwillen noch mehr. Er empfing sie auf seinem Stuhle sitzend, das bekannte spanische Rohr in der Hand. Mit Ruhe und Gelassenheit setzte er ihnen die Ursache auseinander, weßhalb sie gerufen wurden. Die Räthe vertheidigten sich. Darüber gerieth der König in unbeschreibliche Wuth."

„„Ihr Schweinehunde,"" fuhr er sie an, „„warum habet ihr so erkannt?""

Die unklugen Räthe beugten sich vor dem Sturme nicht. Ihre Rechtfertigung erbitterte den König immer mehr. Er schwang das Rohr und schlug dem zunächst

Stehenden die vorderen Zähne in den Mund. Die übrigen prügelte er die Schloßtreppe hinunter. Sie können sich den Spektakel vorstellen. Nach der Prügelei fand man Handschuhe, Hüte, Perücken und ähnliche Dinge auf der Treppe [1])."

Grumbkow lachte hell auf.

„Was hat Er denn schon wieder, General?" fragte der König, welcher eben zurückkehrte.

„Majestät," antwortete der Kriegsminister unbefangen, „ich lache über Ihren Nachbar, Peter den Großen. Denken Sie sich, Peter läßt eines Tages zwölf Cabinetsräthe kommen, die alle zusammen dumme Streiche gemacht hatten. Die Räthe waren ziemlich bejahrt und trugen zufällig alle Perücken. Der Kaiser empfing sie in seinem Zimmer, — er saß auf dem einfachen Stuhle und hatte das gewichtige Rohr in der Hand. Er liest den Räthen tüchtig den Text. Aber die Räthe wollen die kaiserliche Lektion nicht gelten lassen. Sie vertheidigen sich durch allerlei Fuchsschwänzereien, welche Peter verhaßt waren. „„Nun, sagte er, wenn ihr den Text nicht wollt gelten lassen ohne Melodie, dann sollt ihr die Melodie dazu selber singen."" — Er greift zum Rohre und prügelt die

1) Stenzel III. 462.

Räthe weidlich durch. Die alten Herren liefen aus dem Zimmer, der Kaiser ihnen nach, — wobei sein Rohr fortwährend auf ihren Rücken den Takt schlug zu der Melodie, welche die zeternden Räthe sangen. Sie liefen durch die Gänge, der Kaiser immer hintendrein. Er prügelte sie die Schloßtreppe hinab, bis auf die Straße, wo die Räthe tüchtig durchgebläut, ohne Hüte und Perücken ankamen."

Der König lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Zugleich schmeichelte ihm die Aehnlichkeit seiner Handlungsweise mit jener des großen Russen.

„Laß Er sich sagen, General, ganz das Nämliche ist mir heute passirt," und er wiederholte den von Seckendorf bereits erzählten Vorfall.

„Man muß diesen Eselsköpfen das Hirn zurechtrichten," schloß Friedrich Wilhelm. „Diese Schweinehunde verurtheilen mir einen hübschen Musketier, einen sechs Fuß hohen Kerl zum Tode, weil er 6000 Thaler gestohlen, — den Kriegsrath aber, der 30,000 Thaler unterschlagen, den lassen die Schlingel laufen."

Die bittere Stimmung des Monarchen drohte wieder aufzuleben. Grumbkow riß eine Zote, die sich kaum nacherzählen läßt. Der König lachte.

Gegen Mitternacht hob der Fürst die heutige Sitzung des Tabakscollegiums auf. Gewöhnlich dampfte

man bis drei Uhr Morgens, wie die Markgräfin Wilhelmine berichtet.

Der Monarch winkte Grumbkow, zu bleiben.

„Stopfe Er sich eine frische,“ sagte er, nachdem Alle das Zimmer verlassen hatten. „Heda, — zwei Krüge Duckſteiner! — Wir müssen noch etwas mit einander plaudern.“

Friedrich Wilhelm stopfte gleichfalls die Thonpfeife, und hieß Grumbkow dicht an seiner Seite Platz nehmen.

„Ich sehe in der Heirathsgeschichte mit Fritze noch nicht recht klar,“ begann der Monarch. „Sie sagen, der Bursche unterwerfe sich meinem Willen, — allein er habe einige Abneigung gegen die Prinzessin merken lassen. Schenke er mir reinen Wein ein, General.“

„Der Prinz nimmt die Prinzessin, Majestät, weil sie nicht häßlich und ein gottesfürchtiges Mensch ist, — vorzüglich aber darum, weil Eure Majestät will, daß er sie nehmen soll. Allein er meint, die jüngere wäre ihm lieber. Diese sei gewiß eben so gottesfürchtig und die Tochter desselben Vaters.“

„Davon schreibt er in seinem Briefe kein Wort.“

„Ich habe dem Prinzen gesagt, er möge seinem allergnädigsten Vater und König offenherzig seine Meinung aussprechen. Denn, — sagte ich ihm, die Majestät will nicht, daß Sie eine Frau heirathen,

welcher Sie nicht in Liebe zugethan sind, weil hiedurch großes Unheil entstehen könnte, — und weil der gottesfürchtige Sinn Seiner Majestät dieses Unheil nicht verantworten mag."

„Gut gesprochen, Grumbkow, — ganz gut! Ich will nicht zwei zusammenkuppeln, die sich ihr ganzes Leben einander beißen. Davor behüte mich Gott! Will Fritze die jüngere, so mag er sie haben; denn sie ist ebensogut aus dem Hause Braunschweig, wie die ältere. Auch die jüngere salvirt unsere Politik in der Geschichte."

„Ich bin ganz der Ansicht Eurer Majestät!"

„Aber fatal, — der Herzog ist mit der Elisabeth schon eingeladen. Ich erwarte sie höchstens bis übermorgen."

„Der Handel läßt sich leicht nach der Absicht Eurer Majestät lenken. Sie rufen den Prinzen hieher. Die jungen Leute lernen sich kennen. Das Uebrige gibt sich von selbst."

Ein Mann und eine Memme.

Der Herzog von Braunschweig kam, mit ihm seine Tochter Elisabeth. Friedrich Wilhelm empfing sie wohlwollend und herzlich. Die Prinzessin machte auf ihn den besten Eindruck.

„Ich habe eine Staffette nach Küstrin geschickt," sagte er seinem Vertrauten Grumbkow. „Fritze muß kommen, — muß die schöne Elsbeth sehen, — und Fritze ist ein Lump, wenn ihm solch' eine herrliche, gottesfürchtige Person nicht in die Augen sticht."

Der Kriegsminister zuckte die Achseln.

„Laß Er das Achselzucken, General! Thu' Er s'Maul auf. Was hält Er von der Prinzessin?"

„Meine Hochachtung für Elisabeth von Braunschweig ist wo möglich noch größer, als diejenige Eurer Majestät. Sie gleicht an Hoheit einem Engel, und einer Heiligen an Herzensgüte. Hab' in meinem Leben keine tugendsamere Prinzessin gesehen."

„Wird Fritze nicht das Nämliche sehen, was wir Beide sehen, und was Jeder sehen muß, der helle Augen und einigen Verstand besitzt?“

„Schwerlich, — wenn ich offen meine Meinung sagen soll! Junge Leute sehen mit andern Augen, als gereifter Verstand. Er ist von einem Vorurtheil, von einer fixen Idee gegen Elisabeth befangen.“

„Und wir sollen uns an Vorurtheile und fixe Ideen junger Laffen kehren? Die Elsbeth ist eine ganz ausgezeichnete Person, — eingezogen, demüthig, nicht im Geringsten kokett, gar nicht aufgeblasen, dabei voll Gottesfurcht und Herzensreinheit. Meint Er nicht, daß solche Vorzüge auf Fritze einen sehr günstigen Einfluß üben müssen?“

„Ohne Zweifel! Das Weib vermag viel über den Mann, — jedoch nur unter der Voraussetzung, daß der Mann einige Neigung für seine Frau hat.“

„Gerade die gute Beeinflussung von Seite der Frau leitet mich bei dieser Wahl,“ fuhr der König nach einigem Schweigen fort. „Sie kennen meinen Sohn! Von Kindesbeinen ist er verdorben durch seine Mutter und den verfluchten Franzosen. Er ist nichtsnutzig von der Sohle bis über die Ohren, — lügenhaft, heuchlerisch, spöttisch, feige und tückisch. Von Gottesfurcht weiß er gar nichts, — der Atheist. Ich

glaube, Küstrin hat ihn durchaus nicht gebessert. Was jedoch Küstrin nicht vermochte, das vermag das edle, fromme Wesen einer tugendhaften Frau."

„Bin ganz der Ansicht Eurer Majestät, und wünsche, daß Elisabeths Schönheit und Seelenadel des Prinzen Abneigung besiegt."

„Hm, — unsere väterliche und königliche Gewalt wird auch noch etwas zu diesem Siege beitragen," sagte der Monarch, kniff die Lippen zusammen und rollte seinen Rohrstock zwischen beiden Händen.

Der Minister verstand diese Anzeichen und wußte, daß der Rohrstock wiederholt mit des Prinzen Rücken in Berührung kam. Er fürchtete von des Königs Jähzorn das Schlimmste, und beeilte sich, den Fürsten an der einzig zugänglichen Seite anzugreifen, — an der religiösen.

„Majestät kann zwar den Prinzen zwingen, Elisabeth zu heirathen. Fritze wird sich dem Willen des Königs unterwerfen. Ist's aber wohlgethan und christlich, zwei junge Leute zusammenzuzwingen, die sich einander nicht mögen? Das müßte ein Eheleben werden, daran unser Herrgott keine Freude hat. Offen gestanden, Majestät, — ich für meine Person möchte einen solchen Zwang und Alles, was daraus entsteht, nicht verantworten."

„Zwang, — Zwang," rief der Monarch halb unwillig, halb erschrocken, „was plaudert Er von Zwang? Mag 'nen unglücklichen Ehestand vor Gott eben so wenig verantworten, wie Er. Will Fritze die Elisabeth nicht, dann mag er sich zum Teufel scheeren hinüber nach Küstrin, und dort sitzen bleiben, bis er gescheidt wird?"

Ein Kammerdiener trat mit einem Briefe herein. Der Brief kam aus Küstrin. Der König erbrach ihn hastig. Seine Züge erheiterten sich beim Lesen immer mehr.

„Ah, — so ist's recht, — bravo!" murmelte er. „Da lesen Sie einmal, Grumbkow, — aber lesen Sie laut!"

Der Minister las:

„Küstrin am 19. Februar. Allergnädigster Vater! Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will: so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte all' in unterthänigster Submission meines aller-

gnädigsten Vaters weitere Ordre. Ich kann schwören, daß ich mich recht freue, die Gnade zu haben, meinen allergnädigsten Vater wieder zu sehen, dieweil ich ihn recht aufrichtig liebe und respektire. Uebrigens empfehle ich mich in meines allergnädigsten Vaters beständige Gnade, und versichere, daß nichts in der Welt ist, was mich davon abwenden kann, indem ich bis an mein Ende mit allem unterthänigsten Respekte und Submission verharre[1]."

„Nun, was sagen Sie davon?"

„Ich bin, offen gestanden, überrascht. Diese schnelle Wendung in der Gesinnung des Prinzen hätte ich nicht vermuthet."

„Ich sage Ihm, es ist der schönste Tag meines Lebens," rief der König erfreut.

In diesem Augenblicke trat der Herzog von Braunschweig herein. Friedrich Wilhelm, vom Rausche der Freude hingerissen, umarmte wiederholt den Fürsten. Mit zitternder Stimme las er ihm den Brief vor und rief am Schlusse:

„Dieser Brief ist mir lieber, als wenn mir zehn Regimenter der längsten Kerle von der Welt geschenkt worden wären."

---

1) Oeuvres XXVII. 3. p. 58.

Bei der Heimkehr fand Grumbkow ein Schreiben des Kronprinzen.

„Ah," — sagte er beim Anblicke des Briefes, „auch mir meldet der Junge seine Sinnesänderung. Was ihn nur so schnell auf andere Gedanken gebracht haben mag? Hm, — so glücklich hab' ich den König niemals gesehen! Muß gestehen, auch mich freut der günstige Wechsel."

Dies murmelte Grumbkow, während er den Brief erbrach. Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als sich Entrüstung, Zorn, beinahe Verachtung in seinen Zügen malte. Der Brief trug dasselbe Datum, wie jener an den König. Er lautete:

„Urtheilen Sie selbst, mein lieber General, ob ich sehr erfreut sein kann durch die väterliche Beschreibung von dem Gegenstande meiner Wünsche. Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, daß ich mich nicht verheirathe für ihn, sondern für mich. Sie können es dem Herzog auf irgend eine Weise zu wissen thuen: was auch davon komme, ich will sie nicht. Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, daß es mein Schicksal ist, es zu bleiben: man muß sich gedulden, und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat.

Doch, — noch habe ich Hülfsquellen: — ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der allgütige Gott wird mich dafür nicht verdammen. — Was denn beabsichtigt der König? Will er sich meiner versichern, so ist dies nicht das Mittel. Eine andere könnte es thuen, aber nicht eine bête, und es ist moralisch unmöglich, den Urheber unseres Unglücks zu lieben[1]."

Der General fuhr nach der Stirne. Seine Augen starrten nach der Zimmerdecke, als sei ihm etwas ganz Außerordentliches begegnet. Er warf den Brief auf den Tisch und stieß einen Fluch hervor.

„Hölle und Wetter, ist das ein Mensch!" rief er in kochendem Unmuthe. „Ist das männlich, ist das ehrenhaft? Der Heuchler, die Memme, in einem Athem zwei solche Briefe zu schreiben! In einer so zarten Sache dermaßen feig, dermaßen falsch zu handeln! Sein Vater hat Recht, — kein gesunder Fleck ist an ihm, — verdorben ist er vom Schädel bis zur Sohle."

Kopfschüttelnd schritt der entrüstete Mann durch das Zimmer.

„Wäre dieser Mensch nicht ganz aus Feigheit und Ehrlosigkeit zusammengesetzt, lebte nur ein Fünkchen

1) Oeuvres XVI. 41.

Männlichkeit und Muth in ihm, — er könnte so nicht mit dem Geschicke eines edlen Mädchens spielen, dessen Besitz er nicht entfernt verdient. Zu mir spricht er wie ein Verzweifelter, sein Brief athmet Widerwillen und Abscheu gegen Elisabeth, Verachtung und Tücke gegen den Vater, — und sein Brief an den König? O Himmel!"

Und neuerdings entleerte sich die Entrüstung des ehrenhaften Generals in den stärksten Ausdrücken. Endlich wurde er ruhig. Auf sein Gesicht trat tiefer Ernst, eisige Kälte.

Der Kronprinz hatte die Verachtung eines redlich denkenden Mannes verdient.

Am folgenden Tage erschien Grumbkow nicht bei Hof. Friedrich war von Küstrin eingetroffen, und der General vermied es, ihm zu begegnen. Aber der Kronprinz eilte zu Grumbkow, der ihn kalt und förmlich empfing. Die leichte herzliche Art, worin der General bisher mit dem jungen Manne zu verkehren pflegte, war der Vorsicht und Glätte des Diplomaten gewichen. Friedrich errieth augenblicklich die Ursache dieser Veränderung.

„Sie haben doch meinen Brief erhalten, General?"

„Zu dienen, — und auch Ihren Brief an den König gelesen."

„Und dem Widerspruche beider Briefe habe ich Ihre Kälte zu verdanken, — nicht? Sie sollten nachsichtiger sein mit mir, Herr Minister, — Sie sollten mit einem Menschen nicht so strenge in's Gericht gehen, der sich vor dem königlichen Zorne beugen muß, wie ein Schilfrohr."

„Unter keinen Umständen darf ein Mann zum Schilfrohr werden, Hoheit, das von jedem Winde hin und hergetrieben wird."

„Vor der Bibel beuge ich mich," versetzte der Prinz in spöttischer Laune, „und auch vor Ihrem Unwillen. — Aber, um Gotteswillen, retten Sie mich aus dieser schrecklichen Lage! Sie können es, — Sie allein können der Retter meines Lebensglückes sein."

„Ihr Ansinnen ist unmöglich, — Sie selbst haben es unmöglich gemacht. Zur Vermeidung der projektirten Heirath gab es nur einen Weg! Ihre Erklärung an den König, daß Ihre Abneigung gegen Elisabeth unüberwindlich ist. — Ich zeigte Eurer Hoheit diesen Weg, und Sie versprachen, ihn zu gehen. — Nach meiner Rückkehr aus Küstrin bin ich für Sie thätig, und zwar mit dem besten Erfolge. Ihr königlicher Vater will Eure Hoheit mit der Prinzessin nicht zusammenzwingen. Er will Ihnen freie Wahl lassen. Er wartet nur auf Ihre Erklärung. — Ihre Erklär-

ung kommt, und was enthält sie? Das gerade Gegentheil von dem, was Sie wollen. Ihr Schreiben an den König ist das stärkste Gegenstück Ihres Briefes an mich. — Welcher Brief enthält nun die Wahrheit, — jener an den König, oder der an mich?"

„Sie quälen mich, General! Sie sind grausam gegen mich und ungerecht zugleich. Mein Brief an den König sagt nicht, daß ich Elisabeth liebe und zur Frau wünsche."

„Nicht? Er sagt es nicht, Hoheit? Ihr Schreiben sagt wörtlich: „„Es ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie Sie will, so werde ich jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben, und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen.""

„Und aus diesen Worten leiten Sie meine erklärte Neigung für Elisabeth?"

„„Sie mag sein, wie sie will, — es ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Prinzessin zufrieden ist, — ich werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben."" — Ich finde nicht mehr in dem Briefe, Hoheit, als darin zu finden ist, — als Sie darin klar und deutlich ausgedrückt haben.

Während Sie dem Könige Alles bewilligen, reden Sie zu mir in Verzweiflung und verlangen, daß ich auf meine Gefahr diese Angelegenheit nach Ihren geheimen Wünschen lenken soll."

„Ich bitte von Ihnen, General, was Ihrem Einflusse leicht möglich ist, und was Ihre Liebe zu mir, der künftigen Sonne, gerne leisten wird."

„Ich verstehe, Hoheit, ich verstehe! Bedenken Sie aber, daß ein Mann unter allen Umständen Wahrheit, Würde und Ehrenhaftigkeit bewahren muß."

Der Prinz fühlte, daß die letzten Worte weniger eine Rechtfertigung Grumbkows, als eine schwere Anklage gegen ihn selbst enthielten.

„Gut, General, ganz vorzüglich! Gestatten Sie mir die einzig richtige Anwendung Ihrer Worte! Ist es der Wahrheit gemäß, wenn Sie meine Abneigung gegen die Prinzessin dem Könige erklären? Entspricht es Ihrer Ehrenhaftigkeit und männlichen Würde, wenn Sie einen hilflosen jungen Mann aus einem drohenden Verhältnisse retten, das ihn lebenslänglich unglücklich machen muß?"

„Der Wahrheit und Ehrenhaftigkeit ist dann von meiner Seite Genüge geschehen! Der König selbst wird Ihnen gesagt haben, daß ich die Heirath widerrieth, weil Eure Hoheit von unüberwindlicher Ab=

neigung gegen Elisabeth erfüllt sei! — Sie verlangen nun, daß ich meinen Widerspruch gegen die Heirath fortsetze. Und worauf gründet sich mein Widerspruch? Auf Ihre wiederholte Erklärung an den allergnädigsten Vater, daß Sie mit der Heirath vollkommen zufrieden sind. Falle ich hiebei in Ungnade und werde nach Spandau in den Schubkarren geschickt, — Hoheit, — nun dann haben Sie mit dem Vergehen des hartnäckigen Grumbkow, welcher mit Gewalt eine vom Könige und von Ihnen sehnlichst gewünschte Verbindung verhindern will, gar nichts gemein."

„Sie gehen zu weit, — in der That zu weit."

„Nicht weiter, als mir die eigene Sicherheit zu gehen verräth. Ich kenne den König! — Darum werden Sie gestatten, daß ich mich von dieser Angelegenheit vollständig zurückziehe."

„Kann dies Ihr letztes Wort sein, General? Sind Sie klug?"

„O ich weiß recht gut, daß ich die Gnade Eurer Hoheit verliere, und daß mir die künftige königliche Sonne nicht lächeln wird. Immerhin, — dem Gerechtigkeitssinne des künftigen Königs bleibe es anheimgestellt, ob er einen Mann es darf fühlen lassen, der seine Schuldigkeit gethan."

„Wohlan," rief der Prinz bitter, „die ganze Welt

läßt mich im Stiche, sogar ein Mann, dem ich vielen Dank schulde, und von dem ich es nicht erwartet hätte, in der unheilvollsten Lage verlassen zu werden. Es sei, — bin ich prädestinirt dazu, der Mann einer bête zu werden, so mag es die Prinzessin büßen."

„Die Prinzessin? Und warum die Prinzessin?" fragte Grumbkow strenge und heftig erregt über diese ebenso feige, wie boshafte Rache. „Elisabeth schenkt Ihnen Hand und Herz, — sie kommt Ihnen entgegen mit Vertrauen und Liebe, — und das soll sie büßen."

„Ja, — das soll sie büßen; denn ich verabscheue ihre Hand und ihr Herz, — und hören Sie," — schrie Friedrich wild, „ich werde die Gefühle meines Abscheues nicht zurückhalten."

Grumbkows Angesicht wurde dunkelroth. Aber er beherrschte sich.

„Thuen Sie das, — erklären Sie die Gefühle des Abscheues dem Könige, Sie haben hiezu die beste Veranlassung, — Sie haben Elisabeth gesehen, — Sie können die Braut nicht lieben, unmöglich ihr zugethan sein, — Sie verabscheuen die Prinzessin. Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der König niemals diese Verbindung verlangt, daß augenblicklich die Sache zurückgeht."

„Und daß ich nach Küstrin zurückgehe, oder gar nach Spandau geschickt werde."

„An Ihrer Stelle, Hoheit, würde ich lieber nach Spandau gehen, als in den Ehestand mit einem edlen Mädchen, das ich lebenslänglich unglücklich machen würde. Noch mehr," sprach er, wobei sein Auge funkelte und seine Stimme einen ehernen Klang gewann, „ich würde mich lieber in Ketten legen lassen, als ein ehrenhaftes Mädchen mit dem Vorsatze heirathen, es unglücklich zu machen, oder es meine unverdiente Rache fühlen zu lassen."

„Bedauren Sie mich, General; denn ich besitze nicht Ihre bewundernswürdige Hochherzigkeit. — Ihrer Gunst aber empfehle ich mich!"

Ein neues Vergehen.

Elisabeth von Braunschweig weilte nun seit vierzehn Tage am Hofe zu Berlin. Das Wohlgefallen des Königs an der Prinzessin wuchs täglich, es stieg sogar, in Folge seiner Beobachtungen, bis zur Hochachtung und Bewunderung.

Der Prinz heuchelte für seine Braut einen hohen Grad von Neigung. Wußte er ja, daß ihn das väterliche Auge bewache, und daß ihm der König ein Verhalten vorschrieb, das seinen Neigungen geradezu widersprach. Aber des Prinzen Feigheit und seine Furcht vor dem Könige waren noch stärker, als sein Widerwillen gegen Elisabeth. In unbewachten Augenblicken trat zuweilen Friedrich's innerstes Wesen dennoch hervor. Bei Vertrauten spottete er über die Prinzessin und verletzte in ihrer Gegenwart nicht allein das zarte Verhältniß des Brautstandes, sondern auch die Formen des Anstandes.

Der Prinzessin entging Friedrich's gezwungenes Wesen nicht. Sie ahnte, daß er sie nicht liebe. Von der tiefen Verkommenheit und vollendeten Heuchelei des jungen Mannes hatte sie aber keine Ahnung. Die strenge mütterliche Zucht, unter der sie aufgewachsen, ihr persönlicher Edelsinn und ihre hohe Meinung von den Menschen, gestatteten ihr nicht, des Prinzen verkommenen Sittenzustand und tiefe Charakterlosigkeit zu vermuthen.

Emma von Spangenberg, Elisabeths Kammerfräulein, sah klarer. Durch Beobachtung und verstecktes Ausfragen [illegible] Personen, die in alle Verhältnisse des Hofes eingeweiht waren, erfuhr sie allmälig die ganze Wahrheit. Sie wußte, daß des Königs innerstem Wesen und bester Ueberzeugung die Heirath entsprach, der Königin jedoch mißfiel. Sie erfuhr manche Dinge aus der Vergangenheit des Prinzen, welche nächtliche Schatten auf den jugendlichen Wüstling warfen. Sie zürnte dem Bräutigam und beklagte schmerzlich die Braut. Aber sie vertraute Elisabeth keine Sylbe von diesen häßlichen Geheimnissen; denn Emma erkannte sehr wohl, daß diese Kenntniß die unglückliche Prinzessin tief kränken und beunruhigen müßte, ohne sie der drohenden Verbindung zu entreißen. Elisabeth war ein Opfer der Politik,

und ihre hohen Tugenden in des Königs Augen ein Mittel zur Besserung des verkommenen Sohnes. Dies wußte Emma von Spangenberg. Sie hoffte zuweilen, Friedrich's sittlich todtes Herz möchte, am Herzen der Gattin erwärmt, die Auferstehung zum sittlichen Leben feiern.

„Ihr künftiger Schwiegervater ist doch ein herrlicher Mann," sagte Emma, als sie an einem sonnigen Märztage mit der Prinzessin durch den Schloßgarten wandelte. — „Zwar etwas allzu gerade mitunter, allzu frei, — ich möchte sagen: allzu deutsch. Ich denke immer an einen ungeschliffenen Edelstein, wenn ich an den König denke. Da im Menschenleben Sonnenschein mit Stürmen wechseln, und auch, so viel ich schon gehört und gelesen habe, das Eheleben diesen Wechsel theilt, so werden Sie, meine Gnädige, zur Zeit ehelicher Stürme an dem Schwiegervater einen starken Stamm finden, an den man sich anlehnen kann."

Elisabeth blieb stehen, und sah die Sprecherin forschend an.

„Und ich habe von Vögeln gehört, sagte sie, welche Stürme voraus verkünden. Man nennt sie deßhalb „Sturmvögel." Was veranlaßt Dich, Emma, die Rolle des Sturmvogels zu übernehmen?"

„Was mich veranlaßt?“ entgegnete diese etwas betreten? „Nun, — einzig die Thatsache, daß es in jedem Eheleben Stürme gibt.“

„Sonst nichts?“ und Elisabeth's sanfter Blick ruhte ernst und forschend auf dem Fräulein.

„Und meine Absicht, Sie zu erinnern, meine Gütige, daß Sie unter dem Dache der starken deutschen Eiche, Friedrich Wilhelm genannt, Schutz in ehelichen Stürmen finden.“

„Müßte jene Zuflucht meinen Gatten nicht verletzen? Bei ehelichen Stürmen möchte weit besser die Anerkennung meiner Fehler und Schwächen schützen, und die Zuflucht, die ich in der Nachsicht meines Gatten finde.“

„Ich muß gestehen, daß Ihre Ansicht weit besser ist, als mein Rath.“

„Aber, Emma, wie kamst Du plötzlich auf diese sonderbare Bemerkung?“ fragte die Prinzessin, nachdem sie eine Strecke fortgegangen waren. „Die Betrachtung des Wechsels im menschlichen Leben kann Dich allein nicht hiezu bestimmt haben.“

„Nur diese Betrachtung! Was denn sonst?“

„Sei aufrichtig, Emma! Wir sind mit einander aufgewachsen. Von Kindheit an theilten wir Leiden und Freuden, — unsere Herzen verschlossen sich in

Nichts gegen einander. Bei unserer Freundschaft, welche die Kindheit bildete und das spätere Alter befestigte, bitte ich Dich, mir nichts zu verhehlen."

„Ihr ernster Ton ängstiget mich, Elisabeth! Legen Sie doch kein Gewicht auf den Einfall des Augenblickes, auf eine bloße Laune."

„Gut, — dann soll Deine Bemerkung mich veranlassen, meine Befürchtung Dir mitzutheilen," fuhr die Prinzessin fort, wobei tiefe Trauer ihre sanften Züge umwölkte. „Ich mißfalle Friedrich, — er liebt mich nicht! Er spricht nie mit dem Herzen zu mir. Er ist kalt und förmlich."

„Gerechter Himmel, wie kommen Sie auf diese schrecklichen Gedanken? Der Prinz liebt Sie nicht? Haben nicht meine eigenen Ohren seine Liebeserklärungen schon gehört?"

„Kam es Dir hiebei nicht vor, als hätte er diese Worte vorher einstudirt? Sprach er sie nicht ohne allen Ausdruck, — ohne Gefühl und innere Wahrheit?"

„Ich fürchte, Sie sind ungerecht gegen den Bräutigam. Der Verstand ist bei dem Prinzen vorwiegend, — das Gefühl kam zu kurz, daher sein etwas trockener Vortrag. Dies hindert aber doch gewiß

nicht, daß seine Worte und Betheurungen ernst gemeint sind."

„Wie gerne möchte ich Deine Ansicht meinem Urtheile abringen! Allein ich vermag es nicht, — nein, es ist nicht möglich!" klagte sie. „Wie förmlich, wie gemacht, wie gezwungen Alles an ihm ist! Hast Du nicht bemerkt, wie er, bei Unterhaltungen mit mir, so oft seinen Vater ansieht, als wolle er in dessen Zügen lesen, ob er so mit ihm zufrieden sei? O wie schmerzt mich der schleichende Argwohn, Friedrich werbe ohne Neigung um meine Hand, — er werbe nur auf Befehl des Königs!"

„Verzeihen Sie, Elisabeth, aber ich muß entschieden des Prinzen Partei ergreifen. Sie sagen, sein Wesen sei förmlich und gemacht. Kein Wunder! Ist er ja unter Franzosen aufgewachsen, die seine Erzieher gewesen, die ihm von Kindes Beinen auf französischen Formenkram eingeimpft haben. Ist es ihm beim besten Willen möglich, dieser Förmlichkeiten sich gänzlich zu entäußern? — Sie sagen, er blicke immer auf den König! Sie wissen doch, welche Scheu er vor dem Vater hat, wie er ihn achtet, — möchte beinahe sagen: — fürchtet. Da er nun die Hochachtung des Königs für Sie kennt, so ist es natürlich und auch verzeihlich, wenn er im Verkehre mit Ihnen

der väterlichen Zufriedenheit gewiß sein will. — Sagen Sie nun, wäre es nicht ungerecht, aus dem Verhalten des Prinzen Kälte und Mangel an Neigung abzuleiten?"

„Möchtest Du nicht irren!" versetzte Elisabeth in ergebener Ruhe. „Ich weiß, daß die Verehelichung des Kronprinzen von Preußen ein bedeutsames Werk der Politik ist, wie mein Vater sagt; — ich weiß auch, daß der König und meine gütigen Eltern diese Verbindung sehnlichst wünschen. Ich unterwerfe mich! Sollte ich der Liebe des Prinzen unwerth sein, dann werden Treue und Gehorsam doch wenigstens die Achtung meines künftigen Gatten verdienen."

Emma von Spangenberg blickte bei Seite. Ihre Augen wurden feucht.

Eine laute Stimme verkündete das Nahen des Königs, der mit Grumbkow den breiten Weg herauf kam, der Herzog und der Kronprinz folgten.

„Wir stören doch nicht, meine Tochter?" fragte der König gutmüthig lächelnd.

„Die Gegenwart Eurer Majestät ist für uns ehrend und angenehm zugleich," antwortete Elisabeth, und als jetzt auch der Kronprinz herankam, übergoß eine liebliche Röthe ihr Antlitz.

Bekanntlich besaß die Prinzessin einen Körperbau

von seltener Schönheit und dem feinsten Ebenmaß der Formen, — verbunden mit einer Grazie der Bewegungen, welche den günstigen Eindruck ihrer Erscheinung noch erhöhte. Ihre sanften Züge und der milde Glanz ihrer Augen ersetzten hinlänglich, was dem Angesichte an Vollkommenheit mangelte. Augenblicklich aber, wo die Gegenwart des Bräutigams ihre unschuldige, edle Seele lebhafter in dem Antlitze spiegeln ließ, hätte die verabscheute Braut sogar jene bekannte Schönheit des üppigen Hofes von Dresden in Schatten gestellt, mit der Friedrich in zarten Verhältnissen bis zu leiblichen Folgen lebte [1].

Der König betrachtete mit Wohlgefallen, der Herzog mit väterlichem Selbstgefühle die Prinzessin. Grumbkow dachte an die Gesinnung des Kronprinzen, und in seinem Gesichte wechselten die Ausdrücke der Entrüstung mit jenen des Mitleidens.

Friedrich bemerkte weder den Liebreiz, noch den feiernden Triumph geistiger Vorzüge im Wesen der Braut. Er sah nur den Vater, und seine sklavische Furcht trieb ihn, sein Benehmen gegen Elisabeth so zu gestalten, wie er glaubte, daß es dem Willen und Geschmacke des Königs entsprechen würde. Selbst-

1) Gräfin Orzelska, eine natürliche Tochter des Polenkönigs.

verständlich kamen in Folge dieser heuchlerischen Rolle manche Unnatürlichkeiten zum Vorschein. Friedrich Wilhelm schrieb den offenbaren Zwang des Sohnes dessen Verlegenheit zu, da er glaubte, auf einen lebhaften jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, müßte Elisabeth's Liebenswürdigkeit nicht ohne verwirrenden Eindruck bleiben.

„Grumbkow," befahl der König, „reiche Er dem Kammerzöfchen da seinen Arm. Wir müssen die Beiden einige Augenblicke allein lassen."

Während Grumbkow gehorchte, und der Monarch mit dem Herzog weiter ging, blieb Friedrich bei der Braut zurück, bot ihr etwas linkisch seinen Arm und Beide schlugen den nächsten Seitenpfad ein.

„Finden Sie das Leben in Berlin nicht etwas langweilig, Prinzessin?" begann der Kronprinz. „Wir sind sehr arm hier an Unterhaltungen. Wir besitzen nicht einmal ein Schauspiel, und wenn mich die langen Grenadiere meines Vaters zuweilen nicht amüsirten, und ich die Parade nicht als Schauspiel zu betrachten gelernt hätte, wäre es wirklich jetzt unausstehlich in Berlin."

Elisabeth übersah den Spott dieser Worte gegen des Königs bekannte Liebhaberei, und auch die unzarte Beziehung gegen sich selbst. Ihr reines, arg=

loses Gemüth faßte Friedrich's Worte unbefangen auf und beantwortete sie in diesem Sinne.

„Sie irren sich, Friedrich," entgegnete sie mit etwas zitternder Stimme. „Die vierzehn Tage meines Hierseins gingen rasch vorüber. Das Schauspiel kann ich leicht entbehren, und bin von Kindheit an gewöhnt worden, die Zerstreuung nur als Erholung zu betrachten."

Der Prinz schnitt unwillkührlich eine Grimasse, worin das Wort „bête" geschrieben stand.

„Ich habe davon gehört, — die Herzogin ist eine strenge Mutter und eine genaue Hausfrau, — sie würde ausgezeichnet zu meinem Vater passen. Ich aber, meine Gnädige, liebe das Vergnügen und den bunten Wechsel des Lebens. Sind wir dazu prädestinirt, nebeneinander durch das Leben zu gehen, dann werden Sie wohl Ihre Neigungen und Ansichten etwas modifiziren müssen."

„Ihr Wohlgefallen zu verdienen, wird stets mein eifrigstes Bestreben sein."

„Schön, — ausgezeichnet, — danke Ihnen wirklich! — Aber, um von etwas Ernstem zu reden: — wie gefällt Ihnen die Anlage dieses Gartens? Finden Sie dieselbe nicht gar zu arm und nothdürftig?"

Elisabeth konnte nicht sogleich antworten. Die

kränkende Art und Weise, wie der Prinz das vorige Gespräch abschnitt, preßte ihr das Herz zusammen.

„Ich achte den Geschmack Ihres Herrn Vaters, und wage kein absprechendes Urtheil in einer Sache, von der ich nur geringe Kenntnisse besitze.“

„Sehr modest, — in der That modest!“ rief der Prinz. „Sehen Sie, mein Großvater liebte die Pracht und zwar nicht ohne Geschmack. Er hatte mit Figuren aus weißem und schwarzem Marmor, — wodurch wahrscheinlich die preußische Landesfarbe dargestellt werden sollte, — den Garten geziert. Man konnte hier die ernsten, die lustigen, die häßlichen und die schönen Götter und Göttinnen des Alterthums sehen. Hier stand der preußische Merkur, — dort der preußische Rhenus, — der stattliche Apollo und die minnereiche Venus! Was thut der fromme Sinn meines Vaters? Er wirft das heidnische Pack unbarmherzig aus dem Garten, — er sperrt alle zusammen in einen schmutzigen Schuppen, wo jetzt noch die armen Götter trauern. — Sind Sie damit einverstanden, Prinzessin?“

„Vollkommen! Denn ich setze voraus, daß der fromme Sinn des Königs, in welchem, wie Sie sagen, die Veränderung geschah, sehr lobenswerth ist.“

„Ich bewundere Sie, meine Gnädige! Aber Sie werden mir erlauben, daß ich für die classische Kunst nicht unempfindlich bin.“

„Nicht allein dies, — ich werde auch als Schülerin zu Ihren Füßen sitzen, um die classische Kunst, von der ich nichts verstehe, achten zu lernen.“

Sie trafen mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen. Man kehrte in das Schloß zurück. Elisabeth suchte ihr Zimmer. Lange saß sie nachdenkend über des Prinzen Benehmen, und endlich fand ihr tief gekränktes Herz Erleichterung in einem Strome von Thränen.

Der Herzog kehrte mit seiner Tochter nach Braunschweig zurück. Der König umarmte beim Abschiede Elisabeth, drückte ihr in herzlicher Weise sein Wohlgefallen aus und küßte sie auf die Stirne. Dem Herzoge gab er den Wunsch zu erkennen, daß die eheliche Verbindung beschleunigt werden möge.

Der Kronprinz zog sich, um der Nähe des gestrengen Vaters zu entgehen, nach Ruppin zurück, wo sein Regiment lag. Der König befahl ihm, jede Woche an die Braut zu schreiben; der Prinz gehorchte.

Den Kriegsminister Grumbkow suchte Friedrich

wieder zu gewinnen. Er richtete mehrere Schreiben an ihn. Grumbkow beantwortete sie nicht. Der Prinz verdoppelte sein Bemühen, bis es ihm endlich gelang, Grumbkow wenigstens für seine materiellen Interessen günstig zu stimmen. Der vom Vater ausgeworfene Gehalt reichte für den Kronprinzen nicht aus. Durch Vermittlung des Ministers erhielt er vom Kaiser einen Jahresgehalt von 3000 Dukaten. Auch für seine Schwester Wilhelmine bat Friedrich den kaiserlichen Pathen um Geld. Sie erhielt 1000 Dukaten jährlich. Als Carl VI. sogar dem ehemaligen Lehrer des Prinzen, Duhan, Wohlthaten erwies, schrieb Friedrich:

„Dieser Fürst, der die Bewunderung Europa's ist, hat sich gegen mich nur durch großmüthige Handlungen zu erkennen gegeben. Ich bringe ihm jede Erkenntlichkeit dar, die meine Pflicht mir zu haben gestattet, und ich kann dem Grafen Seckendorf versichern, daß ich mehr Verehrung für den Kaiser habe, wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten, als wegen seines Ranges. Ich bin unglücklich genug, nicht alle Sorgfalt meiner Freunde durch meine guten Absichten vergelten zu können; aber ich hoffe, daß ich nicht prädestinirt sein werde, ihnen Kummer zu machen [1]."

1) Oeuvres XVI. 73.

Wenn Friedrich später die gröbste Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter zeigte, so konnte er sich leicht durch den Vorwand entschuldigen, daß er hiezu „prädestinirt“ gewesen sei.

Ueber die bevorstehende Heirath schrieb er spottend an Grumbkow:

„Ich studiere die Complimente für Braunschweig und gehe auf die Eberjagd, um sie zu lernen; car entre Westphalien et porc il n'y a pas grande différence. — Um aber von einer ernsthafteren Sache zu reden und die mich mehr interessirt: so versichere ich Sie, mein sehr theurer Freund, daß ich bis in's Grab Ihnen aufrichtig zugethan sein werde [1].“

Ort und Zeit der Trauung wurden bestimmt.

Am 10. Juni 1733 begaben sich der König, die königliche und herzogliche Familie nach Salzdahlum, einem Schlosse des Herzogs bei Wolfenbüttel. Wilhelmine, Friedrich's gleichgesinnte Schwester, war nicht erschienen. Am Morgen des Trauungstages schrieb ihr der Prinz:

„Ich liebe die Prinzessin nicht. Ich habe Widerwillen gegen sie, und unsere Heirath bedeutet nichts;

1) Oeuvres XVI. 79.

denn es kann weder Freundschaft noch Einigung zwischen uns statt haben."

Er ließ den Brief unvollendet, begab sich in die Kirche, und sprach vor dem Altare jenes bedeutungsvolle „Ja," wodurch er einer Jungfrau Liebe und Treue gelobte, die ihm ein edles, reines und warm fühlendes Herz schenkte, die er aber nicht liebte, gegen die er Widerwillen empfand. Der Prinz opferte sonach ein edles Weib seinem Sklavensinne, seiner Feigheit und Unnatürlichkeit. Er beging ein Verbrechen an der Würde der Ehe, am Manneswort, und am Glücke Elisabeth's, deren künftiges Leben, vom Gatten verstoßen, in Trauer und Verlassenheit dahinfloß.

Nach der Trauung vollendete der Prinz seinen Brief an die Markgräfin von Baireuth.

„Eben endigt die ganze Ceremonie, und Gott sei gelobt, daß Alles vorüber ist. Ich hoffe, daß Du es als ein Zeichen meiner Freundschaft ansehen wirst, daß ich Dir die erste Nachricht mittheile [1])."

Bis zum Tode des Vaters lebte zwar Friedrich mit seiner Gattin unter einem Dache, aber nicht in Liebe und ehelicher Gemeinschaft. Kaum hatte der

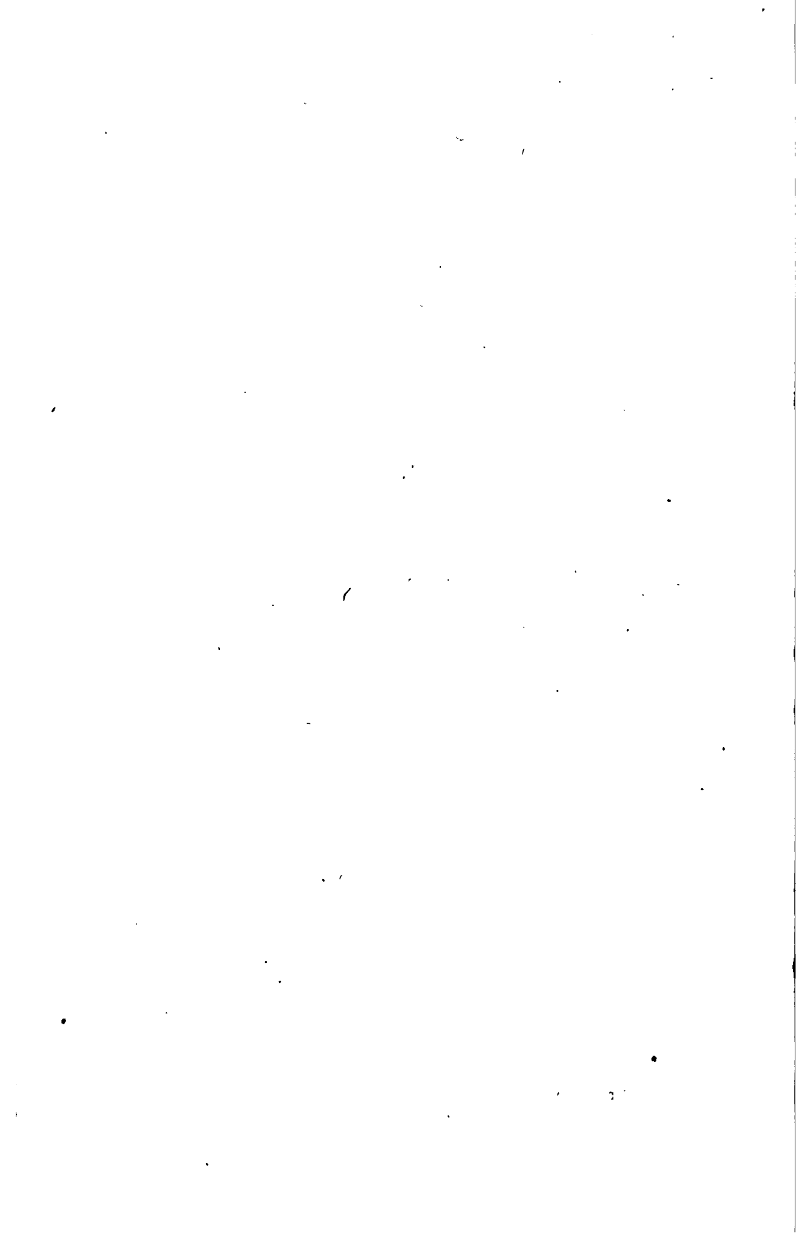
---

1) Oeuvres XXVII. I. 8.

König die Augen geschlossen, so hörte auch das äußere Zusammenleben auf. — Die Fortsetzungen dieser Novellen dürften wiederholte Veranlassung bieten, sowohl das Dulden eines edlen Weibes, wie die Härte eines unnatürlichen Gatten zu beleuchten.

II.

Judas Makkabäus.



Die Freigeister.

König Friedrich II. lag fieberkrank auf seinem Schlosse Rheinsberg. Die Lage dieses Schlosses war reizend. Ringsum prächtige Buchen- und Eichenwälder, und am Fuße des Hügels ein dunkler See, dessen glatten Spiegel stolze Schwanen und seltene Enten-Arten durchfurchten. Die Aussicht über die Wälder und das Flachland ließ das Auge nicht unbefriedigt, und gerne ruhte es auf dem nahen, freundlichen Städtchen Rheinsberg.

In strenger Zurückgezogenheit, von einem Kreise geistesverwandter Franzosen umgeben, lebte hier der Kronprinz bis zum Tode des Königs, im Mai 1740. Da seinen strebsamen Geist des Vaters Argwohn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, so widmete er seine Zeit dem Studium der Philosophie. Wolf's Schriften ließ er durch Suhm in das Französische

übersetzen, weil Friedrich der deutschen Sprache weniger mächtig war, als der französischen.

Wolf's Philosophie blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf den Kronprinzen. Im April 1736 schrieb er an den Grafen Manteufel:

„Ich bin jetzt überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele. Ich glaube an Gott und an Den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen. Ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann."

Friedrich's Ueberzeugung wechselte jedoch bald. Die Bekanntschaft mit Voltaire, welche ihm der französische Gesandte, Marquis de la Chetardie, ein sittlich verkommener Mensch, vermittelte, vernichtete Wolf's schöne Saat. Voltaire's giftiger Spott zerstörte rasch die letzte christliche Idee im Herzen Friedrich's. Bevor er den Thron bestieg, hatte er gebrochen mit dem Glauben seiner Väter und der Religion jenes Volkes, das er regierte.

Seine Geringschätzung blieb bei der Religion nicht stehen. Sie erstreckte sich auf ihre Verehrer, die Preußen, — sogar auf alle Deutschen.

„Die Deutschen im Allgemeinen sind Tölpel," sagt er. „Die Dümmsten unter ihnen sind die Bayern. Am anstelligsten benehmen sich noch die Altpreußen,

allein ihre Gewandtheit schlägt gewöhnlich in Fadheit aus. Die Pommern sind natürlich und derb, — aber die Berliner und Märker taugen gar nichts[1]."

In Folge dieser Verachtung deutschen Wesens und deutscher Art, umgab er sich mit einem Kreise französischer Schöngeister. Unter diesen behauptete Baptist de Boyer den ersten Rang. Er war Friedrich's täglicher Genosse durch fünfundzwanzig Jahre.

Es ist nothwendig, einen flüchtigen Blick auf das Leben dieses Franzosen zu werfen.

Johann Baptist de Boyer, Marquis d'Argens, wurde 1704 zu Aix in der Provence geboren. In der Jesuitenschule erlangte er gründliche Kenntnisse der griechischen und lateinischen Sprache. Fünfzehn Jahre alt, wurde er Soldat und flüchtete mit einer Schauspielerin nach Spanien. Der Entführten überdrüssig, verließ er dieselbe, um sich längere Zeit in Constantinopel herumzutreiben. Nach Frankreich zurückgekehrt, dient er unter Marschall Berwick gegen die Deutschen. Von Gläubigern verfolgt, mit seiner Familie zerfallen und enterbt, ging er nach Holland, wo seine Feder ihn ernährte. Er schrieb im Dienste des Unglaubens und des antichristlichen Fanatismus.

---

1) Ranke, Preuß. Gesch. B. III. 479.

Boyer verhöhnte in zahlreichen Schriften die christliche Religion und bespritzte sie mit der giftigen Lauche des Spottes. Später sammelte er seine zerstreuten Schriften in einem Werke, unter dem Titel: „Philosophie des gesunden Menschenverstandes." — Kronprinz Friedrich las jenes Werk. Er fand inniges Wohlgefallen an dem geistesverwandten Manne, und berief ihn nach Rheinsberg. Die fürstliche Anerkennung und Friedrich's Umgang spornten Boyer's Eifer. Julian's Schmähreden gegen das Christenthum übersetzte er in das Französische, ebenso andere religionsfeindliche alte Werke. Boyer predigte laut und offen die Nichtexistenz Gottes und die Ewigkeit der Materie. Am Abende seines Lebens kehrte er nach Frankreich zurück. Im Jahre 1771 klopfte der Tod an seinen morschen Leib. Die Nähe der Ewigkeit stimmte ihn sehr ernst. Er recapitulirte seine Philosophie, und fand sie nicht stichhaltig an den Pforten des Jenseits. Boyer verwarf alle seine Schriften, verdammte seine Grundsätze, unterwarf sich den Dogmen der katholischen Kirche, und starb als gläubiger Christ in Reue und Bußgesinnung.

Des Königs eigentliche Absicht, weßhalb er jene Freigeister um sich schaarte, entsprang vorzüglich sei-

nem Streben, durch jene Literaten selbst in der Literatur einen Ruf zu erlangen.

„Ich habe Alles gethan," sagt er, „was ich vermochte, um mir einen Ruf in den schönen Wissenschaften zu erwerben, und ich bin glücklicher gewesen, als der Cardinal Richelieu; denn, Gott sei Dank, — ich gelte für einen Autor! Aber unter uns gesagt, es ist ein verfluchtes Geschlecht, diese Schöngeister, es ist ein unerträgliches Volk durch seine Eitelkeit, — stolz, voll Verachtung gegen die Großen, aber begierig, groß zu werden. Sie sind Tyrannen in ihrer Opposition, unversöhnliche Feinde, unbeständige Freunde, ungeschliffen im Umgange, oft Schmeichler und Satiriker an einem Tage. Es gibt manchen Poeten, der mein Königreich ausschlagen würde, wenn er mir dafür zwei seiner schönsten Verse opfern sollte. Dennoch sind solche Menschen für einen Fürsten, welcher despotisch regieren will und den Ruhm liebt, nothwendig. Sie theilen die Ehren aus. Ohne sie erlangt man keinen begründeten Ruf. Man muß mithin aus Noth sie liebkosen, und aus Politik sie belohnen [1])."

Der fieberkranke König unterwarf sich einer regel-

1) Morgenstudien Friedrich's II. v. Preußen. S. 44. Herder 1863.

mäßigen ärztlichen Behandlung. Er hütete das Bett, und wenn das Fieber ruhte, wandelte er an Boyer's Arm durch die Zimmer des Schlosses.

Als die Nachricht vom Tode des Kaisers einlief, riß ihm plötzlich alle Geduld. Ein namenloser Mißmuth ergriff den Fürsten. Die Aerzte staunten über die Veränderung des bisher so ergebenen Patienten. Im Gegensatze zur früheren Ruhe, fanden sie ihn jetzt fortwährend aufgeregt. Sie machten auf die Nachtheile dieser Aufregung aufmerksam. Der König läugnete die Erregung, aber in einer Weise, die zugleich den Grund derselben verrieth.

„Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers, fordert keine großen Regungen," sagte er. „Alles ist vorgesehen, Alles vorbereitet. Es handelt sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe [1])."

Der Kranke verwünschte das Fieber. Er verlangte, rasch geheilt zu werden und eine doppelte Dosis Chinin. Die Aerzte verweigerten die doppelte Dosis, — er nahm sie auf eigene Verantwortung. Das Fieber floh, aber den König ergriff eine große körperliche Mattigkeit. Desto mehr arbeitete sein er=

---

1) Klopp, Friedrich II. S. 106.

regter Geist. Nach Berlin hatte er einen Kurier geschickt, den Minister Podevils und den Feldmarschall Schwerin herbeizurufen. In Ungeduld harrte er ihrer Ankunft, und selbst Boyer's anziehende Unterhaltung vermochte es kaum, Friedrich's brennende Spannung zu beschwören.

Boyer, ein stattlicher junger Mann von angenehmer Gesichtsbildung, ein Freund des Vergnügens jeder Art, ein Liebhaber des schönen Geschlechtes und in beständige Liebeshändel verwickelt, saß dem Fürsten gegenüber. Auf seinen Knieen lag eine Schrift, — die französische Uebersetzung der Schmähreden Julian's gegen die Christen. Der breite Schriftrand enthielt zahlreiche Anmerkungen. Die Anmerkungen kamen aus Voltaire's Feder, dem alle literarischen Arbeiten zur Einsicht übersandt wurden. Denn Boyer's Arbeiten waren keine harmlose Liebhaberei. Sie bildeten ein Glied in jener langen Kette von Feindseligkeiten, womit die Philosophen des XVIII. Jahrhunderts das Christenthum zu umstricken und zu ersticken sich bemühten. Voltaire benützte Boyer's Sprachkenntnisse, um durch ihn graben zu lassen in verschütteten, alten Bergwerken nach Waffen gegen die christliche Religion. Solche Todtengräber gab es in Frankreich und England ein ganzes Heer. An der Spitze dieses

Heeres stand Feldmarschall Voltaire. Zu den Flügelmännern der Armee gehörten Friedrich II. und Boyer.

Der Marquis hatte aus der Schrift vorgelesen und bemerkt, daß dem Monarchen die gewöhnliche Aufmerksamkeit fehle. Denn Friedrich erhob keine Einwendungen, — ein sicherer Beweis, daß sein Geist mit anderen Dingen beschäftigt sei. Diese Wahrnehmung verletzte den eiteln Literaten. Er hielt mit dem Vorlesen inne, legte die Schrift bei Seite, und stützte den Kopf mißvergnügt in seine Hand.

Das plötzliche Schweigen der Stimme, weckte den sinnenden König aus seinen Gedanken.

„Ich finde Voltaire's Glosse ausgezeichnet," sagte er. „Das mosaische „„Aug' um Aug', Zahn um Zahn,"" — ist weit vernünftiger, als die Lehre des Weisen von Nazareth: „„Du sollst Den lieben, der dich haßt."" — Und mit welchem gesunden Humor Voltaire seine Glossen begründet! Es ist köstlich! Lesen Sie noch einmal die Stelle, mein lieber Marquis."

„„Der liebe Gott sprach weit vernünftiger aus Moses, als aus dem Rabbi von Nazareth, las Boyer. Das „„Aug' um Aug', Zahn um Zahn,"" — übersteigt die menschliche Leistungsfähigkeit nicht. Die

Feindesliebe hingegen ist eine schwärmerische Mißgeburt, welche dem Nazarener ein sentimentaler Augenblick in den ägyptischen Anachoretenclausen eingegeben haben mag. Den Freund zu lieben, ist ebenso natürlich, wie den Feind zu hassen.""

„Prächtig, — vortrefflich!" lobte der König.

„Mir scheint dies gerade nicht so vortrefflich!" entgegnete Boyer. „Im Gegentheile, — die Feindesliebe des Weisen von Nazareth erscheint jedem Vernünftigen weit edler, als der Feindeshaß des Gesetzgebers am Sinai."

„Dies sagt der Widerspruchsgeist gegen Meister Voltaire aus Ihnen, mein lieber Boyer."

„Nein, Sire! Meinem vernünftigen Denken erscheint der am Kreuze betende Nazaräer: „„Vater verzeihe ihnen!"" — weit erhabener und großartiger, als Moses, der seine Feinde niederhauen läßt."

„Merken Sie aber nicht, Boyer, daß Gott durch das Gebot der Feindesliebe Ansprüche erhebt, die er selbst zu erfüllen nicht Willens ist? Wir schwachen Geschöpfe sollen dem Feinde verzeihen. Der starke Gott aber droht mit Hölle und ewiger Verdammniß seinen Feinden. Hat der Nazaräer nicht gelehrt, man solle Anderen keine Lasten auflegen, die man selber nicht tragen will?"

Der Franzose zuckte bedauernd die Achsel.

„Diese Einwendung ist Ihrer Philosophie unwürdig, Sire! Gott verdammt nicht, weil er sich rächen will an seinen Feinden, — er verdammt sie, weil deren geistiger Zustand, weil deren Gegensätzlichkeit mit seinem heiligen Wesen, keine Begnadigung zuläßt. Er verdammt das Böse, wie das Licht die Finsterniß verdammt."

„Ziemlich gut, — aber doch nicht klar! Gott ist ja barmherzig. Und was hindert den freien Geist, sein finsteres, böses Wesen in Licht und Güte zu verwandeln, sobald er einsieht, daß sein Interesse es fordert?"

„Was ihn hindert? Er selbst! Für den puren Geist ist jede Umwandlung der Gesinnung unmöglich, denn er ist ein untheilbares, einheitliches Wesen. Die Schrift drückt dies in den Worten aus: „„Wie der Baum fällt, so liegt er."" — In jener geistigen Fassung und Richtung, in welcher die Seele vom Leibe sich trennte, verharrt sie auf ewig. Hieraus folgt, daß von Seite Gottes, für den unwandelbar bösen Geist, niemals Begnadigung eintreten kann."

„Muß gestehen, Ihre Erläuterung überrascht."

„Und dann, Sire, weßhalb lassen Sie Mörder hinrichten? Weil das Verweilen dieser menschlichen

Bestien den Bestand der Gesellschaft, die Staatsordnung bedroht. Gestatten Sie dem lieben Gott, seinen Himmel jenen Verruchten zu verschließen, welche die Menschheit ausgeworfen. Sie werden erlauben, Sire, daß die reine, lichte Himmelsluft durch nächtliche Wesen weder getrübt, noch verdorben werde, zumal zwischen jenen Bösewichtern und Gottes Freunden keine Harmonie, kein Einklang der Gesinnung möglich ist. Indem Gott die Hölle zuließ, sicherte er den Frieden des Himmels. Und endlich, Sire, werden Sie Gott gestatten, daß er nicht weniger gerecht ist, als Sie. — Aus all' Dem folgt die Unhaltbarkeit der Glosse Voltaire's, die seinem Scharfsinne keine Ehre macht."

„Bei Gott, Boyer, aus der Jesuitenschule ist noch Manches an Ihnen hängen geblieben! Wüßte ich nicht, daß Sie weder an Gott, noch an die Unsterblichkeit der Seele glauben, ich möchte annehmen, Sie seien ein verkappter Jesuit."

Der Marquis lachte.

„Ich wollte nur zeigen, daß Voltaire mit solchen platten Randglossen dem festgegliederten System der Theologen nicht wehe thut. — Ich werde die Anmerkung streichen."

„Sie erinnern mich da an Etwas! Ich wurde

veranlaßt, meine Ansichten über Religion niederzuschreiben," — und der König zog aus dem Schreibtische ein Blatt Papier hervor.

„Hören Sie, mein bester Philosoph, — merken Sie genau, und sagen Sie dann offen ihre Meinung."

Friedrich las:

„Religion ist in einem Staate durchaus nothwendig. Das ist ein Grundsatz, den bestreiten zu wollen sehr thöricht sein würde. Ein König ist sehr ungeschickt, wenn er seinen Unterthanen den Mißbrauch derselben gestattet; aber auf der anderen Seite ist es für einen König nicht weise, selbst Religion zu haben. Nichts tyrannisirt den Geist und das Herz so sehr, als Religion; denn sie verträgt sich nicht mit unseren Leidenschaften, noch mit den großen politischen Zielen, die man haben muß. Die wahre Religion eines Fürsten will das Interesse der Menschen und seinen eigenen Ruhm. Er muß von Staats wegen sich dispensiren, eine andere Religion zu kennen: er muß jedoch äußerlich vorübergehend etwas davon behalten, um Diejenigen zufrieden zu stellen, welche ihn beobachten und umgeben. Wenn er Gott fürchtet, oder, um mit Weibern und Priestern zu reden, wenn er die Hölle

fürchtet, wie Ludwig XIV. in seinem Alter, so wird er furchtsam und reif zu einem Kapuziner."

„Handelt es sich darum, sich einer benachbarten Provinz zu bemächtigen? Eine Armee von Teufeln stellt sich zu ihrer Vertheidigung unseren Augen dar, wir sind schwach genug zu glauben, daß es eine Ungerechtigkeit sei, und wir bemessen uns selbst die Züchtigung für unser Verbrechen. Wollen wir mit anderen Mächten einen Vertrag abschließen? Wenn wir uns erinnern, daß wir Christen sind, so ist Alles verloren, und wir werden immer die Getäuschten sein."

„Was den Krieg betrifft, — so ist er ein Geschäft, bei welchem das geringste Bedenken Alles verdirbt. In der That, welcher anständige Mensch würde noch einen Krieg führen wollen, wenn man nicht das Recht hätte, Regeln aufzustellen, welche Plünderung, Brand und Blutvergießen gestatten?"

„Ich sage jedoch nicht, daß man die Unfrömmigkeit und den Atheismus zur Schau tragen solle; aber man muß seine Denkungsweise dem Range gemäß einrichten, den man inne hat. — Es wäre der Gipfel der Thorheit, wenn ein Fürst sich an kleine Jämmer-

lichkeiten binden wollte, die nur für das Volk gemacht sind [1])."

Der König schwieg und blickte forschend zu dem Marquis auf.

„Diese Ansichten sind Ihrer philosophischen Bildung vollkommen würdig, Sire. Ich unterschreibe jede Zeile. — Aber, Sire, eine freimüthige Frage: — Sie wurden „veranlaßt?" Auch das nicht ganz consequente Hereinziehen des „Krieges," sowie das „Bemächtigen einer benachbarten Provinz," — fällt mir auf. Hat etwa die Entschuldigung eines bevorstehenden Krieges diese religiösen Ansichten veranlaßt?"

Ueber Friedrich's Angesicht flog eine lebhafte Erregung. Zur Beantwortung der Frage blieb jedoch keine Zeit. Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Oberst Emil von Gauchier, ein jugendlicher Günstling des Königs aus Lyon, und durch Boyer's Vermittelung an den Hof gerufen.

„Nun Marquis, wie steht's mit unserer Wette?" fragte Gauchier, nachdem er den König ehrerbietig und Boyer leichthin gegrüßt.

„Ich bleibe bei meiner Behauptung, Emil!" antwortete der Marquis kaltblütig.

---

1) Morgenstudien Friedrich's II. S. 14 ff.

„Was habt ihr denn zu wetten?“ fragte der König neugierig.

„Sie werden lachen, Sire! Denken Sie nur, Boyer wagt die ungeheure Behauptung, Maria Theresia sei das schönste Weib auf Erden. Ist das nicht wunderlich? Der Marquis setzt hundert Flaschen Champagner auf seine Behauptung. Ich habe mir die Sache überlegt, und bin bereit, die Wette einzugehen.“

„Eine höchst seltsame Wette!“ sagte Friedrich. „Ist der Marquis ein so maßloser Verehrer der Königin von Ungarn?“ — und sein Auge ruhte mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke auf Boyer.

„Ich bin ein Verehrer der Schönheit, Sire! Ich glaube, in diesem Fache einiges Urtheil zu besitzen. Ich habe Maria Theresia wiederholt zu sehen das Glück gehabt, und der überwältigende Eindruck ihrer Erscheinung, die Würde ihrer Majestät, und endlich die vollendeten Formen ihres reizenden Körpers, lassen mich für meine Wette nichts fürchten.“

„Diesmal hat der Liebesgott dem Philosophen einen argen Streich gespielt, sagte Friedrich. Wie ist es denn möglich, Boyer, in dieser Sache ein entscheidendes Urtheil zu erlangen, dem sich Ihr Gegner nothgedrungen unterwerfen muß? Wollen Sie etwa

eine Schönheits-Commission niedersetzen, und die Königin von Ungarn vor diese Commission rufen?"

„O ich verlange gar nichts, Sire, als daß Emil Maria Theresia sieht. Stimmt er meinem Urtheile nicht bei, gebe ich die Wette verloren."

„Ist das nicht köstlich, Sire?" rief Gauchier lachend. „Haben Sie jemals gehört, daß dem Gegner die Entscheidung der eigenen Sache überlassen wird?"

„Boyer's Vertrauen in Ihre Ehrlichkeit ist nicht minder groß, als seine Ueberzeugung von dem Culminationspunkte aller Schönheiten in Maria Theresia," entgegnete Friedrich scherzend. „Aber hören Sie Marquis, Ihre Verehrung für die Königin von Ungarn ist nicht ohne Beleidigung für sämmtliche Schönheiten der nation prussienne. Kennen Sie die Tochter meines getreuen Unterthanen Ferner?"

„Ich habe nicht das Glück!"

„O Sie Kurzsichtiger!" rief Friedrich mit Laune. „Sie bewegen sich um die Sonne, ohne deren Glanz zu bemerken! So wissen Sie denn, mein lieber Schönheitsschwärmer, daß Anna Ferner Ihre Königin von Ungarn aus dem Sattel hebt, — ich setze meinen Paradedegen auf diese Behauptung. War ich doch

so glücklich, Reize bewundern zu dürfen, auf die Venus selber neidisch blicken würde."

Der Marquis, dessen Interesse für Liebeshändel sogar jenes für antichristliche Literatur noch überstieg, sah den Fürsten zweifelnd an.

„Und wer ist diese Anna Ferner?"

„Nichts weniger, als die Tochter des Adler-Wirthes zu Rheinsberg! Sie werden ohne Zweifel den mächtigen Preußen-Adler bemerkt haben auf dem Schilde, welcher den Erdball in seinen Fängen trägt. Freilich ein kleiner Verstoß gegen die Wappenkunde. Allein der gute Wirth sieht nicht ein, weßhalb der Adler von Brandenburg weniger kühn und stark sein soll, als jener von Habsburg."

„Ich erinnere mich! Das Gasthaus befindet sich am Eingange des Städtchens," sagte Boyer.

Der Minister von Podevils und Schwerin, der Feldmarschall, wurden angemeldet.

„Ah, — endlich!" rief der König aufstehend.

Die Franzosen verabschiedeten sich.

„Marquis!" sagte der Fürst, als jener bereits an der Thüre stand, „ich erwarte Sie heute Abend zur gewöhnlichen Stunde!"

Der König empfing den Minister und den Feldmarschall ernst und kalt. Sein Benehmen war diesen

höchsten Würdeträgern seines Reiches gegenüber von jenem sehr verschieden, das er vor dem Marquis anzunehmen für gut fand. Während er mit dem französischen Literaten in vertrautem Tone verkehrte, und den Fürsten hinter den Gesellschafter zurücktreten ließ, zeigte er den Großwürdeträgern Preußen's nur den König.

Friedrich Wilhelm, sein Vater, hatte in allen Dingen von Wichtigkeit die Minister zu Rath gezogen, — Friedrich II. zog die Minister in keiner Angelegenheit zu Rath. Friedrich II. führte auf eigene Eingebung, mit vollkommener Selbstständigkeit das Regiment. Er bewachte eifersüchtig seine Herrscherwürde und glaubte, dieselbe durch den mindesten ministeriellen Einfluß beschränkt. Der dänische Gesandte berichtete hierüber nach Kopenhagen:

„Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen Alles selbst thut, und daß er keinen Rath von irgend einem Minister leidet."

Sogar den nächsten Verwandten gestattete Friedrich keinen Einfluß auf die Regierung, — nicht einmal der Königin Wittwe, die sich hiedurch sehr gekränkt fühlte.

Als ihn sein Vetter, der Markgraf Heinrich, bei

dem ersten Begegnen nach der Thronbesteigung in alter vertraulicher Weise begrüßte, trat Friedrich erstaunt einen Schritt zurück und sprach im Tone des Herrschers:

„Mein Herr, — jetzt bin ich König!“

Podevils und Schwerin saßen vor dem Herrscher mit dem Ausdrucke verlegener Ehrerbietung und devotester Unterwürfigkeit.

„Herr Feldmarschall, begann der Fürst, ich wollte mit Ihnen über die Maßregeln consultiren, die nothwendig sind, ohne Lärm, in aller Stille und möglichst schnell, eine Armee von 40,000 Mann an die schlesische Grenze zu dirigiren. Sie werden diese Maßregeln studiren und mir morgen Bericht abstatten.“

In den Gesichtern beider Männer malte sich das höchste Erstaunen. Sie dachten an nichts weniger, als an den Krieg mit Oesterreich, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag. Und so groß war ihre Ueberraschung, daß sie beide schweigend, ein Gemisch von Trauer und schweren Befürchtungen in den Zügen, den Fürsten anstarrten, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Sie, Herr Minister,“ fuhr Friedrich an Podevils gewandt fort, „werden Sorge tragen, daß die an die schlesische Grenze dirigirte Armee den Gesandten frem-

der Mächte keinerlei Besorgnisse einflößt. Ich beauftrage Sie, alle auswärtigen und bei mir vertretenen Höfe meiner freundschaftlichsten Gesinnung zu versichern."

„Ist die Frage erlaubt, Majestät, sprach Schwerin, welchen Zweck die Armee an der schlesischen Grenze haben soll?"

Ueber Friedrich's Angesicht flog ein sarkastisches Lächeln.

„Mein Vater hat enorme Schätze aufgehäuft, — Sie werden gestatten, daß der Sohn jene Schätze zweckmäßig anlegt. Mein Vater hat eine stattliche Armee geschaffen, ich habe dieselbe um 20,000 Mann vermehrt, und Sie, mein bester Feldmarschall, werden vor Begierde brennen, so trefflich geübte Truppen auch einmal vor den Feind zu führen. Um es kurz zu sagen, — ich werde einige schlesische Fürstenthümer besetzen, die nach den ganz ausgezeichneten Argumentationen meiner Kronjuristen von Rechtswegen mir gehören."

„Haben Euere Majestät erwogen, daß ein blutiger Krieg mit Oesterreich unvermeidlich sein wird?" fragte Schwerin.

„Nun, der Feldmarschall wird sein Möglichstes

thuen, die Ueberlegenheit preußischer Truppen vor den österreichischen aller Welt zu zeigen."

Die leichtfertige Art, womit der junge König diese unheilschwangere Angelegenheit besprach, versetzte beide Männer in lebhafte Aufregung. Podevils erschien dieser Plan so unbedachtsam und thöricht, und dann wieder so vermessen und gefährlich, daß er auf den Gedanken kam, Friedrich's Verstand möchte durch das Fieber gestört worden sein.

„Möchten sich Euere Majestät an die Reunions-kammern Ludwig's XIV. erinnern, sagte er. Diese argumentirten, daß die halbe Welt Frankreich gehöre. Juristen beweisen Alles, — aber es fragt sich, was hiezu die Mächte sagen. Es fragt sich sogar, ob das Gewissen von Eurer Majestät Unterthanen nicht durch solche juristische Beweise empört wird."

„Um all' Dies fragt es sich gar nicht," versetzte Friedrich etwas unmuthig. „Es fragt sich einzig nur, ob man den Vortheil benützen soll, wenn man im Vortheil ist? Meine Truppen stehen bereit zum Handeln. Wenn ich sie nicht brauche, so habe ich ein Gut in meiner Hand, mit dem ich nichts zu thuen weiß; benütze ich sie dagegen, so wird die Welt ur-

theilen, daß ich gewandt genug sei, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen[1]."

„Gerechter Gott, — welche Grundsätze! Weil er im Vortheile ist, darum überfällt er seinen ruhigen, friedlichen Nachbar mit Mord und Brand," — so dachte offenbar Podevils, indem er schweigend den König anblickte, und dann tief betrübt das Haupt senkte.

Der Feldmarschall hingegen raffte sich zu dem Muthe einer ernsten Warnung auf.

„Majestät, sagte er, Sie werden sich und ganz Preußen in großes Unglück stürzen."

„Ich habe Sie nicht hieher befohlen, Feldmarschall, um meine Plane zu bekriteln, sondern mit Ihnen über deren Ausführung zu berathen. Keine fernere Einwendung! — Morgen werden mir die Herren das Ergebniß ihrer Betrachtungen mittheilen. Ueberlegen Sie, wie in möglichster Stille die 40,000 Mann zusammengezogen und an die schlesische Grenze gebracht, wie überhaupt die ganze Angelegenheit in größter Harmlosigkeit abgethan wird. — Sie, Podevils, werden dem Fürsten Leopold die Sache, welche doch bald ihm zu Ohren kommen muß, in der unverfänglichsten

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 19.

Weise beibringen. Sagen Sie ihm, daß mir nichts ferner läge, als ein Krieg mit Oesterreich. Maria Theresia wird, ohne Widerstand zu leisten, gestatten, daß wir von unserem schlesischen Eigenthume Besitz ergreifen."

Er reichte, zum Zeichen ganz besonderer Huld, den verwirrten und bestürzten Herren die Hand und entließ sie.

Ein Zögling des Prinzen Eugen.

Die einzige hervorragende militärische Persönlichkeit im preußischen Heere war der alte Fürst Leopold von Dessau. Er war ein Zögling des Prinzen Eugen, jenes unsterblichen Helden, welchen das Volk bis auf den heutigen Tag in seinen Liedern feiert.

Fürst Leopold war deutsch von ganzer Seele. Darum verdroß ihn Friedrichs Vorliebe für französisches Wesen. Leopold hegte die jedem Deutschen angeborne Ehrfurcht gegen das Kaiserhaus, — daher Friedrichs Auftrag an Podevils. Denn Fürst Leopold stand bei dem Heere im höchsten Ansehen und sein Einfluß auf dasselbe war von Gewicht. Dem Könige selbst flößte der stattliche Veteran unwillkürlich Achtung ein, aber Friedrich beneidete seinen Waffenruhm, und dessen Ansehen beim Heere war ihm sehr peinlich. Vor der Armee stand der König neben Dessau, wie ein Knabe neben dem Krieger, dessen Körper zahlreiche Narben bedecken, und der mit Selbstbewußtsein auf manche Schlacht gegen Türken und Franzosen zurückblicken kann.

Unter Friedrich Wilhelm hatte Dessau die höchsten Hofämter bekleidet und auf die Regierung sehr großen Einfluß geübt. Friedrich II. ließ ihm zwar die Aemter, aber nicht den Einfluß auf die Regierung.

Seit einigen Tagen weilte Fürst Leopold auf dem Schlosse Rheinsberg, wohin er mit der Königin gekommen war. Und Friedrich sollte nicht lange im Unklaren bleiben über den Eindruck, welchen der beabsichtigte Ueberfall Schlesiens auf Dessau hervorbringen würde. Die Thüre wurde rasch geöffnet, Dessau trat ein, lodernde Flammen in den Augen und Gluth auf den Wangen. Fast ungestüm ging er auf den König los, blieb drei Schritte vor ihm stehen und heftete einige Sekunden schweigend die stechenden Augen auf den Monarchen.

Friedrich war bei dem raschen Eintreten des Fürsten aufgestanden. Die drohende Gluth in Blicken und Mienen des alten Haudegens, sowie sein ungestümes Vordringen, flößten ihm einige Besorgniß ein. Und jetzt stand der bleiche, jugendliche König vor dem benarbten Veteranen, mit dem eisernen Gesichte, wie ein Knabe, der über einer bösen That ertappt wurde.

„Majestät," brach Dessau los, „so eben wurde Ihnen eine Ruchlosigkeit zugemuthet, und ich muß Sie augenblicklich davon in Kenntniß setzen. Der Minister

von Podevils behauptet, Sie wollten Schlesien besetzen, weil Sie ein Recht darauf hätten."

„Dies hätte Podevils behauptet?" that Friedrich erstaunt. „Wie man mißverstanden wird! Schlesien besetzen, — ganz Schlesien besetzen, — der Mann übertreibt doch Alles!"

„Er übertreibt? Wirklich — er übertreibt nur? Also nicht ganz Schlesien besetzen? — aber doch einen Theil von Schlesien?"

„Verstehen Sie doch nur, — ich schicke einige Regimenter nach Schlesien, — in der besten Absicht — natürlich!"

„So, — in der besten Absicht! Versteht sich, — denn für einen räuberischen Ueberfall werden sich die preußischen Truppen nicht gebrauchen lassen, wenn ein Funke Ehre in den Leuten ist. Also in der besten Absicht, Majestät! Und was ist denn das für eine Absicht, wenn man fragen darf?"

„Im Interesse der Königin von Ungarn werde ich einige Provinzen besetzen lassen."

„Ist Schlesien durch feindlichen Ueberfall bedroht? Und von wem ist es bedroht?"

„Allerdings, mein lieber Fürst von Dessau! Erlauben Sie mir aber, die Geheimnisse der Diplomatie für mich zu behalten. Vertrauen Sie auf meinen Rechtssinn. Mischen Sie sich nicht in Dinge,

welche außerhalb des Wirkungskreises Ihrer Aemter liegen."

„O ich mische mich durchaus nicht in Sachen, die mich nichts angehen! Was Sie jedoch vorhaben, Majestät, geht nicht nur den Fürsten von Dessau, sondern jeden Deutschen an. Natürlich! — Denn Sie überfallen mitten im Frieden, ohne alle rechtliche Veranlassung, deutsches Land, Sie überziehen das Kaiserhaus mit Krieg, — und wissen Sie, wie man in ganz Deutschland diesen Handel heißen würde?"

Er hielt inne. Friedrich blickte nicht ohne Beklommenheit in die heftig erregten Züge des Fürsten.

„Sie ereifern sich in der That über alle Maßen," sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Aber sagen Sie mir, — nur um der Sonderbarkeit willen, wie glauben Sie, daß alle Ignoranten und Neider das erste Lebenszeichen preußischer Macht auffassen werden?"

„Nicht Ignoranten, nicht Neider — aber alle ehrenhaften deutschen Männer werden behaupten: — dies sei ein schmählicher Rechtsbruch, ein Reichsverrath, eine Quelle namenlosen Unheiles für das Reich, — und dazu eine erbärmliche Treulosigkeit gegen das Kaiserhaus."

Friedrich schlug das funkelnde Auge nieder, indeß ein Gemisch von Aerger und Spott in sein Gesicht trat.

„Nun, — Sie sind ein Dynast des deutschen Reiches, und das deutsche Reich leidet sehr an Gebrechlichkeit. Man muß jeden heftigen Stoß gegen alte Gebäude verhüten, damit sie nicht zusammenfallen. Alle Dynasten sind Hüter des Reiches, — darum ist Ihre Besorgniß für das deutsche Reich verzeihlich. Aber Ihre persönliche Devotion für Habsburg, sollte das gesunde Urtheil des Fürsten von Dessau nicht bestechen. Ich begreife übrigens die Devotion für Habsburg: denn Ihre Dankbarkeit gegen das Kaiserhaus ist nicht unbegründet. Kaiser Leopold verlieh Ihrer nicht ebenbürtigen Gattin das Fürstendiplom, — ich finde es ganz in der Ordnung, daß man solche Kleinigkeiten nicht vergißt [1]).“

Eine dunkle Gluth überströmte Leopolds Gesicht.

„Zum Danke gegen Habsburg hat Eure Majestät weit stärkere Gründe, als ich. Sie wollen Maria Theresia, die nichtsahnende, friedliche Tochter Carls VI. überziehen, — erinnern Sie sich doch, was deren Vater für Sie gethan! Ohne des Kaisers Fürsprache, wären Sie längst nicht mehr unter den Lebenden.“

---

1) Kaiser Leopold I. hatte die unebenbürtige Gemahlin des Fürsten, Anna Luise Föhse, die Tochter des Apothekers in Dessau, in den Reichsfürstenstand erhoben. K. A. Menzel, B. X. S. 447.

„Sie haben die Kühnheit, mir dies vorzurücken?"

„Nicht die Kühnheit, sondern die Pflicht! O ich sehe, es ist offenbar," rief Dessau schmerzlich aus, „der Sohn meines verstorbenen königlichen Freundes steht im Begriffe, dem alten Reichsfeinde die Hand zu reichen. Was man längst befürchtete, was man sich ängstlich in die Ohren geraunt, — was ich immer als unmöglich bestritt, das Schreckliche trifft ein: — Preußen verbündet mit Frankreich gegen das deutsche Reich."

„Nehmen Sie das Gegentheil Ihrer Befürchtung, und Sie haben das Richtige meiner Gesinnung getroffen," entgegnete Friedrich, dessen gereizte Stimmung vor dem tiefen Schmerze und der offenherzigen Ehrlichkeit des greisen Fürsten zurücktrat. „Geben Sie doch nichts auf das Geplauder aller möglichen Franbasen. Nicht handbreit werden die Linien des Rechtes überschritten. — Freilich, — natürlich, — sollte die Königin von Ungarn Preußens alte Rechte, auf einige Fürstenthümer Schlesiens, nicht anerkennen, dann, — leider, dann müßte sogar Frankreichs Bundesgenossenschaft unsere Rechtsansprüche unterstützen."

„Also doch? Wirklich Frankreichs Bundesgenossenschaft? — Gerechter Gott! — Majestät, — offen gestanden, es schwindelt mir! Frankreichs Bundesgenossenschaft, — hm! Gift für eine ehrliche deutsche Na-

tur. — Ich muß Sie an einen Ausspruch Ihres Vaters erinnern. Der Ausspruch heißt: — „„Das muß ein Cujon von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält. Und ich selbst müßte auch Einer sein, wenn ich es thäte[1]."" So dachte Ihr Vater! Und Sie, Majestät?"

„Denke vernünftiger! Ich kenne jenen Ausspruch des Tabacks-Collegiums. Sie wissen, Duckfteiner Bier und holländische Thonpfeifen haben Manches zu verantworten. Dahin gehört auch das Preisgeben unserer Rechte auf Schlesien."

„Rechte auf Schlesien?" wiederholte Dessau erstaunt. „Seit wann hat Preußen Rechte auf schlesische Fürstenthümer? Davon höre ich jetzt das erste Wort."

„Es liegen eben manche Schätze unbekannt in der Erde begraben, und manche Rechte in vergilbten Pergamenten. Zu Ihrer Beruhigung werde ich Ihnen die juristischen Beweise vorlegen lassen."

„Die juristischen Beweise? Ah so, — nun, auf Verlangen werden die Kronjuristen beweisen, daß Sie Rechte auf Schweden und Norwegen, sogar auf den Mond haben."

---

1) O. Klopp, Friedrich II. S. 116.

„Und Sie werden mir so viel Urtheil beimessen, Fürst von Dessau, daß ich Albernheiten sehr wohl von gegründeten Rechtsansprüchen zu unterscheiden weiß.“

„Um Gotteswillen, mein allergnädigster König, — geben Sie diesen schrecklichen Plan auf! Sie stürzen Ihr Land in das größte Unglück! Maria Theresia wird diese Eingriffe nicht dulden, sie wird dem Raubanfall nothgedrungen mit Gewalt begegnen, — und der Bruderkrieg ist da. Ziehen Sie gar die Franzosen mit in den Handel, so wird ewige Schmach die Brandenburger beflecken, die immer getreu und pflichtgemäß zu Kaiser und Reich gehalten. Alle deutschen Fürsten, denen noch ein Funke von Ehre und Vaterlandsliebe innewohnt, würden sich mit Maria Theresia gegen Sie verbinden. Sie spalten Deutschland, — Sie zertrümmern den ohnehin lockeren Reichsverband, — Sie stürzen das Reich in namenloses Unheil, — und All' dies haben Sie auf dem Gewissen.“

Friedrichs Freigeisterei und religiöse Verkommenheit beantwortete alle diese Vorstellungen Leopolds mit Hohnlachen. Aeußerlich blieb er zwar ernst, und kein Zug seines Gesichtes verrieth die Verachtung gegen die sittlichen Bedenken des Fürsten. War ihm doch Alles daran gelegen, den einflußreichen Veteranen zu beruhigen und mit seinen Planen zu versöhnen.

„Ich bin von Ihrer Treue gegen mich und mein Haus vollkommen überzeugt, mein lieber Fürst von Dessau. Ich werde überlegen, ob sich den strengen Forderungen des Rechtes etwas abzwingen läßt.“

„Ganz gut, — bleiben Sie immerhin bei den strengen Forderungen des Rechtes! Diese Forderungen bestehen aber für jeden deutschen Dynasten in der Treue gegen das Kaiserhaus und das Reich. Haben Sie wirklich gegründete Ansprüche auf Schlesien, — gut, machen Sie diese Ansprüche auf gesetzlichem Wege geltend. Stürmen Sie dagegen mit bewaffneter Faust nach Schlesien, so werden die Flüche und Verwünschungen von Millionen auf Ihr Haupt fallen. Majestät, — Sie kennen den Krieg nicht, — ich kenne ihn und sein Elend. Bedenken Sie wohl, was Sie thun. — Bedenken Sie endlich, daß unsere Truppen zwar meisterhaft zu paradiren verstehen, im Felde aber nicht die mindeste Erfahrung haben. Dennoch müßten sie den Ueberresten jener tapfern Schaaren gegenüberstehen, welche unter Prinz Eugen Türken und Franzosen schlugen.“

Den ersten Theil der Warnung vernahm Friedrich mit einer ihm ungewöhnlichen Selbstbeherrschung, — den zweiten, der sich auf die österreichischen Truppen bezog, mit ungläubigem Lächeln. Er kannte das

verwahrloste Heerwesen Oesterreichs besser, als der alte Fürst von Dessau, der niemals Veranlassung fand, sich genau nach dessen Zustand zu erkundigen.

Friedrich benützte die Gelegenheit, das Gespräch abzulenken. Er kannte Leopolds Begeisterung für den Prinzen Eugen. Er wußte, daß der alte Haudegen jetzt noch mit Lust und Begeisterung in der Erinnerung an jene Thaten des Ruhmes schwelgte, die sich an Eugens Feldherrnstab knüpften.

„Allen Respect vor Eugen und seinen tapferen Waffengefährten," sagte er. „Offen gestanden, hab' ich den Ruhm jenes Mannes oft genug beneidet, der sich über ganz Europa, ja fast über die ganze Welt, wie ein strahlendes, bewunderungswürdiges Meteor verbreitete. — Besonders hat die berühmte und mörderische Schlacht bei Belgrad immer meine Bewunderung erregt. Auch Sie waren dabei, — nicht?"

Leopolds Angesicht begann zu leuchten.

„Freilich, Majestät, — natürlich! Ich sage Ihnen, seitdem die Welt steht, wurde kein glänzenderer Sieg erfochten, als jener bei Belgrad über die Türken."

„Ich habe oft und viel über jenen ewig denkwürdigen Tag gelesen, und es hat mir immer unbegreiflich geschienen, wie Eugen sein Häuflein durch 200,000 Türken konnte einschließen lassen."

Durch Leopolds ganzen Körper zuckte es wie ein elektrischer Strahl. Prinz Eugen wurde angegriffen, — ein Verbrechen in den Augen des Veteranen.

„Langsam, Majestät, — nur langsam! Das will ich Ihnen erklären. Hören Sie! Ende Mai 1717 überschritten wir die Donau. Mitte Juni standen wir vor Belgrad. Unser Heer zählte kaum 100,000 Mann. Belgrad war sehr fest und hatte eine Besatzung von 30,000 Türken. Unter diesen befand sich der Kern der Janitschaaren. — Kaum donnern unsere Feuerschlünde gegen die Veste, als die Nachricht eintrifft, der Großvezier stehe mit 200,000 Mann in Adrianopel und rücke gegen Belgrad vor. Was sollte jetzt Eugen thun? — Zurückweichen vor den Türken? Ha, — Sie sollten ihn gekannt haben, diesen Helden, der niemals zurückwich, aus dessen Adleraugen Sieg für uns und für den Feind Verderben flammte. — Eugen kannte recht gut die außerordentliche Gefahr, — er sah jedenfalls klarer, als jene, die ihm heute wegen Kurzsichtigkeit wollen Vorwürfe machen. — Fiel Belgrad nicht vor Ankunft des Großveziers, so kamen wir zwischen zwei mörderische Feuer: — im Rücken 200,000 Muselmänner, vor uns 30,000 jener grimmigen Christenfeinde. — In dieser drohenden Lage kommt ein Eilbote des englichen Gesandten an der

Pforte, des Sir Worthley Montague. Der Eilbote überbringt Vorschläge des Sultans. Der Türkenkaiser trägt den Frieden an gegen Herausgabe von Temeswar und des Banat. Heute noch sehe ich Prinz Eugen, wie er, stolz aufgerichtet, und jenes siegverkündende Lächeln in den Zügen, des Sultans Antrag zurückwies.

„„Keinen Fußbreit Land geben wir heraus! Vom Frieden kann erst nach Belgrads Eroberung die Rede sein.““

So lautete Eugens Spruch, das ganze Heer stimmte jubelnd bei. Sofort wurde Kriegsrath gehalten. Eugen schloß ihn mit den Worten:

„„Meine lieben Waffenbrüder, es stehen uns schwere Tage bevor, aber sie werden für uns Tage des Ruhmes und der Ehre sein.““

Der König machte eine lebhafte Bewegung und eine flüchtige Röthe übergoß sein Gesicht.

„Nun ging es an ein Arbeiten, wovon Sie keine Vorstellung haben können. Jeder Soldat wurde Schanzgräber. In der einen Hand die Waffen gegen die Ueberfälle aus Belgrad, in der anderen Spate und Hacke. Es galt, einen doppelten Kreis von Wällen und Gräben aufzuwerfen, gegen die Festung und gegen das anrückende Heer des Großveziers. Die

Gräben wurden sechszehn Fuß tief und zwölf breit, — die Brustwehr sechs Fuß hoch und sechszehn dick. Und diese Riesenarbeit wurde vollbracht in der sengenden Julihitze jenes Landes. Wir litten entsetzlich. Wir genossen kaum einige Augenblicke Erholung. Aber Prinz Eugen theilte alle Mühsalen und Entbehrungen, Tag und Nacht war er auf den Beinen, überall zugegen, — er schien sich zu vervielfältigen. Ein Heer aber, das ein solches Beispiel des Feldherren erhebt und ermuthigt, trägt Alles, duldet Alles."

„Unsere Geschütze wurden auf die Wälle gebracht, Tag und Nacht schleuderten sie Kugeln gegen die Mauern. Wir machten unbeschreibliche Anstrengungen, eine Bresche in das Gemäuer zu bohren und dann zu stürmen, bevor der Großvezier kam. Aber die Belagerten waren nicht minder thätig. Jede Mauerlücke füllten sie aus, sobald dieselbe entstand. Es kam nicht zum Sturme. Der Großvezier war da. In halbstündiger Entfernung schlug er ein befestigtes Lager. Sogleich begann das Feuer gegen uns."

„Unter seinen 200,000 Türken waren 60,000 Janitscharen. Sie müssen eine Vorstellung von diesen Janitscharen haben! Denken Sie sich Leute, die, von fanatischem Religionshasse entflammt, nach dem Blute der „Christenhunde" lechzen. Leute, die in Waffen

gleichsam geboren und auf flüchtigen Pferden groß gezogen wurden; Menschen, in deren Adern glühendes Asiatenblut rollt, — Tigernaturen, denen Morden Lust und Vergnügen ist. Das sind die Janitscharen. Und solche Leute besaß der Großvezier 60,000 Mann."

„Unser Heer war durch eine mörderische Ruhrkrankheit auf 70,000 Mann zusammengeschmolzen. Also 70,000 Mann gegen 230,000, — ein Häuflein gegen erdrückende Heeresmassen! Dazu waren unsere Soldaten krank, abgemattet, durch unerträgliche Strapazen entkräftet. Unsere Lage war hoffnungslos, beinahe verzweiflungsvoll. Und wissen Sie, was uns damals aufrecht hielt, — aufrecht, vom Feldobersten bis zum gemeinen Soldaten? Das unerschütterliche Vertrauen in den Feldherrn. Die Gewißheit des Sieges unter der Führung eines Mannes, der niemals besiegt wurde."

Abermals lief eine lebhafte Bewegung über des Königs Gesicht. Sein geistreiches Auge leuchtete hell auf und er folgte mit gespanntester Aufmerksamkeit des Fürsten Schlachtbericht.

„Es galt einen raschen Entschluß. Eugen faßte ihn."

„Aber ich muß Ihnen hier von einer Eigenthümlichkeit jenes Helden erzählen. Jeden Tag hörte er

regelmäßig die Messe. Er that nichts, ohne gleichsam den allmächtigen Lenker der Schlachten zu berathen. Unter seinem Kleide trug er ein kleines Kruzifix, das er jedesmal unmittelbar vor Beginn der Schlacht hervorzog und küßte. Eugen war kein Kopfhänger, aber er war ein strenggläubiger Christ. Auch am 15. August hörte er die Messe. Nach derselben entwarf er den Schlachtplan. Zehntausend Mann sollten die Ausfälle der Belagerten abwehren, die übrigen Truppen den Großvezier angreifen. Denken Sie nur, sechszigtausend abgemattete, kranke Krieger hatten die Aufgabe, ein zweimalhunderttausend Mann starkes, ausgeruhtes, kerngesundes, in den Waffen trefflich geübtes Heer zu besiegen. Das war die übermenschliche Aufgabe, welche Eugen an sein Heer stellte."

„Eugen ritt durch das Lager, Ruhe und Siegesgewißheit in dem feierlich-ernsten Gesichte. Ueberall wurde er mit Freudensturm und der Angriffsplan mit Jubel begrüßt."

„Gegen Abend begannen unsere Kanonen, zur Täuschung des Feindes, ein höllisches Feuer gegen Belgrad. Finstere Nacht lag über der Landschaft. Fortwährend rollte Kanonendonner, und am bewölkten Himmel leuchtete das Feuer unserer Geschütze. Eugen kam die ganze Nacht nicht vom Pferde. Allent-

halben überzeugte er sich von der Ausführung seiner Anordnungen und von der Truppenstellung."

„Gegen Mitternacht schwieg das Feuer. Eine tiefe Ruhe war der höllischen Kanonade gefolgt. Plötzlich flogen drei Bomben empor, — das Zeichen zum Angriffe. Es war ein erschütternder Augenblick. Prinz Eugen saß zu Pferde auf dem Walle; ich hielt mich in seiner unmittelbaren Nähe. Als die Bomben emporstiegen, bemerkte ich, wie er den Blick zum Himmel aufschlug und die Worte sprach: „„O mon Dieu!""

„Er zog sein Kruzifix hervor, küßte es und rief dann mit starker Stimme in die Nacht hinein: „„En avant!""

„Unsere Colonnen rückten vor, — schweigend und lautlos. Man hörte kaum den Tritt der Tausende und den im Sande erstickten Hufschlag der Pferde."

„Der Augenblick vor der Schlacht ist furchtbar und schrecklich. Man muß dies erleben. Mitten im Kampfe vergißt man sich, man wird von der Gewalt des Andranges fortgerissen, man bemerkt nicht mehr die Schrecken des Todes ringsum. Aber vor der Schlacht, bei voller Besinnung und Ueberlegung, pocht das unerschrockenste Männerherz. — Ich sah die dunklen Heersäulen gespensterhaft über die Ebene hinziehen, bis sie in der Nacht verschwanden. Ich dachte

an das nahe Blutvergießen, an den verzweifelten Kampf, — und auch mein Blick suchte den Himmel, wie jener meines ruhmvollen frommen Feldherrn.“

„Aus der Ferne drang wildes Schlachtgetümmel zu uns herüber; unsere Truppen hatten das Türkenlager angegriffen. Wir flogen über die Ebene dorthin, wo die Stücke Feuer spieen und der Kampf mit Heftigkeit entbrannt war. Alle feindlichen Schanzen und Vorwerke wurden rasch erstürmt. Prinz Eugen hielt mitten im Kugelregen. Zuweilen gab er kurze Befehle, und seine Adjutanten flogen da- und dorthin. Der Morgen hatte einen dichten Nebel gebracht. Jede Aussicht war unmöglich. Das Schlachten wüthete ununterbrochen fort, — aber man konnte ein Ergebniß vom Stande der Schlacht nicht gewinnen. Gegen acht Uhr trieb ein heftiger Wind den Nebel hinweg. Nun zeigte es sich, daß unser rechter Flügel vom Centrum getrennt war. Augenblicklich benützten die Türken diesen Vortheil. Wie ein wilder Strom stürzten ihre Massen in die Oeffnung, — unser Heer war vollständig auseinandergerissen und drohte, aufgerieben zu werden. Es war ein namenlos schrecklicher Zustand. Wie die Meeresfluth das Land, so überschwemmten ringsum die Türken die Ebene. Un-

sere getrennten Häuflein waren von den Heiden umfluthet, wie kleine Inselgruppen vom Meere."

„Aber jetzt entwickelte sich Eugens Feldherrngenie in seiner ganzen Großartigkeit. Alle Offiziere hatten die Besinnung verloren, auch mir schwindelte. Ich kann mich nur erinnern, daß Eugens scharfe Gesichtszüge wie aus Metall geschnitten waren, und daß seine Augen wie Feuer flammten. Rasch zog er die nächsten Truppen des zweiten Treffens heran, stellte sich an ihre Spitze und stürmte in die Bresche. Augenblicklich war er umringt. Von allen Seiten hieben, stachen und schossen die Türken auf uns ein. Wie der Blitz verbreitete sich die gefährliche Lage des geliebten Feldherrn von Glied zu Glied, durch das ganze Heer. Eine unerhörte Begeisterung, ich möchte sagen, eine begeisterte Wuth ergriff unsere Truppen. Jeder wollte mit seinem Leibe Eugen decken, Jeder wollte ihn heraushauen; — jeder Mann fühlte Riesenkraft in seinen Gliedern. Ein unwiderstehlicher Andrang, ein Alles niederwirbelnder Sturm warf den Feind zurück. Und vorwärts ging es, immer vorwärts über todte und röchelnde Türken, über umgestürzte Lafetten, — es war keine Schlacht mehr, es war ein gräßliches Gemetzel."

„Eine Batterie von achtzehn Kanonen und ver-

theidigt von zwanzigtausend Janitscharen, hielt sich noch. Eugen bildete eine Angriffssäule. Ohne einen Schuß zu thuen, stürzten unsere Krieger auf die Batterie, welche Tod und Verderben durch ihre Reihen schleuderte. Sie erstürmten die Batterie und stachen die Kanoniere zusammen."

„Nach allen Seiten floh der Feind. Vierzigtausend Türken bedeckten das Schlachtfeld. Das ganze Lager mit allen seinen Kostbarkeiten, mit seinen hunderteinunddreißig Kanonen, mit fünfunddreißig Mörsern nebst neunundfünfzig Fahnen, neun Roßschweifen und dreitausend beladenen Wagen, fielen in unsere Hände. Jeder Soldat füllte seinen Seckel. — Ich behaupte kühn, daß ein solcher Sieg, so weit die Geschichte reicht, niemals erfochten wurde."

„Und Belgrad?" fragte der König.

„Ergab sich! Die Niederlage des Großveziers machte auf die Belagerten einen solchen Eindruck, daß sie an jedem ferneren Widerstande verzweifelten. — Prinz Eugen feierte den Sieg durch ein Hochamt. Die eroberten hunderteinunddreißig Kanonen donnerten hiebei drei Salven. — Aber, Majestät," fuhr der Veteran in gehobener Stimmung fort, „fast glänzender noch, als der Sieg, war Eugens Schlachtbericht. Ich habe diesen Schlachtbericht wohl hundert Mal

gelesen, und bewahre ihn bei meinen Kleinodien. — „„Der Tag vom 16. August gehört zu den gefährlichsten, die ich in meinem Leben sah,““ schrieb der Prinz an den Herzog von Marlborough. „„Rückwärts bedroht, von der 30,000 Mann starken Belgrader Besatzung angefallen zu werden, von vornen im Kampfe mit einem mehr als dreifach überlegenen Feinde, und im Augenblicke der Entscheidung durch einen stromweise herabstürzenden Nebel in die Unmöglichkeit versetzt, den r[illegible]en Punkt des Angriffes in's Auge zu fassen. Alle diese Umstände erforderten einen Heerführer, der schärfere Augen hatte, als die meinigen waren. Diese Gefahr schwebte mir, als ich mein Testament machte, sowie auch dem Kaiser vor, als er mir beim Abschiede ein Kruzifix mit den Worten übergab: „„Unter diesem sollen Sie diesmal das Heer führen [1])!““ — Bewundern Sie des Prinzen Demuth, Majestät! Er schrieb den Sieg nicht seinem Genie, sondern Gott zu.“

„Nun ja, wie man es verstehen will! Vollbrachte der Prinz ein Werk, das menschliche Kräfte nach seinem eigenen Geständnisse überstieg, so mußte natürlich sein Werk nur um so heller strahlen.“

„O Majestät, von solcher Auslegung war Prinz

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. II. S. 116—117.

Eugen weit entfernt! Was er sprach und schrieb, geschah ohne alle Nebengedanken."

„Ich lasse Ihnen gerne die schrankenloseste Verehrung für Ihren Prinzen Eugen, — und diese Verehrung macht Ihnen ohne Zweifel Ehre."

„Natürlich, — versteht sich! Sie werden einsehen, daß Eugens glorreiche Laufbahn Deutschland vor den Verheerungen wilder Türkenhorden ebenso bewahrte, wie vor der Zwingherrschaft der Franzosen. Wie ein fester Wall hat sich das Haus Habsburg den Reichsfeinden in Ost und West entgegengestemmt! Ja, das Haus Habsburg schützte Deutschland vor tiefer Erniedrigung, vor namenlosem Unglück, — und Sie, Majestät, sind im Begriffe, dieses Haus Habsburg zu bekriegen. Dafür werden Sie ebenso den Grimm aller ehrlichen Deutschen ernten, wie das Haus Habsburg für seine Opfer den Dank und die Bewunderung des Reiches verdient."

Der Fürst erhob sich rasch und verließ mit einer kalten Verbeugung das Zimmer.

Der König war unbeweglich sitzen geblieben, das Haupt nachdenkend in die Hand gestützt. Leopolds Entrüstung war ihm durchaus nicht gleichgültig. Er wußte, daß der Fürst von Dessau mit allen Mitteln und mit aller Begeisterung, die er für das Kaiserhaus

empfand, seine Plane bekämpfen würde. Er verwünschte Leopolds Ansehen bei dem Heere und war scharfsichtig genug, einen Feldzug für höchst gewagt zu halten, den Offiziere und Soldaten als ungerecht und ehrwidrig betrachteten.

„Nun, der Fürst von Dessau ist auch ein Mensch," sprach Friedrich nach einigem Nachsinnen, „und Menschen, die verächtlichsten aller Creaturen, verdienten keine Verachtung, wenn sie nicht für Alles zu gewinnen wären."

Er schwieg abermals und es trat ein scharf ausgeprägter Zug des Spottes in sein Gesicht.

„Den Grimm aller ehrlichen Deutschen verdiene ich, — hm! Den Grimm aller Tölpel und Laffen! Man muß dieser dummstolzen deutschen Nation durch etwas Gescheidtes auf die Beine helfen: — durch die Nation prussienne! — Und das „„hochverdiente Haus Habsburg?"" fuhr er mit steigendem Spotte fort. „O dieses altehrwürdige, zerfallende Haus! Kann ich ihm helfen, wenn es den Weg alles Fleisches geht? Die Umstände drängen und treiben, — das alte, morsche Haus Habsburg fällt zusammen, und ich soll thöricht genug seyn, mir nicht einige Trümmer mit dem größtmäglichsten Anstande anzueignen? Habsburg steigt zu Grabe, und ich soll zugeben, daß es im

Kaisermantel zu Grabe steigt? Nein, — nein, — Glanz und Macht soll es dem Lebendigen und Lebensfähigen zurücklassen. — Darf ich meinen Ahnen nachstehen an Thatkraft und kluger Benützung der Umstände? Unser Haus hat seine Achille, seine Cicerone, seine Nestore gehabt, — ferner seine Schwachköpfe und Faullenzer, seine gelehrten Frauen, seine Rabenmütter, und sicherlich auch seine galanten Damen. Es hat sich vergrößert durch jene Rechte, welche man nur bei den glücklichen Fürsten kennt, welche die stärksten sind. Von Tassilo bis zum großen Kurfürsten haben wir im Grunde nur vegetirt. Es gab im deutschen Reiche fünfzig Fürsten, welche in keiner Beziehung uns nachstanden, — wir waren nur ein Arm des großen Kronleuchters in Deutschland. Wilhelm der Große zog durch seine glänzenden Thaten uns aus dem Nichts, endlich setzte im Jahre 1701, — und das ist nicht lange her, — die Eitelkeit auf den Kopf meines Großvaters eine Krone; und von diesem Zeitabschnitte an können wir unsere wahrhafte Existenz datiren, weil derselbe uns in den Stand setzte, als Könige zu handeln, und mit allen Mächten der Welt auf gleichem Fuße zu verkehren."

„Wenn ich die Tugenden meiner Vorfahren aufzählen wollte, so würde man leicht sehen, daß unser

Haus nicht diesen Vortheilen sein Wachsthum verdankt. Die Mehrzahl der Fürsten meines Hauses hat sich schlecht betragen. Vielmehr haben der Zufall und die Umstände uns gedient. Unsere erste Königskrone wurde auf einen sehr eitlen und sehr hohlen Kopf gesetzt, den ein verwachsener und buckeliger Körper trug. Mein Kopf ist weder hohl, noch mein Körper buckelig, — er fühlt sich stark genug, die habsburgische Erbschaft anzutreten [1])."

Boyers Eintritt störte des Königs Betrachtungen.

---

1) Morgenstudien Friedrichs II. S. 8. ff.

Ein aufrichtiges Herz.

„Um Vergebung, Sire!“ sprach der Marquis, welcher mit einem erhitzten Gesichte hereinkam. „Ich komme etwas später, als zur bestimmten Zeit. Allein ich habe mich losreißen müssen, — wörtlich losreißen vom Anblicke dieses Götterkindes. Habe ich doch Alles vergessen: — Zeit, Einladung, mich selbst. In völliger Selbstvergessenheit habe ich geschwelgt, und ich möchte so ewig fortschwelgen.“

„Wie, Boyer, so ganz in Flammen schon?“ rief der König, halb Scherz, halb Spott. „Wie kam es doch, daß Amor, der kleine, schwache Knabe, so rasch den starken Philosophen in den Sand gestreckt?“

„Auch Philosophen sind Menschen, Sire, — und kein Schild der Menschlichkeit schützt gegen Amors Pfeile.“

„Wollen Sie es bei dieser weisen Erfahrung bewenden lassen, oder versuchen, was ein Mann von

Ihrer körperlichen und geistigen Bildung über ein Mädchenherz vermag?“

„Fragen Sie den Gefangenen, was er thuen will? — Wie konnte ich so oft an jenem Hause vorübergehen, ohne die Gegenwart dieses Kleinods zu ahnen? Alle Reize hat die Natur zusammengerafft, um Anna Ferner zur Krone der Schöpfung zu bilden. Und dieses Wunderwerk der Schöpfung lebt ohne Anerkennung, ohne Verehrer in jenem abgelegenen Winkel. Ich sage Ihnen, Sire, zu Paris würde man über Anna Ferner Alles vergessen. Anna Ferner wäre die Heldin des Tages, — der Magnet, welcher Alles anzieht, das Centrum, um das Alles kreist.“

„Das Rheinsberger Clima ist viel zu kühl, mein lieber Marquis, um die Leute in der Gluth des Südens oder in der feinfühligen Atmosphäre von Paris empfinden zu lassen. — Von etwas Anderem jetzt, Boyer!“ sagte Friedrich, in Ton und Benehmen eine sehr ernste Haltung annehmend. „Ich bin im Begriffe, die erste That zu vollbringen, — und Sie sollen mich hierin unterstützen.“

„Sie haben über meine Kräfte zu verfügen, Sire!“

„Ueber den schmalen, engbrünstigen Leib meines Reiches haben Sie wiederholt sehr treffende Bemerkungen gemacht. Ich bin entschlossen, diesen Leib

etwas zu dehnen, — lebensfähiger zu gestalten und zwar durch die Angliederung Schlesiens."

„Krieg mit Oesterreich?" stieß Boyer überrascht hervor.

„Sie wundern sich, mein Lieber? Krieg mit Oesterreich, — ja, und zwar in diesem Jahre noch."

Der Marquis blickte den Sprecher stumm mit weit geöffneten Augen an.

„Ihr philosophisches Gewissen wird doch keine Einwendungen erheben?"

„Mein Gewissen nicht, — wohl aber mein Verstand! Wird man Ihre Vergrößerung dulden? Der Kaiser schenkte Ihrem Großvater den Königstitel, — Sie wollen den Titel zur wirklichen Macht erheben auf Kosten Oesterreichs. Sie wollen das dünne, lendenlahme Preußen zu einer Macht gestalten, — werden die Mächte dies gestatten? Werden Sie, außer der Königin von Ungarn, nicht auch Rußland, England oder gar Frankreich im Felde finden?"

„Der erste gescheidte Einwand auf meine Plane, — Marquis, ich danke Ihnen! Da Sie aber der erste verständige Mensch sind, der mir auf dem Wege nach Schlesien begegnet, darum sollen Sie in der Sache klarer sehen. Ich will Sie in die Karten

blicken lassen, weil ich von Ihrem Einblicke in das Spiel Gewinn hoffe. Hören Sie!"

Der König sammelte sich einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ich verschone Sie mit dem weitläufigen Gange der Diplomatie, ich mache Sie nur mit dem Resultate bekannt. Dieses Resultat ist: — Oesterreichs Untergang und Theilung. Frankreich will dem Hause Oesterreich das deutsche Reich nehmen, — ich kann nichts Besseres wünschen. Frankreich will ferner in Italien einen Staat für die Infantin gründen, — ich bin darüber entzückt, weil man dies nur kann auf Kosten der Königin von Ungarn. Frankreich faßte endlich den edlen Plan, bis zu den Thoren von Wien zu marschiren: dort erwarte ich es, um mich ganz Schlesiens zu bemächtigen [1])."

„Ich warne Sie vor den Schlingen des alten, schlauen Ministers Fleury!"

„Wir kennen den Fuchs, Marquis! Aber diesmal meint es der Fuchs ehrlich. Der Rechnungsabschluß wird Sie überzeugen," sagte Friedrich, ein Papier aus seinem Arbeitstische hervorziehend. „Diese Denkschrift entwarf Graf Belleisle, — ein klarer

1) Morgenstudien Friedrichs II. S. 58.

Kopf. Minister Fleury hat die Denkschrift sanctionirt. Hören Sie nur folgende Stelle: — „„Ist Oesterreich zu Boden geworfen und getheilt, dann ist Frankreichs Größe für alle Zeiten gesichert. Wer wird jemals Macht genug haben, sich mit Frankreich zu messen? Die Seemächte werden nichts mehr vermögen, ein Oesterreich gibt es nicht mehr, das Haus Bourbon dagegen wird, ja muß, so lange es besteht, Schiedsrichter und Herr von Europa sein. Wahrlich, die Vorsehung selbst hat diese Lage der Dinge hervorgerufen, um das Schicksal der Welt in Frankreichs Hände zu legen [1]."" — Sie sehen, Fleury hofft von Oesterreichs Untergang noch mehr, als ich, und darum meint er es gewiß ehrlich."

„Aber Rußland?"

Friedrich lächelte.

„Rußland wird den Genuß eines prächtigen Schauspieles haben. Ich will Sie vollkommen beruhigen! Graf Münnich ist die Seele des russischen Regiments, — Münnich ist der Czar von Rußland. Münnichs Schwiegersohn aber ist Winterfeld aus Pommern, — und Winterfeld ist mein ergebenster Diener. Sie werden es natürlich finden, daß man erkenntlich ist.

---

1) Gförer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 66.

Winterfeld überbrachte seiner Schwiegermutter, der Czarin, einen Diamantring von sechstausend Rubel Werth. Seinem Schwager Münnich, dem Sohne des russischen Regenten, präsentirte er fünfzehntausend Reichsthaler baar und dazu die Schenkung des preußischen Amtes Biegen. Die Präsente wurden alle angenommen, und die Beschenkten sind nicht undankbar. Der pommersche gesunde Menschenverstand siegte über den österreichischen Marquis Botta [1])."

„Sie waren klug und thätig, Sire, — ich bewundere Sie!"

„Und auch Sie, mein lieber Boyer, sollen zum Gelingen des großen Werkes beitragen. Sie dürfen an dem beschwerlichen Winterfeldzuge keinen Theil haben. Sie bleiben hier zu Rheinsberg und beschreiben den schlesischen Krieg vom Standpunkte der gesunden Vernunft. Ohne Zweifel wird der Handel in Deutschland großen Lärm verursachen. Denn die deutschen Schlafmützen verabscheuen Alles, was sie in der trägen Ruhe stört. Die Motive dieser Rechtfertigung werden wir eingehend mit einander besprechen. Ihre Thätigkeit wird sich aber nicht auf jene Broschüre beschränken; Sie werden die Angriffe deutscher Jour-

---

1) Preuß I. 172.

nale im Auge haben und bekämpfen. Ihr Talent und Ihr Scharfsinn werden diese Aufgabe meisterhaft lösen, — und an des Königs Erkenntlichkeit soll es nicht fehlen."

Dem Franzosen schmeichelte die Aufgabe. Die Entrüstung des deutsch gesinnten Fürsten von Dessau, über die Verschwörung gegen Oesterreich, theilte er nicht. Er sah in dem gewissenlosen Beginnen und in dem unnatürlichen Kampfe nur den wohlberechneten Plan und den kühnen Handstreich. Vor der glänzendsten Rechtfertigung schreckte ein Mann, wie Boyer, nicht zurück, der es im Lügen und Entstellen beinahe so weit gebracht hatte, wie etwa das Frankfurter Journal der Gegenwart, und der auch keinen größeren Patriotismus für Deutschland fühlte, als eben jenes Journal. — Aber Friedrichs Bestreben, durch gewandte und feile Literaten seine Handlungen öffentlich beurtheilen und in das gewünschte Licht stellen zu lassen, war sehr klug und glücklich. Diese Menschen erfanden eine Menge Anekdoten über den König; bald glorificirten sie ihn als besorgten Landesvater von Preußen, bald als populären, leutseligen Monarchen. Von beiden Eigenschaften aber besaß jener Militärdespot keine Ader. Sagt er doch von sich selbst: „Es darf keine Gleichheit obwalten zwischen

dem Rechte des Monarchen und demjenigen des Unterthanen oder Sklaven. Es ist für einen großen Mann nützlicher, als Despot zu herrschen; aber für ein Volk ist ein Leben unter dieser Herrschaft mehr drückend [1])."
— „Bis jetzt hat Jedermann geglaubt, daß nur die Liebe zu meinen Unterthanen mich bewegt, meine Staaten so oft wie möglich zu besuchen. Ich lasse die Leute in dieser Meinung; allein die Wahrheit dieses Beweggrundes kommt bei mir wenig in Betracht. Mein Königthum ist ein despotisches, — aber meine Unterthanen sollen glauben, ich suche sie an ihrem Heerde auf, um ihre Klagen entgegen zu nehmen und ihre Leiden zu mildern [2])."

Dies war in Wahrheit die landesväterliche Gesinnung Friedrichs, und es ist kein Zweifel, daß Friedrich II. am Besten seine Gesinnungen kannte. Dennoch haben gewissenlose Literaten ein Bild von jenem Könige geschaffen, das heute noch in der Masse fortlebt, an dem sogar Geschichtsprofessoren, bis zur höchsten Vollendung des Heiligenscheines, fortmalen, das aber mit der Wirklichkeit keine Aehnlichkeit hat. Friedrich selber würde vielleicht gegen ein Bild von Häusser

1) Morgenst. Friedrichs II. S. 28.

2) Daselbst S. 42. ff.

oder Sybel protestiren, weil er sich dieser schamlosen Ueberschwänglichkeit schämen müßte; gewiß aber würden seine „Unterthanen oder Sklaven“ protestiren, welche lange und schmerzlich genug den eisernen Druck der Militärdespotie erduldet haben. —

Durch das Vorzimmer klangen rasche Tritte. Oberst Gauchier trat ein.

„Ich darf Ihnen ein köstliches Abenteuer nicht vorenthalten, das mir eben im „„Adler““ zustieß,“ begann der lebhafte Franzose. „Der Marquis wird Ihnen schon gesagt haben, Sire, daß ihn Anna Ferner tödtlich verwundete. Wenn ich selbst mit dem Leben davon kam, so verdanke ich dies nur einem glücklichen Zufalle, oder vielmehr zwei derben Müllerfäusten. — Hören Sie! Ich sitze am sonnigsten Plätzchen der Gartenlaube, — mir gegenüber Anna Ferner. Weiterhin im Garten tranken einige lärmende Burschen saures Bier. Ich kehre dem Eingange zur Laube den Rücken und bemerke nicht, was hinter mir vorgeht. Natürlich, — wer kann Anna Ferner gegenüber etwas Anderes sehen, als Reize, die Einen närrisch machen könnten, — oder etwas Anderes hören, als den süßen Klang ihrer melodischen Stimme. Alle Unterhaltungskunst bot ich auf, und alle Geschütze meiner Waffenkammer richteten sich nach ihrem Herzen.

Aber, — beklagen Sie mich! Dieses Herz ist so fest, daß alle Geschosse wirkungslos abprallen. Mein schlechtes Deutsch erzwang ihr wiederholt ein unbeschreiblich entzückendes Lächeln, und als ich kühner vordrang, färbten Rosen und Purpur ihre lieblichen Wangen. Aus den blauen Augen sprach aber ein so entschiedenes, nachdrucksvolles „Halt," — daß ich noch rechtzeitig etwas zur Besinnung kam. — Das sind doch eigenthümliche Geschöpfe, diese deutschen Mädchen! Mit meiner Anstrengung und meinem Glücke hätte ich tausend Pariserinnen erobert. Gleichen alle preußischen Burschen dieser Anna, dann können Sie mit einer unüberwindlichen Armee in's Feld rücken, Sire!"

„Bedingungsweise, Oberst! Wenn nämlich der Feind nicht stärker ist, als der so leicht verwundbare Baron de Gauchier. Aber weiter, — das Stückchen ist pikant."

„Ich schäme mich meiner Achillesferse nicht, Sire, so lange dieselbe der einzig verwundbare Fleck an mir ist. — Anna Ferner belächelte also mein schlechtes Deutsch, und ihr Lächeln verrückte mir vollends den Kopf. Plötzlich schaute sie auf, — Ueberraschung und Betroffenheit in den Zügen. In demselben Augenblicke wurde ich von zwei starken Armen um den Leib gefaßt und von meinem Sitze emporgehoben."

„„Um Gotteswillen, Heinrich," rief Anna erschreckt, was hast Du vor? Füge ihm doch kein Leid zu.""

„„Laß mich nur, — will den Franzosen ganz einfach vor die Thüre setzen,"" schnaubte eine Stimme hinter mir.

„Die zwei Arme trugen mich aus der Laube, durch den Garten. Die Burschen an dem Tische lachten hell auf. Ich strengte alle Kraft an, den Armen zu entrinnen. Vergebens. Diese Arme hielten mich fest, wie eine eiserne Zange; ich vermochte kaum zu athmen. Ich fluchte und schimpfte deutsch und französisch, — Alles vergebens! Mein Träger sprach kein Wort. Er trug mich über den Hof, durch das Thor und stellte mich dort auf der Straße nieder. Erzürnt wandte ich mich um, — ein stattlicher Müllerbursche stand vor mir, mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt. Nur in seinen Augen loderte ein stilles Feuer.

„Elender!" stieß ich hervor. „Was untersteht Er sich?"

„„Da, nehmen Sie Ihre Mütze; denn Sie werden nicht bloßköpfig in das Schloß gehen wollen.""

„Dabei hatte er die Gefälligkeit, mir die Mütze auf den Kopf zu setzen."

„Er Flegel!" fuhr ich abermals den Menschen an. „Was veranlaßt Ihn, so gewaltthätig mit mir zu

verfahren? Augenblickliche Rechenschaft, — oder ich werde Ihn zur Stelle für seine Frechheit züchtigen."

Hiebei griff ich unwillkürlich nach meinem Degen. Der Bursche bemerkte diese Bewegung, und schielte nach einer ganz respektablen Stange, die neben ihm lag.

„„Der Herr hat weder nothwendig, sich zu erhitzen, noch auf eine Züchtigung zu denken, die sehr schlimm für den Herrn ausfallen würde,"" sagte er kaltblütig, „„Der Herr fragt, warum ich ihn da vor die Thüre setze? Das versteht sich eigentlich von selbst. Ich habe den Herrn in der Laube beobachtet und gesehen, wie Anna, mein trautes Lieb, erröthete. Der Herr hat sicher allerlei dummes Zeug geschwätzt, worüber ein braves Mädchen erröthen muß, sonst wäre Anna nicht roth geworden, wie ein gekochter Krebs. Was in Frankreich Mode ist, weiß ich nicht. Aber bei uns in Deutschland hat jeder ehrliche Bursche die Pflicht und auch das Recht, sein Gebiet zu vertheidigen, und jeden Dieb zu vertreiben. — Daraus wird der Herr sehen, daß ich weder ein „Elender," noch ein „Flegel" bin, sondern nur die Schuldigkeit eines getreuen Burschen that.""

Der König lachte aus vollem Halse. Der Marquis blickte gedankenvoll nieder.

„Mir selbst," fuhr Gauchier fort, „kamen diese

ländliche Eifersucht und ihre Folgen höchst komisch vor. Ich betrachtete den Burschen genauer und fand, daß Anna's Geschmack nicht übel sei."

""Ich rathe dem Herrn,"" sagte der Müller, ""so nicht wieder zu kommen. Ich werde auf den Herrn merken, und wenn dem Herrn etwas Schlimmes begegnet, so ist er selbst daran schuld.""

"Damit wandte er mir den Rücken und kehrte in den Garten zurück."

"So viel ich meine Leute kenne, haben Sie allerdings Ursache, auf der Hut zu sein," sagte Friedrich. "Fürchten Sie den furor teutonicus, — der leicht in diesem Fache entzündet wird. Und dann, mein lieber Oberst, bewahren Sie künftig Ihre Uniform vor Müllerstaub."

Wie Boyer einen Nebenbuhler beseitigt.

Oberst Gauchier lachte zwar noch einige Tage über das Abenteuer mit dem Müllerburschen, aber die Unmöglichkeit, sich Anna ohne Gefahr zu nahen, ließ ihn dieselbe bald vergessen. — Von Boyer kann dies nicht gesagt werden. Die glühende Einbildungskraft dieses Mannes beschäftigte unausgesetzt und lebhaft das reizende Bild Anna's. Auch ihm entging der entschiedene Müllerbursche nicht, der wie ein festes Vorwerk jeden Unberufenen abhielt. Nicht minder hätte der Marquis, als Mann von Ehre und sittlichen Grundsätzen, alle weiteren Schritte aufgeben müssen. Aber Boyer war Voltaire's Schüler, und Voltaire's Philosophie kannte weder sittliche Grundsätze, noch jenen Edelsinn, den man Ehre nennt. Zugleich hatte ein zügelloses Leben Boyers Willenskraft dermaßen geschwächt, daß ihn die Leidenschaften willenlos hin und herwarfen. Sein Begehren wuchs mit den Hin-

dernissen zu dessen Befriedigung. Er dachte keineswegs an den Rückzug, sondern überlegte, wie das Hinderniß, der Müllerbursche, schnell und sicher könne beseitigt werden.

Den König beschäftigten politische Plane dergestalt, und er hatte mit seinen Ministern so häufige Berathungen, daß Boyers tägliche Unterhaltung vollständig zurücktrat, — dem Marquis sehr gelegen. Denn Boyer philosophirte gegenwärtig nur über die Liebe; er wäre für den König ein schlechter Gesellschafter gewesen. Und wie Friedrich seine Plane gegen Oesterreich schmiedete, um in den Besitz Schlesiens zu gelangen, so schmiedete Boyer seine Plane gegen den Müllerburschen, um in den Besitz Anna's zu gelangen.

Am folgenden Tage trat der Marquis in das für vornehme Gäste eingerichtete Zimmer im „Adler" zu Rheinsberg. Elegant gekleidet, das Haupt sorgfältig frisirt, den schwarzen Schnurrbart in den beiden Enden herausfordernd nach Oben gedreht, in den angenehmen Zügen ein freundliches Lächeln und sprechendes Feuer in den Augen, — so betrat d'Argens den Kampfplatz.

Gastwirth Ferner, ein gefälliger, freundlicher Mann, saß bei Boyers Eintritt, mit dem einzigen Gaste dieses Zimmers, bei einer Flasche Wein. Diesen Gast

nannte Herr Ferner öfter seinen „lieben Vetter,“ welchen Titel sich der Mann, wie eine Person von Stand, mit Herablassung gefallen ließ.

Der „Vetter“ trug einen ganz neuen grünen Tuchrock mit blanken Knöpfen, eine Weste von Seide und über der Weste eine Uhrkette von Silber. Das Gesicht des „Vetters“ glich jenem eines Bullenbeißers, dagegen verliehen die listigen Augen seinem Wesen etwas Tückisches und Katzenartiges.

„Womit darf ich dem Herrn aufwarten?“ fragte der freundliche Wirth.

„Mit einer Flasche von Ihrem besten Rheinwein, mein lieber Herr Ferner.“

Der Gastwirth machte eine tiefe Verbeugung; denn eine so theure und kostbare Bestellung wurde im „Adler“ zu Rheinsberg selten aufgegeben.

Indeß Ferner ging, den Gast zu bedienen, suchte der Marquis mit dem „Vetter“ ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie sind auch fremd hier, mein Herr,“ begann Boyer verbindlichst.

„Ja und nein, — wie man will,“ antwortete der Grüne abstoßend.

„Ihr Dialekt wenigstens verräth den Fremden, — und Fremde pflegen sich einander zu nähern.“

Der bissige Bullenbeißerzug trat im Gesichte des „Vetters“ lebhaft hervor, indem er zu dem Marquis aufblickte.

„Zu näheln? — hm! Wenn man Lust dazu hat!“

Der Marquis zog sich mit einer kalten Verbeugung von dem Menschen zurück.

Ferner hatte die bestellte Flasche gebracht, möglichst weit von dem Grünen entfernt auf einen Tisch gestellt, und sich dann wieder an des „Vetters“ Seite niedergelassen.

Boyer trank stehend ein Glas, und als er bemerkte, daß die beiden Vettern das Gespräch flüsternd fortsetzten, trat er an das Fenster, dessen Aussicht in den Garten ging. Dort wurde er für die Gleichgiltigkeit des Wirthes und die Grobheit des Grünen reichlich entschädigt. Anna schritt gerade über den Hof, ein Körbchen in der Hand. Sämmtliches Federvieh des Hofes lief ihr auf dem Fuße nach, — die Gänse schnatternd, die Hühner schreiend, der Welschhahn sich zornig pustend. Anna flüchtete in den Garten und schloß rasch die Hofthüre vor dem zudringlichen Gefolge. Sie stand im Garten und rief den Tauben. Ein ganzer Schwarm stürzte auf sie nieder. Anna griff in das Körbchen, und die Tauben lasen emsig die hingestreuten Fruchtkörner auf. Sie redete

zu den Tauben, und der Marquis bemerkte in ihrem Antlitze das gütige Lächeln der Vorliebe für ihre Schützlinge. Unter diesen befanden sich mehrere Bevorzugte von glänzend weißer Farbe. Diese verschmähten es, die Körner vom Boden aufzuraffen. Sie setzten sich der Jungfrau auf die Schultern, und verlangten durch Girren und mahnenden Flügelschlag, aus ihrer Hand zu naschen. Anna liebkoste sie, und es gewährte ein liebliches Bild der Sanftmuth und Reinheit, die jungfräulich reizende Anna in so vertrautem Verkehre mit den Tauben zu betrachten.

Der Marquis stand wie festgewurzelt. Seine Leidenschaft flammte aus Blicken und Wangen.

Plötzlich flogen die Tauben erschreckt auseinander; — ein Händeklatschen und dann ein lautes Lachen hatte sie verscheucht. Der Müllerbursche trat muthwillig lachend zu Anna heran, die ihn mit einigem Tadel wegen seines unhöflichen Benehmens gegen die Tauben empfing.

Boyers Blick wurde finster. Er sah das Lächeln inniger Neigung in Anna's Zügen, trat vom Fenster zurück, und setzte sich zu seinem Weine.

Heinrich Burger, der einzige Sohn des Müllers zu Rheinsberg und Erbe eines bedeutenden Vermögens, stand mit überschlagenen Armen, die weiße Mütze

kühn über das rechte Ohr gezogen, vor Anna, mit vieler Geduld eine kurze Strafpredigt anhörend.

„Geh', Heinrich, Du bist gar nicht mehr, wie Du früher warst; — Du schlägst ganz aus Deiner Art. Gestern hast Du den Oberst, wie einen Klotz, aus dem Hause geschafft, und heute vertreibst Du meine Tauben. Am Ende fürchtet sich Alles, in meine Nähe zu kommen, weil Alles in Gefahr steht, von Dir überfallen zu werden.“

„Ja sieh', Aennchen, das kommt Alles von meiner übergroßen Lieb' zu Dir. Wie mein Herz ganz Dir gehört, — so will ich auch, daß Dein Herz ganz mein sei. Beinahe bin ich eifersüchtig auf dieses Federvieh, die Tauben. Muß ich doch sehen, wie Du die weißen Schwanenschwänze da droben herzest und küssest. Mich aber hältst Du immer drei Schritte vom Leibe, — ich kann mich nicht rühmen, daß Du mir einen einzigen Kuß gewährt hättest.“

Die Jungfrau sah erröthend nieder. Sogleich aber hob sie den vollen Blick zu Burger empor.

„Wenn Du eine Taube wärest, Heinrich, würde ich den Kuß Dir nicht versagen,“ entgegnete sie schelmisch lächelnd. „Weil Du aber keine Taube bist, sondern ein etwas ungestümes, rauhes Menschenkind, so

ist es gut, wenn jetzt noch eine Schranke zwischen uns aufgerichtet bleibt."

„Das Schrankenaufrichten hast Du bei den Klosterfrauen gelernt, — nicht? Nun, es ist gut so, bin es zufrieden, — Deine Reinheit soll durch meinen Mehlstaub nicht befleckt werden. Aber Aennchen," — fuhr Heinrich entschieden fort, „alle Hofleute sollen Dir nicht drei, sondern zehn Schritte vom Leibe bleiben. Du willst mir nicht sagen, was Dir gestern der Oberst für dummes Zeug vorgeschwatzt hat, — etwas Rechtes ist's aber sicher nicht gewesen. Nicht umsonst bist Du so roth geworden, wie 'ne Kornrose. Diese Hofleute meinen's nicht ehrlich, — sie haben den Schelm im Busen, — ich kenne diese Sippschaft. Bleibt Dir der Oberst nicht vom Leibe, werde ich ihm ein Denkzeichen anhängen."

Diese laut und heftig gesprochenen Worte vernahm Boyer, der eben nach dem Schlosse zurückkehrte. Er wandte den Kopf etwas nach dem Sprechenden, schoß einen giftigen Blick hinüber und eilte rasch nach der königlichen Residenz.

„Ist Major Schulze zu sprechen?" fragte er einen Bedienten, der am Ende eines Ganges ihm entgegentrat.

Der Diener öffnete bejahend die Thüre eines

Vorzimmers, welches der Marquis durchschritt, und dann in ein Gemach trat, worin Schulze vor einem Buche saß, dessen Inhalt er durch den Brand einer Tabakspfeife würzte. Durch den ehrenden Besuch des königlichen Günstlings angenehm überrascht, erhob sich der Major und pflanzte seine sechs Fuß hohe Gestalt vor dem Marquis auf.

Major Schulze war unter der Regierung des vorigen Königs eine Person von Wichtigkeit und Bedeutung; denn er stand an der Spitze des Werbecorps, welchem die Aufgabe gestellt war, die „längsten Kerle" für das Garderegiment herbeizuschaffen. Seltene Kühnheit, verbunden mit ungewöhnlicher Körperkraft, unterstützten Schulze in diesem gefährlichen und schwierigen Amte. Gelang es ihm nicht, durch Geld oder List lange Menschen zu gewinnen, so raubte er sie mit Gewalt. In Italien stahl der Major einen sechsthalb Fuß hohen katholischen Geistlichen, der, unter das Leibregiment gesteckt, trotz aller Bemühungen nicht mehr aus dem blauen Rocke kam. In Rom holte er einen baumlangen Mönch und brachte ihn unter steter Lebensgefahr nach Potsdam [1]. — Major Schulze verstand den Menschenraub vortrefflich und

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 55.

wurde deßhalb von Friedrich Wilhelm hoch in Ehren gehalten.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Major!“ sagte der Marquis, einen Stuhl herbeiziehend. Zugleich lud er durch einen Wink den Zimmerherrn herablassend ein, sich ihm gegenüber zu setzen.

Ueber Schulze's verwettertes und benarbtes Gesicht glitt einige Befriedigung. Die Strahlen der königlichen Sonne hatten Friedrichs täglichen Genossen dermaßen durchleuchtet und durchwärmt, daß der Major den schmeichelhaften Wiederschein jenes königlichen Lichtes zu empfinden glaubte.

„Mein königlicher Freund,“ begann der Franzose in hochtrabendem Tone, „hat mir wiederholt von Ihrer Kunst erzählt und von Ihrem Glücke, die preußische Armee mit den stattlichsten Burschen Europa's zu bereichern. Sie haben in diesem Fache wirklich Fabelhaftes geleistet, Herr Major! Sie haben Mönche aus den Klöstern und Geistliche aus dem Vatikan geholt, — ich bewundere Ihre Kühnheit!“

„Sehr schmeichelhaft für mich, Herr Marquis!“ sagte Schulze, sein rauhes Gesicht verziehend. „Hab' allerdings schon einige Hundert lange Kerle glücklich weggefangen, — hab' die schönsten Leute zur Garde geliefert unter des vorigen Königs Regierung. Jetzt

aber gilt die Körpergröße weniger. Wir brauchen nicht mehr Oesterreich, Rußland, Italien und andere Länder auszubeuten. Mein Amt," seufzte der Mann, „ist ziemlich beschränkt worden."

„Um Vergebung, Herr Major, Sie leisten immer noch die besten Dienste als Werber für die preußische Armee. Und ich möchte eben Ihr Augenmerk auf einen Burschen lenken, der seine Stelle in Reihe und Glied ausfüllen würde, wie kein Anderer."

Der Major wurde sehr lebendig. Er glich einem Wolfe, dem man ein Schaf gezeigt.

„Vielleicht ist Ihnen der prächtige Müllerbursche bekannt, den man öfter drüben in der Wirthschaft zum „Adler" sieht," fuhr Boyer fort.

„Heinrich Burger, — ich kenne ihn, — ein herrlicher Kerl, ein tüchtiger Lümmel! Der kann etwas aushalten! Aber Herr Marquis, jener Müllerssohn wird sich nicht anwerben lassen, und zwar aus doppelten Gründen nicht. Erstens ist er das einzige Kind reicher Eltern, — wird sich also von der Militärpflicht loskaufen. Zweitens hat er eine Braut von ausnehmender Schönheit, — wird also keine Lust haben, sich von ihr zu trennen."

Boyers Angesicht färbte sich dunkler.

„Sehr wohl, — Sie haben Recht; freiwillig wird

er sich nicht anwerben lassen. Aber, Herr Major, Sie verstehen es ja ganz vorzüglich, die Unfreiwilligen anzuwerben. Sie haben dafür, so viel ich weiß, einen ganz eigenen Ausdruck; — wie heißt er doch?"

„Pressen, — Herr Marquis!"

„Gut, — könnte man nicht auch den Müller pressen?"

„Eine Kleinigkeit, — unter Umständen! Hab' immer für Nothfälle einige handfeste Kerle meines Corps bei mir. Unter Umständen könnte der Rekrut Burger morgen oder höchstens übermorgen auf dem Marsche nach der schlesischen Grenze sein."

„Was verstehen Sie unter diesen „„Umständen?""

„Weiter nichts, als die Genehmigung Seiner Majestät, und diese zu erlangen, dürfte Ihnen, Herr Marquis, nicht schwer fallen."

„Hieran soll es nicht fehlen. Ich gehe, Herr Major, dieser Formalität zu genügen. Und dann, mein Bester, darf ich Ihnen wohl unter Verschwiegenheit in das Ohr flüstern, daß mir persönlich ein nicht geringer Dienst geleistet wird durch die unfreiwillige Rekrutirung jenes Burschen."

„Ich verstehe, Herr Marquis, — verstehe! Sie sollen befriedigt werden."

Nach Boyers Entfernung trommelte Schulze ver-

genügt an den Scheiben. Sein zu Raub und Gewaltthat sehr geneigtes Naturell wurde durch den in Aussicht gestellten Ueberfall angenehm gereizt.

„Den Marquis lockt die Anna, und der Marquis kann zur Anna nicht gelangen, ohne über den Müller zu straucheln. Köstlich! Der Bauernlümmel hätte sollen klüger sein und keine Wahl treffen, um die ihn ein Marquis beneidet.“ —

Boyer mußte warten. Der König saß mit den Ministern zu Rathe. Er schritt deßhalb geräuschlos auf den Teppichen des Vorzimmers hin und her, kaum fähig, seine Ungeduld zu bemeistern.

Das Oeffnen einer Thüre lenkte seine Aufmerksamkeit nach jener Seite hin, und er war überrascht, als der „Vetter“ des Adlerwirthes eintrat. Der „Vetter“ schien gleichfalls überrascht, beim Anblicke Boyers. Er machte eine unbeholfene Verbeugung und zwang sein Bullenbeißergesicht zu einem abscheulichen Lächeln. Der Marquis gedachte der abstoßenden Behandlung, und übersah stolz den Fremden, indem er, die Verbeugung nicht erwiedernd, seinen Gang durch das Zimmer fortsetzte. Der „Vetter“ hatte auf dem nächsten Stuhle Platz genommen, und schien sich um den Höfling ebensowenig zu bekümmern, wie dieser um ihn.

Endlich trat ein Kammerdiener herein, und schritt auf den „Vetter“ zu, der sich langsam erhob.

„Ich habe ein dringendes Wort mit dem Könige zu sprechen,“ sagte der Franzose, welcher dem Kammerdiener den Weg vertrat. „Ist es denn nothwendig, daß ich angemeldet werde?“

„Königliche Majestät ist eben sehr beschäftigt. Indessen will ich anfragen.“

Sogleich kehrte der Diener zurück.

„Majestät läßt Sie, Herr Marquis, um einige Geduld bitten,“ — sagte der Kammerdiener, und winkte zugleich dem Fremden, ihm zu folgen.

Der übermüthige Franzose stand, wie vom Blitze getroffen. Ein unscheinbarer Mann wurde ihm vorgezogen! — Zugleich bemerkte er das schadenfrohe Lächeln des „Vetters“ und dessen schielenden, triumphirenden Blick, als er an ihm vorüberging.

„Was ist das? Wer ist dieser Mensch?“ fragte sich Boyer. „Hat es der König verlernt, Stand und Werth der Menschen zu berücksichtigen? — Aber ich bin zu voreilig! Dem Könige könnte ja der grüne Wicht mehr sein, als ich. Bin sehr neugierig! Wäre es nicht möglich, in dieses Geheimniß zu bringen?“

Er schlich an die Thüre und lauschte. Boyers Staunen erreichte den höchsten Grad: — Friedrich

sprach in salbungsvollem Tone, wie etwa ein Methodistenprediger. Boyer konnte den König nicht mehr.

„Was Er mir sagt, Meister Döblin," sprach der König, „ist für mich sehr schmeichelhaft. Mein Vater schon, Gott habe ihn selig, hatte sich der Protestanten in Schlesien warm angenommen. Die Umstände gestatteten es ihm aber nicht, etwas für sie zu thuen. Ich theile die Gesinnungen meines Vaters. Mein Herz schlägt vielleicht noch wärmer für unsere heilige Religion und für unsere gedrückten Glaubensbrüder in Schlesien, als das Herz meines Vaters. Ich kenne die Leiden und Drangsale der schlesischen Protestanten, und ich bin nicht unempfindlich dafür. Unsere in Gott verbündeten Brüder aus dem Joche des Hauses Habsburg zu erlösen, das ist mein innigstes Streben. Denn die Sache unserer heiligen Religion schätze ich höher, als irgend ein Gut auf Erden."

Der lauschende Marquis lachte vor sich hin.

Döblin erwiederte dem Könige. Boyer konnte jedoch die etwas leise gesprochenen Worte nicht verstehen.

„Die Zeit Eurer Erlösung naht," fuhr Friedrich fort. „Aber ich hoffe, daß ich in Schlesien Freunde finden werde. Ich vertraue ganz vorzüglich auf die Thätigkeit meiner Freunde in Breslau."

„Für Breslau stehe ich, Majestät! Sie sollen mit offenen Armen aufgenommen werden.“

Der Marquis trat zurück, vollkommen ausgesöhnt wegen vermeinter Verletzung der Etiquette. Er wußte, daß Friedrich in Schlesien mit religiösen Mitteln politisches Kapital machte, und daß er in jenem Lande zahlreiche Agenten und Wühler besoldete. Der thätigste unter diesen war Schuhmachermeister Döblin, ein geborner Brandenburger aus Crossen. Friedrich legte so großes Gewicht auf den zu Breslau ansässigen Brandenburger, daß er ihn sogar in seinen Werken anführt [1]).

Boyer warf sich in einen Sessel, und harrte in Geduld des Schlusses der Verhandlungen zwischen König und Schuster.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 31.

Was die Liebe thut.

Heinrich Burger war verschwunden. Gegen Abend verließ er Rheinsberg, kehrte aber nicht nach der Mühle zurück, die eine Viertelstunde von dem Städtchen entfernt lag. Man suchte nach dem Verschwundenen. Seine weiße Mütze wurde auf dem Pfade gefunden, welcher neben dem Bache hinzieht. Der zerstampfte Boden an jener Stelle bewies, daß hier ein Handgemenge stattgefunden. Der blanke Knopf eines Soldatenrockes lag gleichfalls an dem Orte. Der Knopf verrieth die Gewaltthat, welcher Heinrich zum Opfer gefallen.

Die Beispiele gewaltsamer Erpressungen zum Militär waren zu gewöhnlich, um großes Aufsehen zu erregen. Unter des vorigen Königs Regierung hatte man sich schon an dergleichen Drangsale gewöhnt. Dennoch bildete Burgers Schicksal zu Rheinsberg das allgemeine Stadtgespräch.

„Burger gibt einen schönen Grenadier. Friedrich Wilhelm hätte ihn längst unter die Blauen gesteckt.“

„Ja, — es kommt nichts Besseres nach! Der vorige König trieb zwar die längsten Leute aus ganz Europa zusammen, — allein er war doch endlich zu befriedigen. Der jetzige König sieht nicht auf die Körperlänge, allein er findet, daß die Armee viel zu klein ist. Ganz Preußen unter Waffen, würde ihm vielleicht genügen.“

„Wir müssen die „Blauen“ doch bezahlen! Darum ist es besser, der König nimmt im eigenen Lande umsonst, als im Auslande um hohe Preise.“

So sprachen die Leute zu Rheinsberg.

„Du hast jetzt genug geweint, Anna!“ sagte Herr Ferner. „Die Sache ist einmal so. Man muß geschehen lassen, was man nicht ändern kann. Der Müller ist drüben gewesen auf dem Schlosse. Er hat zweitausend Thaler geboten für die Lösung seines Sohnes. Man fertigte ihn kurz ab. „„Der König braucht Soldaten, aber kein Geld,““ — hieß es. Ergib Dich in das Unvermeidliche, Anna! Der Bursche muß eben einige Zeit exerciren, dann werden sie ihn laufen lassen.“

Anna ging in ihr Zimmer. Dort weinte sie, bis die Thränen versiegten. Sie saß regungslos auf dem

Stuhle und starrte vor sich hin. Allgemach wurde es lebendig in dem kummervollen, bleichen Gesichte. Ein großer Entschluß schien ihre Seele zu beschäftigen. Sie nahm aus dem Schreine ihre schönsten Kleider und auch den bescheidenen Schmuck. Nachdem sie Alles geordnet, ging sie hinab zur Verrichtung der täglichen Hausarbeiten.

Herr Ferner bemerkte die ernste Ruhe seiner Tochter, und war erfreut, das mädchenhafte Weinen und Klagen mit so viel Ergebung vertauscht zu sehen. Er schrieb natürlich diese günstige Veränderung seiner Vorstellung zu, und der Mann war noch fester von seiner Meinung überzeugt, ein kluger, scharfsichtiger Kopf zu sein.

„In vierzehn Tagen hat sie ihn vergessen," dachte er. „Diese Partie hat mir längst nicht gefallen. Burger ist zwar reich, — aber er ist doch immer nur ein Müller, und meine Tochter verdient mehr zu werden, als eine Müllersfrau."

Am frühen Morgen des folgenden Tages schlich Anna behutsam aus dem Hause. Unbemerkt gelangte sie durch den Garten auf die anstoßenden Wiesen. Sie eilte auf dem Pfade weiter, der nach der Mühle hinzieht. Sodann verließ sie den Pfad und lenkte nach die Straße, welche nach dem Schlosse führt. Sie

war rasch fortgeeilt. Jetzt blieb sie stehen und blickte auf das in der Ferne liegende väterliche Haus zurück. Zugleich gewahrte sie, daß ihr Weggehen nicht ganz unbemerkt geblieben. Die Tauben hatten ihr das Geleite gegeben, sie schwärmten um sie her, schossen pfeilschnell auf sie nieder, und erhoben sich dann wieder in die Lüfte. Anna lächelte zu den Tauben empor, und verfolgte dann ohne Aufenthalt ihren Weg.

Die Parkanlagen des Schlosses begannen, sich neben der Straße hinzuziehen. Der Weg stieg empor. Sie eilte in gleich raschem Schritte fort, so daß ihr Angesicht zu glühen anfing. Sie blickte weder links, noch rechts, immer in Gedanken vor sich hin, zuweilen flüchtig empor, ob das erstrebte Ziel bald erreicht sei. Plötzlich hielt sie inne im eiligen Gange.

Eine weite Oeffnung des Parkes hatte sich aufgethan und zeigte im Hintergrunde die Fronte des Schlosses. Anna athmete tief auf. Sie stand auf der Straße und betrachtete die stolzen Mauern des königlichen Wohnsitzes. Das Ziel ihrer Wanderung lag in geringer Entfernung vor ihr, aber jetzt zögerte sie, die letzten Schritte zu thun. Obschon weder Graben noch Mauer sie abhielten, den engeren Schloßbezirk zu betreten, kam es ihr doch vor, als würde ihre Freiheit beschränkt, sobald ihr Fuß die Parkanlagen

berührte. Ein dunkles Bangen hielt sie zurück, — ein Ahnen lauernder Gefahren. Der Gedanke an Heinrich trieb sie endlich hinüber. Sie verließ die Straße und befand sich in den verschlungenen Pfaden des Parkes.

Anna's Gang wurde immer langsamer. Sie zögerte gleichsam bei jedem Schritte. Da sie auf die Wege nicht achtete, so geschah es, daß sie wieder an Stellen kam, welche sie kurz zuvor verlassen hatte. Sie bemerkte es, und merkwürdigerweise fand sie in diesem Irregehen und wieder an die frühere Stelle Zurückkehren einige Beruhigung, wie Jemand, der von einem Gegenstande abgehalten wird, dem er sich mit Widerstreben naht. Der Tag rückte immer weiter vor, die Oktobersonne glänzte am wolkenlosen Himmel, und kräftige Luftzüge schüttelten die gelben Blätter von den Bäumen. Anna hatte sich auf eine Bank niedergelassen. Durch die entblätterten Zweige schimmerten die nahen Schloßmauern. Sie blickte schüchtern hinüber, in ihrem Angesichte spiegelte sich ein Kämpfen und Schwanken, ein Spiel von Furcht und hinschwindendem Muthe. Zuletzt preßte sie das Angesicht in beide Hände und weinte heftig.

Zwei Frauen kamen vom Schlosse her den Pfad heran. Die Vorausgehende war eine würdevolle,

junge Gestalt von schönem Wuchse und angenehmen Gesichtszügen, in welche herbes Leid lebhafte Spuren gegraben hatte. Zuweilen blieb sie stehen und ließ die seelenvollen Augen durch die Bäume hinstreifen. Oefter hing ihr sinnender Blick im Leeren, nach Art jener Menschen, welche ein Gedanke ausschließlich beschäftigt. — Die Nachfolgende richtete sich in allen Bewegungen nach der Vorausgehenden. Sie verhielt sich ebenfalls schweigend, aber man konnte bemerken, daß sie gern ein Gespräch angeknüpft hätte, würde das ernste Sinnen der Dame ihr den Mund nicht verschlossen haben. Sie kamen Anna immer näher, die, ganz mit ihrem Schmerze beschäftigt, und gleichsam von demselben erdrückt, nicht wahrnahm, was um sie vorging.

„Was willst Du hier, meine Tochter?“ fragte eine milde Stimme.

Das Mädchen blickte erschrocken auf.

Die beiden Frauen schienen erstaunt über Anna's ungewöhnliche Schönheit. Sie traten näher. Anna erhob sich verwirrt und beschämt. Sie trocknete mit dem weißen Tüchlein die Thränen von Augen und Wangen, brachte aber in ihrer Verwirrung kein Wort hervor. . .

„Sei ohne Furcht, meine Tochter,“ sprach die

Frau ermuthigend. „Vertraue mir Deinen Schmerz, vielleicht steht es in meiner Macht, ihn zu lindern."

Der sanfte Klang der Stimme und auch die zuversichtliche Sprache der gütigen Frau flößten Anna Muth ein. Sie erzählte Burgers gewaltsame Entführung und den Zweck ihrer Wanderung nach dem Schlosse.

„Du willst den König um Befreiung des Aufgegriffenen bitten, — ist es denn außer Zweifel, daß der König jenen Burschen aufheben ließ?"

„Burgers Vater ist im Schlosse gewesen und hat zweitausend Thaler Lösegeld für seinen Sohn geboten. Der König aber hat ihm sagen lassen, er brauche Soldaten und kein Geld."

„Dies hätte der König sagen lassen? Kaum glaublich!"

Sie blickte hiebei auf ihre Begleiterin, in deren Mienen Anna deutlich las, daß diese des Königs Bescheid dennoch glaublich fand.

„Dein Entschluß ist hochherzig und verdient meine Unterstützung. Du bist ein gutes Kind. Wie heißt Du, meine Tochter?"

„Anna Ferner!"

„Burger ist demnach nicht Dein Bruder? Aber gewiß nahe verwandt?"

Anna's Angesicht überströmte hohe Gluth, sie blickte verschämt nieder und ließ die Frage unbeantwortet.

„Nun," sagte die Frau lächelnd, „ich will in Deine Geheimnisse nicht eindringen. Zeigst Du für einen Fremden diese Theilnahme, so ziert Dich das um so mehr. Folge uns, Anna Ferner."

Die Damen schlugen einen Pfad ein, der in gerader Linie nach dem Schlosse führte. Kein Wort wurde auf dem Wege gesprochen. Anna stellte Vermuthungen über Stand und Rang der Unbekannten an, welche mit so viel Zuversicht ihren Beistand bei dem Könige verhieß. Sie zweifelte keinen Augenblick an dem großen Einflusse der gütigen Dame, und hielt dieselbe mindestens für eine Kammerfrau der Königin. Sie kamen an den Wachposten vorüber. Die Wachen salutirten. Sie stiegen eine breite Treppe empor und schritten durch einen langen, mit Teppichen belegten Gang. Alle Begegnenden traten ehrerbietigst bei Seite, standen steif und ehrfurchtsvoll, und wenn die Frau vorüberkam, machten sie sehr tiefe Verbeugungen. Sogar zwei besternte Herren, die eben aus einem Zimmer traten, erwiesen ihr dieselben Huldigungen. Anna entgingen diese Umstände nicht, und sie wußte nicht, was sie von ihrer Beschützerin denken sollte.

Sie waren in ein prachtvoll ausgestattetes Zim=

mer getreten. Die Dame gab ihrer Begleiterin einen Auftrag, worauf sich diese entfernte.

„Sei nicht ängstlich, meine gute Anna!“ ermuthigte sie. „Dein Vorhaben ist ja löblich. Ich werde Dir helfend zur Seite stehen. — Folge mir nun zum Könige, welchen Dein Mitgefühl für den armen Jungen sicher freuen wird.“

Sie gelangten durch mehrere Gemächer in einen Saal. Zwei lebensgroße Gemälde, in mächtigen Goldrahmen, traten herrschend aus dem übrigen Prunke hervor. Das eine dieser Gemälde stellte den regierenden König vor, und als Anna den Blick auf das zweite Gemälde heftete, erschrack sie, — es war das Portrait ihrer Beschützerin, der Königin Elisabeth. Diese Wahrnehmung, verbunden mit dem sie umgebenden Glanze und der Wichtigkeit des Augenblickes, brachten Anna's Geist in vollständige Verwirrung. Sie schwebte gleichsam zwischen Träumen und Wachen. Sie fühlte sich am Arme leicht gefaßt, und nach der Mitte des Saales gelenkt.

„Sprich nur ganz unerschrocken zum Könige, liebe Anna!“ ermunterte Elisabeth. „Denke nicht lange auf gewählte Worte, sondern sprich ganz so, wie es Dir im Herzen liegt.“

Die gegenüberliegende Thüre ging auf. Fried-

rich II. trat rasch ein, that einige hastige Schritte gegen die Saalesmitte und blieb dann verwundert stehen. Sein Auge glitt von Anna zur Königin. Sein Gesicht wurde finster, sein Blick vorwurfsvoll.

„Majestät, verzeihen Sie," begann Elisabeth, des Gatten aufsteigenden Unwillen gewahrend, „wenn ich die schönste Pflicht zu üben im Begriffe stehe, welche die Mutter Ihrer Unterthanen zu üben vermag. Ich bringe Ihnen hier Anna Ferner, die ich klagend und weinend im Parke getroffen, und die es nicht wagte, den letzten Schritt zu ihrem Könige zu thuen. — Nun, Anna, bringe Dein Bittgesuch vor!"

Anna bemühte sich jedoch vergebens, zu sprechen. Ihr Herz pochte hörbar und drohte, die wogende Brust zu sprengen. Sie sah den Mann mit den strengen, bleichen Zügen und den durchdringenden Augen, die sie in Schrecken setzten. Sie sank auf die Kniee nieder, und indem sie flehend die Arme erhob, stürzten die Thränen mächtig hervor.

Die Königin empfand offenbar inniges Mitleid mit dem geängstigten Mädchen. Nicht so der König.

„Diese Komödie hätten Sie uns ersparen können, Madame," sprach er streng.

„Ich muß wohl selbst das Bittgesuch vortragen," sagte Elisabeth mit verlegenem Erröthen.

„Der Sohn des Müllers Burger wurde zum Militär gepreßt. Er ist des alten Müllers einziges Kind und zur Führung des Geschäftes dem Vater durchaus nothwendig. Indem ich nun mein Bitten mit dem Anna's vereinige, glaube ich, sowohl von der Gerechtigkeit, wie von der hohen Einsicht Eurer Majestät, die Freilassung jenes Burschen zu erlangen."

Friedrichs Angesicht legte sich in noch ernstere Falten.

„In welche Dinge mischen Sie sich, Madame?" fragte er beinahe im Tone der Drohung, — und rasch auf Elisabeth zugehend, sagte er befehlend: „Ihren Arm, wenn ich bitten darf."

Anna sah, wie der König etwas heftig den Arm der Königin ergriff, wie Elisabeth erblaßte und rasch aus dem Saale geführt wurde. Sie hörte noch einige starke Laute aus dem anstoßenden Zimmer, dann umgab sie Todtesstille. — Anna war Zeuge eines jener zahlreichen Auftritte gewesen, welche die unglückliche Ehe Elisabeths von Braunschweig und Friedrichs II. kennzeichneten.

Burgers Fürbitterin verharrte noch eine Weile in derselben Stellung. Sodann erhob sie sich, und suchte ihre Gedanken zu ordnen. Der Auftritt zwischen König und Königin trat klarer vor ihre Seele.

Sie blickte zu dem Gemälde der Fürstin empor, die milde lächelnd niedersah, und es schnitt ihr durch das Herz, dieser gütigen Frau ein hartes Begegnen des Königs verursacht zu haben.

Das leise Aufklappen einer Thüre richtete Anna's Aufmerksamkeit nach jener Seite hin. Boyer kam herein. Sie erkannte den stattlichen Mann sogleich, der vor einigen Tagen im väterlichen Hause so viele Aufmerksamkeit für sie hatte.

„Sie hier? Um Gottes willen, Fräulein Anna, wie kommen Sie da herein?“ that der Marquis verwundert. „Und so ganz allein? Verlangen Sie etwa Audienz beim Könige? Sprechen Sie doch, womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie bewegte verneinend und traurig das Haupt.

„Ich danke dem Herrn! Nehmen Sie jedoch einigen Antheil, so bitte ich, mir den Weg aus dem Schlosse zu zeigen.“

„Einigen Antheil? Sie haben ganz über mich zu verfügen! Machen Sie mich glücklich, Fräulein Anna, — befehlen Sie über mich.“

Er trat dicht an sie heran; sie wich einige Schritte zurück.

„Wenn es dem Herrn nichts verschlägt, so bitte ich den Herrn nur, mich aus dem Schlosse zu weisen.“

Der ruhige Ernst des Mädchens mahnte zur Vorsicht. Der Marquis erkannte, daß jede Aeußerung und Haltung zu vermeiden sei, die seine Leidenschaft verriethen. Boyer wurde kalt und förmlich.

„Mit Vergnügen willfahre ich Ihrem Wunsche. Wollen Sie aber nicht einige Augenblicke rasten? Sie scheinen aufgeregt.“

„Ach nein! Ich fühle mich beengt hier. In der freien Luft wird es wieder gut.“

„Lassen Sie mich nur meinen Hut holen. Gleich bin ich da.“

Er ging und kehrte schneller zurück, als sie vermuthete.

„Wenn es Ihnen gefällig ist!“ sagte er freundlich ernst.

Sie gelangten schweigend aus dem Schlosse in den Park. Hier blieb der Marquis stehen.

„Die Pfade des Parkes sind verschlungen,“ sagte er. „Sie könnten leicht irre gehen. Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie bis zur Landstraße begleiten.“

Sie hätte das angebotene Geleite gern ausgeschlagen, und auf die Gefahr hin, abermals sich zu verirren, den Weg allein aus dem Walde gesucht. Allein der Fremde war so gütig und sein Benehmen so taktvoll. Durch die Verweigerung des Geleites

fürchtete sie, ihn zu kränken und sich einer Unhöflichkeit schuldig zu machen. Sie zögerte und sah verlegen nieder. Boyer benützte schnell diesen Augenblick.

„Ich darf Ihnen wohl gestehen," sagte er verbindlich, „daß in Folge dieses eigenthümlichen Zusammentreffens mit Ihnen meine Neugierde sehr gespannt ist. Ich habe zwar durchaus keinen Anspruch auf Ihr Vertrauen, — allein ich könnte Ihnen vielleicht in der Angelegenheit dienen, welche Sie nach dem Schlosse führte. Der König ist mir in Gnaden gewogen, und da Ihre Angelegenheit ohne Zweifel gut und lobenswerth ist, so würde es mir Vergnügen machen, Ihnen dienstbar zu sein."

Sie nickte lächelnd und ergriff mit Freude diese neue Hilfe zur Befreiung Heinrichs.

„Meine Angelegenheit betrifft kein Geheimniß, — ich will Ihnen Alles mittheilen."

An Boyers Seite durch den Park gehend, erzählte sie die gewaltsame Rekrutirung Burgers, den Zweck ihres Erscheinens auf dem Schlosse, sowie dessen Verlauf und Ausgang.

„Das ist ja eine traurige Geschichte," sprach der Marquis theilnahmsvoll. „Ich beklage den armen Jungen und werde meinen ganzen Einfluß zu dessen Befreiung aufbieten."

„Ich wäre dem Herrn ewig dankbar!“

„Aber warten Sie, mein Fräulein!“ sagte er, sich besinnend. „Heinrich Burger, — Heinrich Burger, — es ist richtig! Hat sich der Bursche nicht an dem Oberst Gauchier vergriffen? Ich glaube wenigstens, so etwas gehört zu haben.“

„Es ist wahr,“ antwortete sie verlegen, „Heinrich trug den Herrn aus dem Garten auf die Straße. Es war dies unhöflich von Heinrich, aber ein Leid hat er ihm nicht zugefügt.“

„Ja, sehen Sie, Fräulein Anna, Burger hat dann selbst zur Strafe für sein Benehmen diese Gewaltthat veranlaßt.“

„Sie haben Recht! Ich habe mir schon darüber den Kopf zerbrochen, weßhalb gerade er gepreßt wurde, und weßhalb er nicht gegen ein hohes Lösegeld freigegeben wird. Ich wundere mich jetzt, daß mir nicht selbst dieser nahe liegende Grund einfiel.“

Der Marquis vernahm mit der größten Befriedigung Anna's irre geleitetes Urtheil.

„Unter diesen Umständen wird es schwer halten, etwas zu erlangen,“ sagte er. „Indessen will ich es versuchen.“

Sie standen auf der Straße. Boyer verabschiedete sich.

„Darf ich morgen bei dem Herrn anfragen?“ sagte sie schüchtern.

„O nein, es versteht sich, daß ich selbst Ihnen Nachricht bringe. — Leben Sie wohl!“

Er zog den Hut und verschwand in dem Parke.

Anna setzte ihren Weg fort. Sie dachte im Augenblicke mehr an den vornehmen Herrn, als an Heinrich Burger. Sie fand, daß sie recht linkisch sich benommen und nicht einmal dem Herrn für seine Güte gedankt hatte.

„Er ging aber auch gar zu schnell fort, — ich konnte mich nicht fassen.“ Und rascher gehend fügte sie bei: „Er kommt ja morgen, — und dann will ich es nachholen.“

Wie ein König die Wahrheit hört.

Friedrichs feindselige Absichten gegen Oesterreich riefen einen allgemeinen Sturm hervor. In den Familien, in der Presse, in dem Heere, sogar in der Kirche wurde die unerhörte That verdammt. Das deutsche Nationalbewußtsein schlummerte zwar tief in jener Zeit. Allein der Bund mit Frankreich, zum Untergange eines altehrwürdigen, um das Vaterland hochverdienten Staates, schrie so laut und gellend durch ganz Preußen, daß die Deutschen aus ihrem Nationalschlummer aufgerüttelt wurden.

Friedrich rang mit dem Sturme. Die freie Presse starb eines jähen Todes.

„Die Presse mißbraucht ihre Freiheit," sagte der König in seinem Todesurtheile.

Weit bedrohlicher erschien dem Fürsten das Murren in dem Heere. Alle Kunstgriffe schlauer Berechnung bot er auf, jenen Geist zu beschwören. Täglich ver=

sammelte er im Schlosse zu Berlin abwechselnd die Offiziere aller Grade um seinen Tisch. Er sprach von Preußens Ansprüchen auf Schlesien, — aber man wußte, daß diese Ansprüche auf Erfindung beruhten. Er schmeichelte der Eitelkeit der Soldateska, er reizte ihren Ehrgeiz und malte den Schlachtenruhm in glänzenden Farben.

„Das ist ja eine wahrhaftige Höllenarbeit, diese Tölpel zu kuriren von ihrer Engherzigkeit und patriotischen Dummheit," sagte Friedrich, als er, nach aufgehobener Tafel, müde und abgespannt seinem Freunde Jordan gegenüber saß. „Man meint, die schöne Königin von Ungarn hätte es Allen angethan, so zärtlich sind die Heeren für Maria's Sicherheit besorgt."

„Der Widerspruch des Fürsten von Dessau wirkt sehr nachtheilig im Heere," versetzte der Philosoph Jordan, ein langer, hagerer Mann, ein unbedingter Anhänger der fridericianischen Eroberungspolitik, und ein warmer Verfechter derselben. „Wir dürfen uns nicht täuschen," — und er bat mit einem flehentlichen Blicke den Monarchen um Verzeihung für das, was er sagen wollte; — „Fürst Leopold ist der populärste und einflußreichste Mann in der ganzen Armee. Sein Wort ist Gemeinen und Offizieren ein Evangelium, — ja alle vier Evangelisten zusammen wiegen den

Haudegen nicht auf. Die Soldaten sind vernarrt in den Alten. Die Offiziere blicken mit Hochachtung auf seine Narben und mit Bewunderung auf seinen Schlachtenruhm. Und diesen ganzen Einfluß benutzt Leopold zur Bekämpfung Ihrer Pläne gegen Oesterreich."

„O ich weiß es," rief der König unmuthsvoll. „Der Alte predigt Unheil und Verderben über Preußen, wie Jonas über Ninive. — Aber die Berliner?"

„Murren täglich lauter! Der Presse ist zwar glücklich ein Riegel vorgeschoben, — desto rüstiger arbeiten die Zungen. „„Weßhalb verwickelt uns der König in diesen Krieg?"" heißt es. „„Leben wir nicht im tiefsten Frieden mit Oesterreich? Muß dieser Bruderkampf nicht Fluch und Verderben bringen über Preußen? Weßhalb sollen wir Geld und Blut hingeben, um eine schlechte Sache zu verfechten?"" — So räsonnirt das dumme Volk! Von der Großartigkeit Ihrer Pläne hat es keinen Begriff, und für den Ruhm keinen Sinn."

„Laß die Neider und Ignoranten reden," erwiederte Friedrich. „Sie sollen niemals Einfluß auf meine Pläne bekommen, sondern lediglich der Ruhm. Ich bin mehr als jemals ganz von ihm durchdrungen [1])."

---

1) Friedrich an Jordan im Dezember 1740.

Er sah einen Augenblick sinnend nieder, und fügte im Tone der größten Entschiedenheit bei: „Ja, — ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen. Wäre ich kein Fürst, so möchte ich nur Philosoph sein[1]). — Hat Boyer nichts von sich hören lassen?“

„Seine Broschüre wird Ihnen morgen vorgelegt und mit Ihrer Billigung sogleich unter die Presse kommen. Sie ist ausgezeichnet gearbeitet. Ihre Ansprüche auf Schlesien sind schlagend und in populärer Weise nachgewiesen, — ebenso Ihre Verpflichtung, den gedrückten schlesischen Protestanten Hilfe zu bringen. — Gelänge es nur, den religiösen Fanatismus zu wecken.“

„Ich hoffe es! Versäumen wir darum nicht, als gute Christen dem Volke uns darzustellen. Achard predigt um vier Uhr, — wohnen wir der Andacht bei. Unsere Philosophie muß auch Kirchenluft vertragen können.“

Zwanzig Minuten später hielt der königliche Wagen vor der Kirche. Der Kanzel gegenüber stand des Königs Ehrenstuhl. Die Kirche war mit Zuhörern angefüllt; denn es predigte Achard, ein gelehrter Mann und ausgezeichneter Kanzelredner.

---

1) Friedrich an Jordan im Dezember 1740.

Die Predigt hatte bei Friedrichs Erscheinen bereits begonnen, und dieser, eine feierlich ernste Miene annehmend, auf seinem Stuhle Platz genommen. Anfänglich belauschte er so ausnahmslos die Eindrücke, welche sein religiöser Eifer auf die Versammlung hervorbringen mochte, daß er dem Prediger nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Kam er ja im Grunde nicht zur Kirche, um das Wort Gottes zu hören, das er verachtete, sondern einzig in der Absicht, dem Volke als „gläubigen Christen" sich darzustellen. Sogleich aber sollte er für dieses heuchlerische Spiel empfindlich bestraft werden.

Wie schon bemerkt, hatte sich der heftige Widerspruch des beabsichtigten Raubkrieges gegen Oesterreich bis in die Kirchen erstreckt. Achard behandelte gleichfalls dieses Thema. In kräftigen und getreuen Zügen malte er das Bild des Eroberers, welcher Elend und Jammer über Millionen bringt [1]).

In der Kirche herrschte lautlose Stille. Die Blicke Aller wechselten zwischen Friedrich und dem Prediger. Alle fühlten, daß heute nur einem Einzigen die Wahrheit gesagt wurde, — dem Könige.

„Und weßhalb opfert der Eroberer Tausende auf

1) Oeuv. XVI. p. XVIII.

dem Schlachtfelde?" rief Achard mit mächtiger Stimme. „Weßhalb bringt er Tod, Brand und Verwüstung über friedliche Länder? — Blos um seines Ruhmes willen! Ja, der Ruhm, der eitle, hohle Ruhm ist die Triebfeder des Eroberers!"

Der König dachte unwillkürlich an seine Aeußerung gegen Jordan: „Ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen!" — Diese Erinnerung und das Bewußtsein, des Predigers Verdammungsurtheil auf sich anwenden zu müssen, gewannen sein Interesse für den Vortrag.

„Dem Ruhme schlachtet der Eroberer seine Unterthanen," fuhr der Redner fort. „Um des Ruhmes willen reißt er den einzigen Sohn aus den Armen der hilflosen Wittwe, — treibt er den Vater aus dem Kreise der verlassenen, klagenden Familie, — und dieses tägliche Brod der Armen opfert er schonungslos seinem schnöden Götzen, dem Ruhme."

Der König kam in Verlegenheit; denn die Beziehung der Predigt auf ihn war zu schlagend und klar. Er bemerkte zugleich in den Zügen der Zuhörer den beistimmenden Nachhall aller Worte des Predigers, und in ihren Blicken, wenn sie auf ihn fielen, helle Schadenfreude.

Achard wurde immer schärfer.

„Soll ich euch einen solchen Eroberer zeigen?“ rief er. Und als dieser Frage eine ungewöhnlich lange Pause folgte, blickten Alle auf den Monarchen, der sich in die Lippen biß.

„Alexander, König von Macedonien, war ein solcher Mensch! Elend und Jammer brachte er über viele Länder. Auf den Trümmern zerstörter Städte, auf dem zerstampften Erdreiche gesegneter Fluren, über den Leichen vieler Tausenden, errichtete er das Denkmal seines Ruhmes. Hört, was die Scythen diesem Eroberer Alexander sagen ließen. — „„Du, der du dich rühmst, die Räuber auszurotten, bist selber der größte Räuber auf Erden; denn du beraubst und plünderst alle Nationen, welche du unterjochst. Wenn du ein Gott bist, so mußt du auf das Wohl der Sterblichen sinnen, und nicht ihnen rauben, was sie haben. Wenn du ein Mensch bist, so denke immer an das, was du bist.““ — Was die Scythen dem Alexander sagten, gilt für jeden Eroberer. Und wenn das Heidenthum den Eroberer verdammte, wie tief muß das Christenthum den Eroberer verdammen? Mörder werden hingerichtet, weil sie einen Menschen getödtet, — was verdient Derjenige, welcher zur Befriedigung seiner Hoffahrt und Ruhmsucht Tausende mordet?“

Friedrich saß wie vernichtet. Er wagte nicht mehr,

das Haupt zu erheben. Sein Gewissen sagte ihm, daß Achards Strafrede auf ihn die vollste Anwendung finde. An eine Umkehr von der Bahn des Verbrechens dachte er jedoch keinen Augenblick. Voltaire's Schüler, von Gott und allen christlichen Prinzipien abgefallen, fand weder die Kraft in sich, noch den Muth, den Trugbildern des Ruhmes zu entsagen.

Tiefe Beschämung und heftiger Groll waren die vorherrschenden Eindrücke der Predigt.

„Wohinein mischt sich Achard?“ sprach er beim Weggehen zu Jordan. „Steht es ihm zu, von diesen Dingen zu reden [1]?“

Bei der Rückkehr in das Schloß erwartete ihn ein Cabinetsrath, — dem Könige sehr ungelegen. Ohne die mindeste Kenntniß von der Gegenwart des harrenden Rathes zu nehmen, schritt Friedrich an ihm vorüber in sein Arbeitszimmer. Der Cabinetsrath folgte ihm.

„Was gibt's?“ herrschte er dem Beamten zu.

„Zwei dringende Unterschriften, Majestät!“

„Wozu?“

„Zur Bestätigung von zwei Todesurtheilen.“

„Dorthin, — und dann,“ — bei dem ersten Worte

---

1) O. Klopp: König Friedrich II. S. 112.

machte der König eine Handbewegung nach dem Tische, bei dem zweiten nach der Thüre.

Der verblüffte Rath legte einige Papiere auf den Tisch, und verließ das Cabinet.

Der König lief, wie er dies bei starken Gemüthsbewegungen zu thuen pflegte, im Gemache hin und her, focht mit den Händen und verwünschte die Frechheit des Predigers Achard.

„Den tollkühnen Pfaffen festnehmen lassen? — Nein, — hiedurch würde die Sache nur verschlimmert. Das Volk würde den Atheisten verdammen, — durch Achards Bestrafung würde ich bekennen, daß sein Eroberer, den er dem Hasse des dummen Volkes preisgab, mich ärgerte. Ich würde die Anwendung der Predigt auf mich dokumentiren. — Wozu auch im Grunde der Aerger? Die Religion hat die Freiheit des Wortes, und sie bedarf dieser Freiheit, als Zuchtmeisterin für das Volk. Aber ein König muß sich von der Religion dispensiren. Die Philosophie muß ihn lehren, alle Ausfälle des Wortes Gottes mit Gleichmuth zu ertragen. Die Philosophie muß einen Panzer um den Geist legen, der undurchdringlich ist für alle Geißelstreiche polternder Prediger. — Abgethan!"

Er setzte sich an den Tisch und las in den Papieren.

„Der Bursche hat seiner Geliebten die Gurgel durchgeschnitten, — durchaus nicht manierlich! Aber die Geliebte hat ihn zur Eifersucht gereizt, durch den Umgang mit einem Andern, — und das ist treulos!"

Der König griff zur Feder und schrieb an den Rand: „Zwanzig Jahre Schubkarren in Spandau."

Er las weiter in den Papieren.

„Ein Vatermörder? Pfui! Solche Bestien sind gefährlich der Gesellschaft, man muß sie ausscheiden."

Er bestätigte das Todesurtheil mit der Bemerkung: „Der Vatermörder soll sechs Stunden am Pranger stehen und dann gehängt werden."

Kaum war die Namensunterschrift rasch hingeworfen, als sich eine niederdrückende Gewalt auf sein ganzes Wesen legte. Wie gebrochen sank er in dem Stuhle zurück, und starrte lange auf das Todesurtheil.

„Schwäche, — nichts als Schwäche!" sprach er nach langer Pause. „Wie schwer hält es doch, sich loszuschälen von Sitten und Anschauungsweisen der Umgebung! Die Menschenfresser schlachten ihre Opfer und verzehren sie ohne alle Gewissensbisse, — die Sitte rechtfertigt das Menschenverspeisen. Heidnische Mütter legen ihre leiblichen Kinder in die glühenden Arme des Götzenbildes, — aus purer Frömmigkeit.

Unsere tapferen Vorfahren tödteten auf dem Altare ihres Kriegsgottes die Gefangenen — aus religiösem Sinne. Und mein Bischen Philosophie wankt, weil ein Mensch in jenem Gebäude, welches man das Haus Gottes nennt, den Eroberer als den größten Verbrecher verdammt! So abhängig ist der Mensch von der Luft, die er athmet. — „„Mörder werden hingerichtet, was verdient der Eroberer, welcher aus Ruhmsucht Tausende hinschlachtet?““ — Nun, — nach christlicher Anschauungsweise „die Hölle!“ Ich emancipire mich von dieser Anschauungsweise! Meine Moral ist die Freiheit!“

Ein Kammerdiener unterbrach Friedrichs Betrachtungen.

„Die Offiziere sind versammelt!“

Der König fuhr vom Sitze empor.

„Ah, — ganz vergessen!“

Zehn Minuten später betrat er in glänzender Uniform den hellerleuchteten Saal, worin alle in Berlin anwesenden Offiziere versammelt waren. Er hatte sie berufen, um noch einmal jenen Eindrücken zu begegnen, welche vorzüglich Dessau's Vorstellungen im Heere hervorbrachten.

Mit keiner Sylbe rechtfertigte Friedrich den bevor=

stehenden Feldzug. Er mochte bedenken, daß Lockungen kriegerischen Ruhmes und reicher Belohnung weit mehr Anklang finden, als die erfundenen Anrechte auf Schlesien, an welche doch Niemand ernstlich glaubte. Der König sprach nur von Ruhm und Auszeichnung.

„Ich unternehme einen Krieg," sagte er, „in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Erinnern Sie sich des Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, Fehrbellin, und auf dem Zuge nach Preußen errangen. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand. Auszeichnungen sollen allen Denen zu Theil werden, welche durch tapfere Thaten sich Verdienste erwerben. — Wir werden uns mit Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen des Ruhmes Höhe erreichten. Zwar der Prinz ist nicht mehr, aber immerhin wird es ehrenvoll für uns sein, tapfere Soldaten zu besiegen. Leben Sie wohl, — ziehen Sie aus, ich werde Ihnen auf den Schauplatz des Ruhmes unverweilt folgen [1])."

Zwei Tage später, am 12. Dezember 1740, war im Schlosse Hofball. In der heitersten Stimmung wohnte Friedrich demselben bei. Sein Benehmen ver-

---

1) Gfrörer, Gesch. des XVIII. Jahrh. B. III. S. 20 ff.

rieth nicht im Mindesten, daß er im Begriffe stand, die Brandfackel des Bruderkrieges zu schwingen, und die friedliche Provinz seines Nachbars zu überfallen.

Am nächsten Morgen in der Frühe reiste er, über Frankfurt an der Oder, nach Crossen zum Heere.

Die Verräther.

Am 17. Dezember 1740 brach Friedrichs Heer in Schlesien ein. Der König erließ ein Manifest, worin er den erstaunten Schlesiern sagte, er komme als Freund ihrer Königin, — er sei da, die Provinz gegen feindliche Ueberfälle zu beschützen. Glück und Wohlergehen der lieben Schlesier liege ihm sehr am Herzen, sie möchten ihm vertrauen und seine guten Absichten dankbar anerkennen. Jeder Bürger habe seines Schutzes sich zu erfreuen, und die strengste Mannszucht werde alle Störung der Ruhe und des friedlichen Verkehres verhindern.

Die Schlesier bewunderten den hochherzigen Freund ihrer Königin.

Was that Maria Theresia?

Als sich die Preußen an der Grenze sammelten, schickte der österreichische Feldmarschallieutenant Brown einen Kurier nach Wien. Er schilderte die Gefahr

des Ueberfalles und bat um Verstärkung; denn in ganz Schlesien lagen nur 7000 Mann Oesterreicher. — Das Oberamt in Breslau, die höchste Regierungsbehörde, sandte gleichfalls nach Wien einen Eilboten, Friedrichs bevorstehenden Einbruch zu melden.

Maria Theresia gab dem Oberamte einen Verweis.

„Das Oberamt läßt sich von seiner unbegründeten Furcht so hinreißen," sagte sie, „daß es den König von Preußen für den größten Schurken auf Erden hält. Wir leben vielmehr mit Friedrich in der besten Freundschaft und halten es geradezu für unmöglich, daß er wie ein Räuber herfällt über Schlesien. Man kennt ja das preußische Soldatenspiel! Sein Vater hat es ebenso getrieben, und der Sohn setzt das Spiel in größerem Maßstabe fort."

Die edelgesinnte Maria Theresia hatte weder eine Ahnung von Friedrichs politischer und sittlicher Ruchlosigkeit, noch von den Wettern, die von Preußen und Frankreich gegen Oesterreich heranzogen.

Als nun das Unmögliche dennoch geschah, die preußische Armee in Schlesien einfiel, fand sie keinen Feind. Die ganze Provinz stand wehrlos offen. Friedrich rückte immer weiter vor, nach dem Herzen des Landes, nach Breslau. Und bei jedem Schritte, den

er vorwärts that, steigerte sich sein herablassendes, freundliches Benehmen.

Einige Kreisbeamte übergaben ihm schriftliche Verwahrungen gegen sein Einrücken. Friedrich empfing die Beamten überaus liebevoll. Er lud sie zur Tafel, — er sprach von seiner Theilnahme für das Glück Schlesiens, — er ließ sich sogar zu Schmeicheleien herab und wußte Jedem Angenehmes zu sagen. Auch die Landesältesten zog er zur Tafel, sogar die Jesuiten. Er unterhielt sich mit den Bürgern, sprach mit den Bauern, — es gab keinen liebenswürdigeren Fürsten, als Friedrich von Preußen. Voltaire's Schüler verstand es vortrefflich, den Despoten hinter den Demagogen zu verstecken. Da seine Soldaten Alles blank und gut bezahlten, wurden die Gemüther allmälig ruhig, die Meisten gewonnen für den leutseligen Eroberer.

Mittlerweile kam von Wien der Befehl an Brown, sich der bedrohten Landeshauptstadt zu versichern. Breslau genoß nämlich bedeutender Freiheiten, wozu auch jene gehörte, daß kaiserliche Truppen dieselbe nicht besetzen durften. Allerdings eine eigenthümliche Erscheinung. Aber das milde Haus Habsburg achtete und wahrte überkommene Rechte und Freiheiten; — und jetzt, im Angesichte des Feindes, stellte Feldmarschallieutenant

Brown an Breslau's Magistrat die Bitte, zum Schutze gegen die anrückenden Preußen, die Veste besetzen zu dürfen. Hierüber entstand ein großer Sturm in Breslau. Schon Friedrich Wilhelm hatte Absichten auf Schlesien, und mit den Protestanten dieses Landes Verbindungen eingegangen. Sein Sohn trug das religiöse Interesse für die Evangelischen noch lebhafter zur Schau. Der vermeinte Beschützer und Beförderer des Protestantismus hatte zu Breslau viele Freunde gewonnen. Diese widersetzten sich mit aller Macht dem Ansinnen Browns. Es gab stürmische Volksversammlungen. Ferners Vetter, Schuhmachermeister Döblin, stand an der Spitze von sechshundert Handwerksmeistern. Hinter diesen standen einige Tausend Gesellen. Die Meisten wußten nicht, um was es sich im Grunde handle; sie folgten unbedingt der Stimme ihres Leithammels Döblin.

Am 14. Dezember 1740 versammelte sich der Magistrat im großen Fürstensaale. Die Ausschüsse einzelner Körperschaften waren zur Sitzung berufen; die sechshundert Meister kamen unberufen. — Das Gebäude umwogten dichte Volksmassen, — ein Schreckmittel für den Magistrat, welcher gewissenhaft an der gesetzlichen Regierung hing.

Der Oberamtsdirektor, Graf Schaffgotsch, ein statt-

licher Herr mit greisen Haaren, lebhaften Augen und einem geistreichen Gesichte, trug der Versammlung das Ansinnen des Feldmarschallieutenants vor:

„Der König von Preußen,“ sprach er, „ist wider alles Recht, ohne alle Veranlassung, wie ein Räuber in unser Land eingefallen und steht im Begriffe, die Festung Glogau zu erstürmen. Bald wird er vor Breslau erscheinen. Die Bürger dieser Stadt sind nicht im Stande, der preußischen Armee Widerstand zu leisten. Darum ersuche ich, im Namen Ihrer Majestät, unserer Königin Maria Theresia, den Magistrat und die Bürgerschaft dieser Stadt, österreichische Truppen einzulassen, damit eine widerstandsfähige Vertheidigung ermöglicht werde.“

Der Magistrat nickte beifällig. Unter den Handwerkern dagegen entstand eine lebhafte Bewegung.

„Das geht wider unsere Freiheiten!“ rief eine rauhe Stimme aus dem Gedränge.

Diesem Rufe folgte murrendes Getöse und dann ein Sturm des Beifalles. Der Graf ließ das Murren verhallen.

„Seit Jahrhunderten,“ sprach er jetzt, „achtete die österreichische Regierung Schlesiens und Breslau's Freiheiten. Maria Theresia will diese Freiheiten kein Haar breit verkürzen. Diese Schrift,“ und er hob

einen umfassenden Revers vom Tische empor, „enthält die Versicherung, daß die gegenwärtige Aufnahme von Truppen dem Besatzungsrechte und den übrigen Freiheiten Breslau's keinen Eintrag thuen werde. Es ist dies nur eine augenblickliche Maßregel der Nothwendigkeit, ohne alle Folgerungen für die Zukunft."

Abermals entstand Murren und Getöse unter den Handwerkern.

„Wir halten fest an unsern Freiheiten, — wir mögen keine böhmischen Soldaten, — wir können unsere Stadt selber vertheidigen," — riefen polternde Stimmen durcheinander.

Ueber des Grafen Angesicht flog eine dunkle Röthe. Er ahnte den Verrath.

„Das sind leere Ausreden!" rief er mit Entschiedenheit. „Ihr seid nicht vorgesehen, eine starke Armee abzuhalten. Ohne militärische Besetzung wird die Veste dem Preußenkönige in die Hände fallen. Eurem Eide und Eurer Treue gegen Eure Königin seid Ihr es schuldig, die Besatzung aufzunehmen."

Jetzt erhob sich der erste Bürgermeister, ein alter Mann, allgemein geachtet wegen seiner Redlichkeit und seiner unermüdlichen Sorge für das Wohl der Stadt. Er winkte mit der Hand; es entstand tiefe Stille.

„Liebe Mitbürger!" begann er mit schwacher

Stimme: „Ich zähle jetzt sechsundachtzig Jahre, — ich habe Manches erlebt und viel erfahren. Wie sehr mir die Rechte und Freiheiten Breslau's am Herzen liegen, das habe ich seit meiner vierzigjährigen Amtsverwaltung bewiesen. Und auch jetzt will ich euch offen und frei sagen, was ich von der gegenwärtigen Lage halte. — Das Kaiserhaus hat niemals unsere Gerechtsame beschränkt oder angegriffen, — es hat dieselben jederzeit geachtet. Dafür habt ihr wieder einen Beweis in dem gegenwärtigen Falle. Denn Feldmarschall Brown hätte plötzlich, wider unseren Willen, die Stadt besetzen können. Er that es nicht, weil dies gegen unsere Freiheit verstößt und weil die Regierung unsere Freiheiten achtet. Breslau war glücklich unter der gerechten und sanften Regierung des Hauses Habsburg. Unser Handel kam immer mehr empor, unsere Gewerke blühen, unser Wohlstand läßt gar nichts zu wünschen übrig. Für alle billigen Forderungen fanden wir zu Wien immer geneigtes Gehör. Unsere Abgaben sind sehr gering, und ganz Schlesien ist zufrieden und glücklich unter Oesterreichs Herrschaft. Was wir haben, wissen wir, — was wir bekommen würden durch einen fremden Herrn, das wissen wir nicht. — Ihr kennt das preußische Regiment! Unter dem vorigen Könige schon konnten die

Preußen kaum die Steuern aufbringen für das Militär. Der jetzige König soll es noch ärger treiben. Wir in Schlesien wissen nichts von einer solchen Militärlast. Darum ist es die Ansicht eines alten, erfahrenen Mannes, daß ihr euren Vortheil wohl erwägt! Der Preußenkönig ist wie ein Räuber in unser Land gefallen, — hütet euch vor ihm, er bringt euch nichts Gutes. Die Rechte unserer Königin auf Schlesien hat er nicht geachtet, — er wird auch Breslau's Rechte nicht achten. — Steht Alle zusammen, wie ein Mann! Vertheidigt eure Freiheit gegen den Preußen, und nehmt dankbar die Hilfe an, welche uns Maria Theresia bietet."

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck, — weniger um ihres Gehaltes, als um des hohen Ansehens des greisen Redners willen. Die lautesten Schreier verstummten, und eben wollte Graf Schaffgotsch abermals sprechen, als eine Bewegung unter den Handwerksmeistern entstand. Ein Mann machte große Anstrengungen, sich aus dem Hintergrunde des Saales hervorzudrängen.

„Macht Platz, — Platz für Döblin!" hieß es.

Endlich stand Friedrichs Verbündeter, Schuhmachermeister Döblin, vor dem langen Tische, an welchem der Magistrat saß.

„Was der Herr Bürgermeister gesagt hat, ist Alles recht,“ begann Döblin mit seltener Kühnheit und Mundfertigkeit. „Haben die Kaiser unsere Freiheiten geachtet, so haben sie nur ihre Schuldigkeit gethan. Auch wir wollen unsere Schuldigkeit thun, wir wollen unsere Stadt gegen die Preußen vertheidigen. Dazu brauchen wir keine böhmischen Soldaten.“

Schaffgotsch wollte ihn unterbrechen. Der Schuster ließ dies nicht zu.

„Jetzt bin ich am Reden, Herr Graf! Lassen Sie mich zu Ende kommen. Und wenn ich fertig bin, dann mögen Sie reden.“

„So ist's recht, — wohl gesprochen!“ riefen einige Stimmen aus dem Hintergrunde.

„Nehmen wir eine österreichische Besatzung auf,“ fuhr Döblin fort, „dann setzen wir uns der größten Gefahr aus. Warum ist Danzig im letzten nordischen Kriege verheert und zu Grunde gerichtet worden? Weil es dem polnischen Könige Stanislaus die Thore öffnete. — Warum ist Thorn verbrannt worden? Weil es sächsische Truppen aufgenommen hat. Danzig und Thorn wären nicht in dieses Elend gekommen, hätten die Bürger selbst, ohne fremde Hilfe, ihre Sache verfochten. Auch wir werden unsere Stadt zu Grunde richten, wenn wir die Böhmen aufnehmen. Der

König von Preußen ist ein mächtiger Herr, — er steht gegenwärtig an der Spitze von 40,000 Mann. Werden uns die Böhmen gegen ihn vertheidigen können? Nein! Aber die Böhmen werden des Königs Zorn reizen, und dieser Zorn wird nicht die Böhmen, sondern unsere Stadt treffen. Breslau wird verbrannt und verheert, wie Danzig und Thorn. — Vertheidigen wir aber selbst unsere Stadt, dann haben wir unser Schicksal stets in unserer Hand. Wir können unterhandeln, — wir können nachgeben, oder nicht nachgeben, — wie es unser Vortheil will. — Ihr Bürger," wandte sich hier Döblin nach dem Hintergrunde, „ist dies eure Meinung?"

„Ja, — jawohl, — ganz recht, — Döblin hoch!" stürmte es durch den Fürstensaal, und dieser Sturm setzte sich draußen fort, wo Tausende schrieen: „Döblin hoch, — es lebe Döblin!"

Friedrichs schlauer Parteigänger benützte rasch diesen günstigen Augenblick. Bevor noch das Geschrei verhallte, öffnete er die Thüre, welche auf den Altan führt. Er zeigte sich dem Volke. Die Masse empfing den Leithammel mit ungeheurem Beifallsgeschrei. Der Schuster winkte. Die Menge verstummte.

„Mitbürger von Breslau," rief Döblin hinab, „wollt ihr die Böhmen?"

„Weg mit den Böhmen! Nieder mit den Böhmen, — es lebe die Freiheit!“ brüllte die Masse.

Döblin trat in den Saal zurück.

„Der hochlöbliche Magistrat, und auch der Herr Oberamtsdirektor,“ sagte er mit einer hämischen Grimasse, „haben den Willen des Volkes gehört. Was aber das Volk will, das muß geschehen; denn das Volk ist Breslau. — Bürger,“ — rief er dann durch den Fürstensaal, „brechen wir auf, — wir haben weiter hier nichts zu schaffen, — das Volk hat gesprochen.“

Unter Lärmen und Tumult verließen die Handwerker den Saal.

Noch an demselben Tage wurden die Stadtthore geschlossen. Bürger bezogen die Wachposten. Diese Sperre galt nicht den Preußen, sondern den Oesterreichern. Der Magistrat mußte geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. Täglich gab es Aufläufe. In den Wirthshäusern, auf den öffentlichen Plätzen, in den Gassen, — überall bearbeiteten Friedrichs geheime Sendlinge das Volk. Die Religion wurde hereingezogen, und fanatischer Haß unter der bisher friedlich lebenden Bevölkerung erregt.

„Wißt ihr,“ schrie Fitting, der Schneider, von dem Wirthshaustische herab, den er sich zur Redner-

bühne erkoren, — „wißt ihr, welche Art Leute den edlen Friedrich nit wollen? Die Katholiken! Ja, — den Katholiken ist der gute König, der Beschützer aller Protestanten, ein Dorn im Auge. Sie wollen lieber die Böhmen, als die Preußen, welche unsere protestantischen Brüder sind. Der König hat geschworen, unsere heilige Religion gegen die erzkatholische Maria Theresia und gegen den römischen Papst zu beschirmen. Darum hassen ihn die Katholiken. Der König ist gekommen zu unserem Schutze, zu unserer Befreiung, — aber der Papst und die Katholiken wollen durch Böhmen und Croaten unseren frommen Helfer wieder aus dem Lande hinaustreiben."

„Das ist nicht wahr!" rief hier eine kräftige Stimme.

Alle Köpfe, von geistigen Getränken glühend und erhitzt, wandten sich verwundert nach dem Sprecher.

„So, — was ist nit wahr?" rief der Schneider vom Tische.

„Nicht wahr ist's," — entgegnete eine herkulische Gestalt mit breiten Schultern und harten Zimmermannsfäusten, — „daß der Papst gegen euch Böhmen und Croaten schickt. Nicht wahr ist's, daß der Preußenkönig in's Land gefallen, um euch zu helfen, — gekommen ist er, Schlesien einzustecken, euch die Säckel

auszuleeren, kurz, — gekommen ist er, um zu stehlen. Und warum soll euch der König helfen? Seid ihr Protestanten nicht eben so frei, wie wir Katholiken? Donnerwetter, — ich kann's nicht leiden, wenn so ein Schneider lügt und dummes Zeug schwätzt!"

„Was, — ich lügen? Du Querbalken! Ich dummes Zeug schwätzen? — Du Klotz!" geiferte Fitting von seinem Tische. „Brüder, wollt ihr's dulden, daß so ein Kreuzkopf mir Grobheiten an den Kopf wirft?"

„Werft ihn hinaus, den Päpstler, — hinaus mit dem Jesuit!" schrieen wilde Stimmen durcheinander.

Der Zimmermann richtete seine gewaltige Gestalt hoch auf hinter dem Tische, an dem er saß.

„Kommt mir Einer an den Leib," rief er drohend, „dann ist er alt genug! Das Hirn schlag' ich ihm ein, — nur her!"

Keiner wagte sich heran. Alle kannten die ungewöhnliche Stärke des Mannes, dessen Fäuste zum Schlage geballt waren.

„Und Dir, Schneiderbock," rief der furchtlose Zimmermann, „Dir will ich sagen, daß ich Dich zwischen meinen Fingern zerdrücke, wenn Du nicht aufhörst, zu hetzen und zu schreien. Glaubst Du, man weiß nicht, wer euch die Zunge schmiert? Ja, — die harten Preußenthaler thun so einem ausgehungerten

Schneider wohl! — In Ruhe will ich mein Bier trinken, — und wenn Du nicht gleich vom Tische heruntergehst, dann bringe ich Dich herunter!"

Da Meister Fitting gewahrte, daß Niemand gelüstete, um seinetwillen den Fäusten des Zimmermannes sich auszusetzen, so schnitt er ein hämisches Gesicht und stieg brummend herab.

In demselben Augenblicke flog ein Stein durch das Fenster herein, zerschmetterte einige Gläser, und tanzte auf dem Tische hin. Durch die Straße hallte Geschrei und Getöse anstürmender Volkshaufen. Alle drängten sich aus der Wirthsstube hinaus auf die Straße. Vor dem Hause langte eben eine Schaar Jünglinge an, deren gleichförmige Tracht sogleich die Zöglinge des Jesuitencollegiums verrieth. Die Studenten wurden verfolgt von einem Haufen Leute aus der untersten Schichte der Gesellschaft. Zuweilen hielten die Jünglinge Stand, drohend schwangen sie ihre Stöcke gegen die Verfolger, und verwiesen denselben in Aeußerungen des Unwillens diese Behandlung. Aber Steine und Prügel, welche gegen sie heranflogen, zwangen sie zum Entweichen. So wurden sie von Straße zu Straße getrieben, unter Hohnlachen des fanatisirten Pöbels durch alle Straßen gehetzt

bis an das Jesuitencollegium, dessen Thor sich ihnen schützend öffnete.

Schimpfend, fluchend und brüllend umwogte die grimme Masse das Gebäude.

„Hinaus mit den Jesuiten! Fort mit den römischen Pfaffen!"

Jeden Augenblick schwoll die Menge an, jeden Augenblick wurde sie wüthender. Da flog ein Stein durch ein Fenster, — das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. In wenigen Minuten waren sämmtliche Fenster des großen Gebäudes eingeworfen und zertrümmert. Schon fielen Schläge gegen das Thor. Den wehrlosen Jesuiten drohte Mißhandlung und Tod. Da wirbelten Trommeln durch die Straße, die Menge reckte die Köpfe und lauschte. Ein Wald blitzender Bajonette starrte durch die Straße. Ein Offizier ritt heran, und forderte den Pöbel auf, auseinander zu gehen. Pfeifen und Verwünschungen waren die Antwort.

„Fällt das Bajonett, — vorwärts!" tönte das Commando.

Im Sturmschritte rückte die Abtheilung Stadt-Grenadiere heran. Die Masse wich scheu und fluchend zurück. Die Soldaten stellten sich vor dem Gebäude auf. Das Schrecklichste war verhindert, aber auf Befehl des Magistrats wurde das Collegium geschlossen,

und am folgenden Tage mußten alle Studenten die Stadt verlassen [1]).

Aehnliche Auftritte gab es fast jeden Tag. Friedrich war es gelungen, den religiösen Fanatismus zur lichten Flamme anzublasen, — bei Breslau's vorwiegend protestantischer Bevölkerung ein großer Gewinn für den Eroberer.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 33.

Der neue Judas Makkabäus.

Der König hatte die Festung Glogau eingeschlossen, alle bedeutenden Orte Niederschlesiens besetzt, und erschien am letzten Tage des Jahres 1740 zu Pilsnitz, eine halbe Stunde von Breslau.

In Breslau hatte die Aufregung den höchsten Grad erreicht. Das Oberamt war machtlos, der Magistrat eingeschüchtert, alle Gewalt lag in den Händen der Massen.

Friedrich schickte zwei Oberste in die Stadt. Ein lärmender, jubelnder Volkshaufe, der sich bei jedem Schritte vergrößerte, empfing Friedrichs Abgeordnete.

Die Offiziere traten mit einer Botschaft des Königs vor den versammelten Magistrat.

„Unser allergnädigster König und Herr," begann Oberst von Riedberg, „entbietet der Stadt Breslau seinen Gruß. Der König kommt nicht als Feind, sondern als Freund. Bei seinem königlichen Worte

verspricht er, die Stadt in allen Rechten und Freiheiten zu erhalten. Er wird keine Garnison in dieselbe legen, — nur die Vorstädte muß er besetzen. Er begehrt nichts, als Lebensmittel gegen baare Bezahlung, und bittet, Magazine anlegen zu dürfen. — Sodann wünscht er, von vierzig Gensdarmen begleitet, der Stadt persönlich einen Besuch zu machen."

Der Magistrat schwankte unentschlossen. Er fühlte, daß Friedrichs Empfang, der wider alles Recht mit einem Heere in Schlesien eingebrochen war, sich mit den Pflichten nicht vertrug, welche der Magistrat seiner angestammten Königin schuldete.

Der Magistrat gab zweideutige Antworten.

Kaum wurde dies der harrenden Menge bekannt, als ein wilder Sturm losbrach. Döblin erschien an der Spitze eines lärmenden Haufens im Saale. Er verlangte im Namen des Volkes, die dargebotene Freundschaft des Königs anzunehmen. Der Magistrat mußte sich fügen.

Ein Neutralitätsvertrag wurde entworfen. Der König bewilligte Breslau, nebst allen dazu gehörenden Dörfern und Hintersassen, vollkommene Neutralität, ohne irgend eine Huldigung oder Abgabe zu fordern. Er versprach, Zufuhr und Handel der Stadt in keiner Weise zu hemmen, und niemals eine Besatzung

nach Breslau zu werfen. — Ihrerseits versprach die Stadt, den König als Freund zu empfangen, jedoch nur von dreißig Gensdarmen begleitet. Sie gestattete die Anlegung von Magazinen und die Besetzung der Vorstädte. Die Veste aber sollten königliche Soldaten nur ohne Obergewehr betreten dürfen.

Der Vertrag wurde von Friedrich und dem Magistrate unterzeichnet.

Während aber die Unterhandlungen noch schwebten, ließ Friedrich in aller Stille 400 Mann über die Oder gehen und den Dom besetzen.

Zu diesem Zwecke hatten die Preußen rasch eine Brücke über den Fluß geschlagen. Oberst de Gauchier und Marquis d'Argens, dessen Gesellschaft der König nicht entbehren konnte, weßhalb er den Philosophen aus Rheinsberg berief, hatten das interessante Schauspiel betrachtet, und kehrten jetzt nach Pilsnitz zurück.

„Was Sie mir da sagten von der schönen Anna, klingt in der That sehr abenteuerlich," begann Gauchier, nachdem sie eine Strecke schweigend neben einander geritten waren. „Zuerst verschwindet der Müllerbursche, — und jetzt verschwindet Anna, — kein Mensch weiß, wohin! Das ist ja allerliebst," — und er sah den Marquis lachend an.

„Ihr Verdacht ist unbegründet!“ versetzte Boyer. „Zudem liegen keine Gründe vor, die mich zu einer gewaltsamen Entführung veranlassen konnten.“

„Sie hatten Hoffnung?“

„Die beste! Ihrem Vater, — ein eingebildeter, eitler Geck, — schmeichelten die häufigen Besuche des vornehmen Herrn. Die Zuversicht, seine Tochter bald als Frau Marquise zu sehen, wirbelte sein Bischen Hirn so durcheinander, daß er den Unsinn seiner thörichten Zuversicht gar nicht mehr einsah. Anna selbst war meine Gegenwart nicht unangenehm. Ihre Gespräche drehten sich fortwährend um Heinrich Burger. — Wie der Bursche geliebt wird! Ich gäbe die schönsten Stunden meines Lebens darum, so geliebt zu werden! — Nur Anna's Mutter, eine stille, denkende Frau, beobachtete mich argwöhnisch. Ihren Umtrieben muß ich das plötzliche und räthselhafte Verschwinden Anna's zuschreiben.“

„Möglich!“ sagte Gauchier. „Mütter haben oft sehr feine Nasen in solchen Dingen. — Ich beklage Sie, Freund Boyer! Indessen trösten Sie sich. Die schöne Anna wird nach Vollendung dieses merkwürdigen Feldzuges, in dem man durch Schuster, Schneider und gute Worte Festungen erobert, zurückgekehrt sein. — Aber, was gibt es da?“

Und der Oberst deutete auf den Gasthof, worin der König wohnte. Sämmtliche Stabsoffiziere saßen vor demselben zu Pferde. Eben, als die Franzosen vor dem Hause anlangten, erschien Friedrich.

„Angeschlossen, meine Herren!“ rief er in der besten Laune. „Die Stadt Breslau hat uns zu Gast geladen. Seien Sie Zeugen meines Glückes und meiner Ehren!“

Die glänzende Schaar, Friedrich an der Spitze, setzte sich in Bewegung.

Die Thürme der Stadt und viele Häuser waren beflaggt. Alle Glocken läuteten, und die Kanonen auf den Wällen begrüßten donnernd den König. Die Masse brüllte ihren Empfang; — aber die vornehmen Klassen hatten sich zurückgezogen.

Der König that, als bemerke er die Kälte der Vornehmen nicht. Täglich lud er die Abgeordneten des Rathes, die Domherren, die Prälaten der Klöster, und alle Männer von Ansehen und Einfluß zur Tafel. Friedrich brachte Toaste auf das Wohl der Stadt, — er unterhielt sich mit Allen sehr liebevoll und herablassend. Er gab Bälle und tanzte mit vielen Damen. Die Liebenswürdigkeit des jugendlichen Fürsten gewann die kältesten Herzen.

Allein das Oberamt löste der König auf, und

dessen Mitglieder mußten, bei Leibes- und Lebensstrafe, innerhalb vierundzwanzig Stunden Breslau verlassen. Das geräumte Oberamtsgebäude bezog das preußische Feldcommissariat. Und da, wie der König vorgab, die Kriegskasse außerhalb nicht sicher war, so wurde sie in die Stadt verlegt. Mit der Kasse kamen einige hundert Mann, — natürlich nicht im Widerspruche mit dem eben abgeschlossenen Vertrage, wonach keine Besatzung in die Stadt gelegt werden durfte, sondern nur als Bewachung der Kriegskasse. Zugleich wurden die kaiserliche Bank, Kammer und Münze versiegelt. Die kaiserlichen Gelder wurden mit Beschlag belegt.

Der König wohnte im Palaste der Gräfin Schlegenberg. Boyer stand an dem Fenster des Palastes und betrachtete aufmerksam die preußische Schildwache vor dem gegenüberliegenden Gebäude. Die Schildwache hatte viele Aehnlichkeit mit Heinrich Burger. — Im Hintergrunde des Zimmers saß König Friedrich und las einen langen Brief. Beide beschäftigte der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ungetheilt; — den König der Brief, — den Marquis die Schildwache.

„Hören Sie, Boyer, was mir da Freund Jordan aus Berlin schreibt,“ rief plötzlich der König in heiterer Stimmung. — „„In Berlin, in Pommern, in

Brandenburg, überall in allen Kirchen fleht man zum Himmel, die Waffen Ew. Majestät zu segnen, und gibt das Wohl der protestantischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an. Bei diesen Worten erwacht der fromme Eifer des Volkes. Man preist Gott, daß er einen so mächtigen Vertheidiger erweckt hat, und entrüstet sich, daß man es wagen konnte, ihm Gleichgültigkeit gegen den Protestantismus zuzutrauen. Auch versichert man, ohne es untersucht zu haben, daß die Rechte Ew. Majestät unwidersprechlich sind [1]."" — Was sagen Sie dazu?"

„Die Finte ist meisterhaft, und ihre Wirkung von großen Folgen."

„In der That, ein herrlicher Staatsstreich!" rief der König. „Meine Soldaten und die Religion werden bald das Ihrige thun. Meine Schöpfung, die Nation prussienne, hat die besten Aussichten [2]."

„Und wenn der religiöse Fanatismus allein Ihr Werk baute, Sie aber der Schöpfer jenes Fanatismus wären, dann, Sire, wären Sie in der That allmächtig; denn Sie hätten das Nichts gezwungen, Etwas entstehen zu lassen."

---

1) Klopp, Friedrich II. S. 119.
2) Ebendaselbst.

„O Boyer, besten Dank für diese göttliche Eigenschaft! Merken Sie denn nicht, daß Sie mit den Rundköpfen von England, mit den Puritanern, mit dem Schneider von Leyden, mit Luther, mit Calvin, mit Zwingli, — kurz mit allen Schwärmern und wahnsinnigen Fanatikern mich auf gleiche Stufe stellen? Haben nicht auch diese Leute den Fanatismus gezwungen, Altes zu stürzen und Neues entstehen zu lassen? Aber, mein bester Philosoph," fuhr der König nachdrucksvoll weiter, „ich könnte da Ihrer Weisheit eine schwere Aufgabe stellen. Sie nennen den religiösen Fanatismus ein „„Nichts,"" — ein Wahngebilde! Erlauben Sie mir, daß ich ihn eine Verirrung von der Wahrheit nenne. Sie wissen, wie ich über Religion denke! Zwingt uns aber nicht die Philosophie, besser von der Religion zu denken, wenn wir sehen, daß sie eine unzerstörbare Macht ist? Woher stammt sie? Wer erfand die Religion? Wenn uns die Geschichte aller Zeiten überliefert, daß alle Nationen und alle Völker des alten und neuen Weltalters die Religion kannten? Seltsam, Boyer, daß noch kein Zeitalter sich von Religion emancipirte, — daß Religion so alt ist, wie das Menschengeschlecht. Woher kommt dies? Kann Religion wirklich ein Wahn, ein Nichts sein? Oder ist Religion vielmehr die Offenbarung

eines höheren Wesens, wodurch es alle vernünftigen Geschöpfe ebenso in Gesetze seines höchsten Willens bannt, wie die Planeten in die Gesetze ihres Kreislaufes?"

„Religion ist eine Urkrankheit!" entgegnete der Marquis gleichgiltig.

„Und was Sie da sagen, ist eine Phrase, mein lieber Philosoph," versetzte der König.

„Nun, ich meine, Sire, Voltaire hätte diese Frage über das Entstehen und Fortbestehen der Religion bündig gelöst."

„Keineswegs! Voltaire hat die Religion verspottet, er hat sie meisterhaft gegeißelt, — ihre Existenz aber nicht erklärt. Bedenken Sie nur, — die Religion tyrannisirt unsere Leidenschaften, — sie bändigt unseren freien Willen, — und siehe da, der Mensch unterwirft sich diesem Zwange aus freiem Willen! Ist das nicht seltsam, — ich möchte sagen, — geheimnißvoll?"

„Die Furcht vor der Hölle wirkt Wunder, Sire!"

„Gut, — aber woher diese Höllenfurcht? Woher die bloße Möglichkeit dieser Furcht? Sie werden doch nicht annehmen wollen, daß auf alle Völker aller Zeiten bloße Märchen diese Gewalt ausüben konnten? Ich sage Ihnen, die Macht eines Märchens von dieser

Erd' und Zeit umfassenden Allgemeinheit wäre das größte Wunder von der Welt."

Feldmarschall Schwerin wurde angemeldet.

„Schon wieder muß sich der Philosoph vor dem Soldaten zurückziehen," sagte Friedrich ärgerlich. „Wir setzen diesen Gegenstand fort, Boyer! — Noch Eins, mein Bester! Eben läuten die Glocken zur Verkündigung des „„lauteren Wortes"" zusammen. Ich höre Wunderdinge von dem Eifer der Prediger für den neuen „„Judas Makkabäus."" Die guten Leute könnten die Sache übertreiben. Gehen Sie zur Kirche, hören Sie meine Canonisation und referiren Sie mir."

Als Boyer aus dem Palaste trat, fiel sein Blick abermals auf die Schildwache. Er blieb stehen und betrachtete den Soldaten. Die Schildwache hatte das Gewehr beim Fuße stehen und das Auge auf den Marquis gerichtet. Das Angesicht des Burschen war bleich und kummervoll, sein Körper abgemagert. Boyer trat dicht zu ihm heran.

„Ist Er nicht aus Rheinsberg?"

Die Schildwache schwieg.

„Ich frage, ob Er nicht aus Rheinsberg ist?"

Die Schildwache stand unbeweglich, dem Frager steif in die Augen sehend.

„Ist Er taub? Warum antwortet Er nicht?"

Die Schildwache zuckte die Achseln.

„Er gleicht einem gewissen Heinrich Burger aus Rheinsberg, — möchte wissen, ob Er jener Burger ist?"

Die Schildwache preßte die Lippen zusammen, und ihre Augen ruhten mit einem stechenden Ausdrucke auf dem Marquis.

„Er Dummkopf, warum thut Er sein Maul nicht auf? Ich hätte Ihm eine Sache von Wichtigkeit zu sagen."

Keine Antwort.

„Fräulein Anna Ferner ist verschwunden, — kein Mensch weiß, wohin, — weiß Er es vielleicht?"

Ueber das bisher kalte Gesicht der Schildwache schoß eine flammende Gluth, rasch hob er das Gewehr empor, ließ den Marquis stehen, und schritt an der Fronte des Hauses hin.

„Sacre —, ein impertinenter Kerl," fluchte der Franzose und setzte seinen Weg zur Kirche fort.

Immer noch ärgerlich, betrat Boyer das Bethaus. Kaum hatte er jedoch den Prediger zwei Minuten angehört, als das größte Erstaunen und die heiterste Stimmung sich in seinem Gesichte malte.

Auf des Königs Befehl hatte das Consistorium in Berlin eine Schaar protestantischer Prediger nach

Schlesien geschickt. Diese Männer, größtentheils jugendliche Candidaten, begannen mit lobenswerthem Feuereifer die anvertrauten Heerden zu bearbeiten. Sie zeigten den guten Schlesiern, daß unter Oesterreichs katholischer Herrschaft „das lautere Wort, das unverfälschte Evangelium" unterdrückt gewesen, und daß jetzt erst, nachdem der für Gott und seine heilige Sache eifernde König von Preußen in das Land gekommen, die evangelische Wahrheit sich hervorwagen dürfe.

Die Texte, über welche diese Sendboten zu predigen hatten, waren genau vorgeschrieben. Der beliebteste hieß: „„Das Land, welches wir erobert haben, ist unser väterliches Erbe und gehört sonst Niemand. Unsere Feinde haben es eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt, darum haben wir jetzt das Unsere wieder an uns gebracht und Niemand das Seine genommen."" I. Makkab. XV, 33 f.

Vorzüglich ergötzte den Marquis der Beruf, welchen der Prediger dem Könige von Preußen beilegte.

„Judas Makkabäus," rief der Prediger, „schlug die Feinde Gottes und befreite sein Volk aus der Knechtschaft heidnischer Könige; — Josua reinigte das Land Canaan von den Gräueln des Heidenthums und errichtete dem wahren Gott Altäre. Beides

vollbringt der mächtige, gütige und fromme König von Preußen. Wie Josua nach Canaan, so kam er als Rüstzeug Gottes nach Schlesien. Kaum zur Regierung gelangt, ja kaum vom Krankenlager aufgestanden, umgürtet er das Schwert, und eilt herbei zu eurer Rettung. Sein frommer Sinn trieb ihn, die fürstliche Bequemlichkeit zu vertauschen mit den Beschwerden eines Winterfeldzuges. Ein zweiter Judas Makkabäus ist der fromme König; denn auch er zerbrach die Fesseln, womit das papistische Haus Habsburg euch gebunden hatte. Ein zweiter Josua ist er; — denn auch er reinigt euer Land von den Gräueln des Papstthums, wie Josua das Land Canaan von heidnischen Gräueln gereinigt hat."

Diese Zeichnungen Friedrichs II. hatten für den Philosophen Boyer sehr viel humoristischen Gehalt. Andererseits entging ihm auch die Höhe des Spottes und Hohnes nicht, welche sein königlicher Freund mit der Religion treiben ließ.

Wie Judas Makkabäus die Verträge hält.

„Franz, — geh' mal her, sieh' mich an, betrachte mich! Ich muß ja ganz entsetzlich zusammengefallen sein," sagte Burger zu seinem Freunde, als er, von der Wache abgelöst, in die Kaserne zurückkehrte.

„Das Vollmondgesicht hast Du allerdings in Rheinsberg gelassen," sagte Franz. „Und das ist auch kein Wunder! Auf Deiner Mühle lebtest Du wie ein Vogel im Hanfsamen, und jetzt geht es zuweilen knapp her. — Aber wie kommst Du zu dieser Frage?"

„Höre! — Ich stehe auf der Wache, und denke an mein Unglück und an mein" — er stockte.

„Und an mein fernes Lieb, — natürlich," ergänzte Franz.

„Da kommt der Wälsche, der immer um den König ist, — stellte sich vor mich hin, sieht mich lange an und fragt: Ist Er nicht aus Rheinsberg?"

„Du hast ihm doch nicht geantwortet?"

„Werde mich hüten! Gleich fiel mir ein: — fünfundzwanzig Prügel Jedem, der auf dem Wachposten spricht! — Der Wälsche wiederholt seine Frage, — betrachtet mich, wie ein Stück Geld, von dem man nicht weiß, ob es ächt oder falsch ist. Ich muß mich doch ganz entsetzlich verändert haben, da er mich nicht mehr erkannte."

„Bah, — das macht die Verkleidung, Heinrich, — der blaue Rock und der Hut."

„Nein, — nein, ich falle ganz aus dem Fleische; der Kummer verzehrt mich, — und jetzt auch das noch, — auch das noch!"

„Was denn?"

„„Fräulein Anna Ferner ist verschwunden,"" sagte der Wälsche, „„kein Mensch weiß, wohin, — weiß Er es vielleicht?"" — Da glaubt' ich, ein Donnerkeil spalte mich von Oben bis Unten; — dann meinte ich, die Erde thue sich auf, und verschlinge mich und die ganze Welt! Sieh', Franz, der Gedanke an Anna richtete mich auf, — sie war mein Stern, meine Hoffnung in meinem Unglück. Und jetzt, — ach Gott!"

„Geh', Du bist nicht gescheidt, Heinrich! Aennchen wird den vornehmen Herrn aus den Augen gegangen sein, sie wird irgendwohin eine Reise gemacht haben, — das ist Alles!"

„Nein, — nein, dahinter steckt was ganz Anderes!“ sagte Burger in tiefster Niedergeschlagenheit. „Zuerst hat der Oberst mich pressen lassen, weil ich dem Schuft im Wege gestanden, — und jetzt — O!“ — er ballte die Faust und seine Augen funkelten.

„Und jetzt, — was denn? Jetzt hat er Aennchen gepreßt? Du bist wahrhaftig nicht recht bei Sinnen, Heinrich! Wo ist es denn jemals erhört worden, daß Mädchen zum Militär gepreßt wurden?“

„Zum Militär nicht, — aber,“ — er wurde leichenblaß, und kniff die Lippen zusammen.

„Was denn „„aber?““ Nur heraus, damit Du an dem Dinge nicht erstickst, das sicher wieder ein Hirngespinnst von Dir ist.“

Burger schüttelte verzweifelt das Haupt.

„Kämen doch nur die Oesterreicher,“ sagte er, — würde mich doch nur die erste Kugel niederschmettern!“

„Um's Himmels willen, Heinrich, sei keine Memme! Daß Du in Treue Deiner Anna ergeben bist, — daß Du von Morgens früh bis Abends spät an sie denkst, — daß Du laut träumend des Nachts ihren Namen nennst, — dies Alles will ich noch gelten lassen. Du bist ein ehrlicher, guter Bursche, — nur etwas zu sehr verliebt! Würde es vielleicht auch so machen, hätt' ich ein so holdes, trautes Lieb. Wenn Dir aber

jetzt das Herz in die Hosen fällt, und Du gerade so d'rein schaust, wie Einer, der gehängt werden soll, — so ist das, mein Seel, gar nicht mannhaft!"

„O, ich würde mich hundertmal hängen lassen, — wollte ja Aennchen in meinem Leben nicht wieder sehen! Allein der Gedanke, daß sie spurlos verschwunden ist, — der Gedanke, daß sie gewaltsam entführt wurde, dieser Gedanke ist schrecklicher, als tausendmal sterben."

„Gewaltsam entführt wurde? Das ist's also? — Ich schwöre Dir, Heinrich, daß Du Grillen fängst! Wie sollte man ein Mädchen aus dem elterlichen Hause gewaltsam entführen können? Doch gar zu närrisch!"

„Du kennst diese Hofleute nicht. Zu Allem sind sie fähig, — für Alles wissen sie eine List."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und Döblin, der Schuster, trat stolz, mit hochaufgerichtetem Haupte, herein. Er musterte eine Weile die beiden Soldaten, und als diese ihn gleichfalls schweigend und verwundert betrachteten, sprach der Schuster mit ungemein lächerlichem Pathos: „Ich bin Döblin!"

Burgers Freund zeigte in der That große Lust, laut aufzulachen. Die kerzengerade Figur des kleinen Schusters, der thronende Stolz in seinem Bullen=

beißergesichte, die zusammengekniffenen Lippen und die blinzelnden Augen, trugen ein so starkes Gepräge der Selbstüberschätzung und lächerlichen Uebertreibung, daß Franz unwillkürlich dem Besuche in das Gesicht lachte.

Döblins Augen ruhten beleidigt auf dem lachenden Soldaten, der sich jetzt erhob, und dem Schuster zwei Schritte näher trat.

„Er wäre demnach Döblin, — und ich bin Franz Hill, — Soldat beim vierzehnten Regiment! Gut, — was weiter?"

„Dann ist von mir zu Ihm gerade so weit, wie von einem General zu einem Gemeinen, — verstanden? Denn ich bin Döblin, Generalagent des Königs von Preußen."

Hill riß die Augen weit auf. Er betrachtete den Mann vom Kopfe bis zu den Füßen, und wußte offenbar nicht, was er aus dem „General-Agenten" machen sollte. Da ihm übrigens der „General" in alle Glieder gefahren war, und ihm schließlich die Wichtigkeit der vor ihm stehenden Person einleuchtete, so nahm er eine steife, ehrfurchtsvolle Haltung an.

„So, — das ist Raison!" sagte der Schuster befriedigt. „Merke Er sich für alle Zukunft, wie man mir zu begegnen hat. Ehre, dem Ehre gebührt! Ohne meine Reputation könntet ihr Blauen noch lange vor

Breslau sitzen und Schanzen bauen. — Da Er nun meiner Dignität die gehörige Satisfaction qualifizirt hat, so hab' ich Ihn weiter zu fragen, ob Er nichts weiß von einem gewissen Heinrich Burger aus Rheinsberg?"

„Mit Respekt zu vermelden, Herr General —, dort, mein Kamerad ist der Mann."

Döblin richtete nun sein Auge auf Burger, der ziemlich theilnahmlos den komischen Vorgang beobachtet hatte.

„Präsentirt Er sich als den genannten Heinrich Burger aus Rheinsberg?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, präsentiren wir nach Vorschrift nur vom Major aufwärts; — im Uebrigen bin ich Heinrich Burger."

„Gut, — dann setze Er seinen Hut auf und folge mir!"

Nach diesen Worten schritt Döblin in achtunggebietender Haltung nach der Thüre. Burger folgte ihm, nicht wenig erstaunt über den seltsamen Mann, und zugleich gespannt über die weitere Entwickelung dieser Scene.

Sie hatten die Kaserne verlassen und ein enges Gäßchen betreten. Döblin ging voraus, ohne ein einziges Wort an seinen Begleiter zu richten. Alle, die

ihnen begegneten, grüßten freundlich, besonders Handwerksleute. Burger schloß hieraus, daß sein Führer in Breslau in hohem Ansehen stehen müsse. Wie staunte er aber, als sie jetzt in die Hauptstraße einlenkten, und der König, welcher eben in Begleitung einiger Offiziere durch die Straße ritt, seinem Führer freundlich zuwinkte und tief den Hut vor ihm zog! Noch stolzer richtete der Schuster sich auf, noch imponirender schwenkte er die Arme, auf ein Haus zusteuernd, über dessen Eingang ein großer Schild mit gemalten Stiefeln und Schuhen befestigt war.

Döblin blieb einen Augenblick stehen. Nachdem er sich überzeugt, daß sein Begleiter, der sich aus Ehrfurcht einige Schritte hinter ihm gehalten, folge, trat er in den ziemlich dunkeln Hausflur und begann, eine stockfinstere Stiege empor zu steigen. Im Gange angelangt, wandte sich der Schuster an Burger.

„Er wird mir argumentiren können," sagte er, „daß ich kein Wort mit ihm gesprochen habe. Es ist wegen der Ueberraschung, — hab's meiner Frau versprechen müssen."

Burger nickte bejahend, ohne eigentlich den Sinn der an ihn gerichteten Worte verstanden zu haben.

Eine Thüre hatte sich geöffnet und die wohlbe-

leibte Gestalt eines hochgewachsenen Weibes trat unter den Eingang.

„Hast Du ihn glücklich hieher gebracht, Mann?“

Döblins ganzes Benehmen hatte sich beim Erscheinen der lieben Ehehälfte wesentlich verändert. Der aufblähende Dünkel war weggeblasen, und seine fast unterwürfige Haltung zeigte, daß hier seine Herrschaft ein Ende habe.

„Alles ist nach Deinem Willen geschehen, Margreth! Alles verschwiegen, — nur das weiß er,“ setzte er etwas schüchtern bei, „daß ich der Generalagent des Königs von Preußen bin.“

„So, — da hast Du ihm ja etwas recht Gescheidtes gesagt! Wenn Dir nur der „„Generalagent““ den Kopf nicht ganz verrückt.“

Der zurechtgewiesene Ehemann murmelte etwas, wie: — „gegen alle Reputation,“ — wobei jener Bullenbeißerzug schattenhaft in sein Gesicht trat. Wie aber die Schatten vor dem Lichte fliehen, so entwich jener bissige Anflug vor Margareths Herrscherblick.

„Entschuldigen Sie, Herr Burger!“ wandte sich jetzt das Weib an Heinrich. „Bei den Männern gibt es immer zu corrigiren, — besonders bei dem meinigen, bei dem es im oberen Stocke bedeutend überhängt, seitdem er, wie er sagt, mit dem Könige Concilium

hält. — Nun, was meinen Sie, Herr Burger, weßhalb ich Sie habe rufen lassen?"

„Ich kann es mir nicht denken, Frau Döblin!"

„Machen Sie sich auf etwas sehr Wichtiges gefaßt! Ich will Ihnen ein Bischen auf die Spur helfen. — Sie kennen doch Anna Ferner? Oder hätten Sie das liebe, gute Kind schon vergessen, seitdem Sie im blauen Rocke stecken?"

„Vergessen, — Aennchen vergessen? Wenn ich offen die Wahrheit sagen soll, so denke ich sonst an nichts, als an sie."

„Ei, — das ist ja recht schön! Anna würde sich gewiß freuen, wenn sie das hören könnte," sagte Margareth mit einer halben Bewegung gegen das Innere des Zimmers. „Und Sie freuen sich doch auch gewiß, etwas von Anna zu hören?"

„Es wird doch etwas Erfreuliches sein?"

„Was denn sonst? Erwarten Sie etwa eine Trauerkunde?"

„Ach ja," — entgegnete Burger trübe, „ich muß auf so etwas leider gefaßt sein. Der Wälsche, — Marquis heißen Sie ihn, — welcher mit dem Könige auf dem Rheinsberger Schlosse war, sagte mir heute, daß Aennchen spurlos verschwunden sei, — kein Mensch wisse, wohin! Wie mich das erschreckt hat! Hätte

kein Blut gegeben, wenn man mir Ader gelassen hätte."

„Der Marquis ist ein ganz abscheulicher Mensch, Sie so zu erschrecken! Aber wie freut es mich, daß Sie so erschrocken sind! Denn dies beweist, daß Sie Anna gut sind, — und sie verdient es auch."

„Kennen Sie denn Anna?"

„Nun wahrhaftig, werde doch meine Pathe kennen, mit der ich noch dazu blutsverwandt bin!"

„Und auch den Marquis kennen Sie?"

„Gesehen hab' ich den Laffen noch nicht, aber schon gehört von ihm, — jedoch nichts Gutes."

„Haben Sie nichts davon gehört, daß Anna verschwunden sein soll?" fragte Heinrich in ängstlicher Spannung.

„Gewiß! Es versteht sich doch von selbst, daß man weiß, was in der Familie vorgeht. Nun, erschrecken Sie nur nicht wieder, — Sie werden ja ganz blaß! Anna ist frisch und munter, wie ein Fisch im Wasser. Wollen Sie sich selbst überzeugen?"

Margareth öffnete die Thüre vollständig. In Mitte des Zimmers stand Anna, strahlend vor Freude, und jetzt dem verblüfften jungen Manne entgegeneilend. Dieser stand unbeweglich, den staunenden Blick auf sie geheftet.

Anna küßte den vor Ueberraschung immer noch Unbeweglichen auf die Stirne.

„Willkommen, Heinrich!“ sagte sie. „Ich wollte einmal sehen, wie es Dir in Breslau geht.“

„Ach Gott, — Anna, — ach Gott!“ brachte er mühsam hervor.

„Ein treues, gutes Herz!“ lobte Margareth. „Kommt herein, Kinder! Wahrhaftig, Thränen laufen mir aus den Augen, so bin ich gerührt über die Freude eures Wiedersehens! Sehen Sie, Herr Burger, Anna ist schon seit vierzehn Tagen bei uns. Wir haben seither immer nach Ihnen spionirt, konnten Sie aber nicht finden. Als Sie heute an der Kriegskasse Wache standen, ging ich mit Anna vorüber, — der abscheuliche Marquis plauderte gerade mit Ihnen. Ja, das ist ein elender Mensch, der Marquis! Er allein ist schuld daran, daß Sie gepreßt wurden, — er allein! Wäre mein Mann kein Dummkopf gewesen, so hätte er Sie noch rechtzeitig warnen können.“

„Ich bin kein Dummkopf, Margreth! Als ich im Schlosse zu Rheinsberg den Marquis mit dem Major abreden hörte, wußte ich nicht, daß Heinrich Burger der Bräutigam unserer Anna ist.“

„So, — das wußtest Du nicht? Du hast doch sonst immer eine so feine Nase! Aber jetzt geh’, Alter,

hole im Keller den besten Krug Wein, damit der gute Burger alles vergangene Herzeleid hinabtrinkt."

Während Döblin in den Keller und Margareth in die Küche ging, vergaß Heinrich, im Anblicke Anna's, alle überstandenen Drangsale. Sie standen in der Fensternische und hielten sich bei den Händen. Sie fand, daß sich der ehedem so gesunde Müllerbursche sehr verändert habe, und ihr Blick ruhte wiederholt besorgt auf ihm.

„Es ist mir gerad', als ob ich träume, Aennchen! Stehst Du wirklich neben mir? Ist das wirklich Deine Hand?" — und er drückte einen Kuß auf dieselbe. „Nicht wahr, Du verzeihst mir, weil ich Deine Hand küsse? Es ist ja nur das eine Mal."

„Du bist doch immer gesund gewesen, Heinrich?"

„Krank gerade nicht, aber auch nicht gesund. Ich war in großen Nöthen wegen Dir; — dachte immer an die unverschämten Hofleute. Und jetzt war's gut, daß Du gekommen bist. Auf die Neuigkeit, welche mir heute der Wälsche sagte, wäre ich sicher wahnsinnig geworden, oder gestorben vor Aengsten."

Sie blickte ihn liebevoll an.

„Mache Dir weiter keine Sorgen, Heinrich! Nach Rheinsberg kehre ich so bald nicht zurück. Meine Base Margareth hat keine Kinder, sie schrieb oft, ich möchte

sie besuchen und bei ihr bleiben, und als ich hörte, daß ihr gegen Breslau marschirt, da machte ich mich auf den Weg." —

Burger kam nun täglich zum Besuche. Sein leidendes Wesen wich bald wieder dem früheren blühenden Aussehen, und sein Trübsinn der früheren Munterkeit.

Döblins Beherrscherin interessirte sich ungemein für den jungen Menschen, da ihr dessen Biederkeit und lauterer Sinn eben so wenig entging, wie seine große Liebe zu Anna, Margareths Liebling. Der vortrefflichen Frau genügte es aber nicht, den Gegenstand entdeckt zu haben, sie sann auf Wege, ihn aus dem blauen Rocke zu erlösen.

„Hör' einmal, Döblin," sprach sie zu ihrem Manne, „Du rühmst Dich immer, bei dem Preußenkönig so viel zu gelten. Ist das die Wahrheit oder nur Großsprecherei von Dir?"

„Ich qualifizire mich nicht pluraliter, als ich singulariter gelte bei dem König," antwortete der aufgeblähte Schuster.

„Laß mir die wälschen Brocken weg, — Du weißt, ich kann das tolle Zeug nicht ausstehen! Sprich deutsch, aber nicht polnisch oder russisch. — Wie steht's mit Deiner Geltung bei dem Preußen?"

„Meine Geltung steht hoch an, Margreth! Der König würdigt das Verdienst, und ich hab' mich verdient gemacht, wie Keiner."

„Das ist wahr! Seit Monaten ist das ein geheimes Zusammenhocken, ein Hetzen und Schüren, als sollte der T— beschworen werden. Du kamst ja fast nicht mehr nach Hause, und hast seit Monaten keinen Stiefel fertig gebracht."

„Aber ich hab' uns die Böhmen vom Halse geschafft und die goldenen blanken Gulden in unsere Truhe. O, der König weiß mich zu existimiren, er weiß auch, was ich ihm prästirt habe."

„Dann wird der König auch etwas für Dich thun."

„Wenn es nicht zu den Impassibilitäten gehört, so ist der König für mich zu Allem solvent."

„Wird er den Burger auf Deine Fürbitte freigeben, Döblin?"

„Eine Bagatelle, Magreth, — eine Bagatelle!"

„Und willst Du für den Burger Fürbitte einlegen, Männchen?"

„Für Deine Gunst will ich Alles einlegen, — Reputation, Dignität und jede Qualification."

„Dann mach' Dich auf die Sohlen, lieber Mann! Der Burger ist ein gar guter Mensch, Anna liebt ihn außerordentlich und er verdient es. — Ich lege

Dir Deinen grünen Rock mit den gelben Knöpfen, Deine seidene Weste und die silberne Uhrenkette zurecht, damit Du Dich als mein Mann selbst vor dem Könige kannst sehen lassen."

Döblin nickte bejahend.

Margareth entfernte sich in demselben Augenblicke, als Döblins Freund und Wühlergenosse, Schneider Fitting, eintrat. Der Mann sah verstört aus, und seine Lungen arbeiteten gewaltig, in Folge des eiligen Ganges.

„Döblin, — o weh, — Döblin, wir sitzen schön in der Patsche," sagte er keuchend. „Der König hält sein Wort nicht, — tausend Mann sind wieder eingezogen, — wir müssen doppelte Steuern bezahlen, den Steuerdirektor hat er festnehmen lassen, weil der Steuerdirektor sagte, des Königs Ansinnen laufe unseren Freiheiten zuwider, — das Volk steht in Haufen zusammen, — die Leute schimpfen fürchterlich, besonders auf Dich, weil Du die verrätherischen Preußen hereingeschafft hast."

Döblins Augen wurden immer größer, und sein Gesicht nahm allmälig jenen Bullenbeißerausdruck an, der in Stunden der Thätigkeit ihm eigen war. Der dünkelhafte Schuster verschwand vollständig, und der schlaue, listige Wühler vergaß nicht nur alle „Repu-

tation und Dignität des Generalagenten," er durchschaute zugleich Friedrichs Fehler, und die ihm persönlich drohende Gefahr von Seite des ergrimmten Volkes.

„Das sind schöne Geschichten," sagte er. „Ist der König von Sinnen? Hätte er für die Breslauer die Honigwochen nicht so lange ausdehnen können, bis er das Heft fest in der Hand hatte?"

„Was gibt's denn?" fragte die zurückkehrende Margareth. „Döblin, was hast Du? So sprich doch, Mann, — weßhalb so unwirsch?"

„Still, Weib!" versetzte der Schuster, welcher im Zimmer hin und her ging, und jetzt nur so lange stehen blieb, um die Frage seines Weibes in einem harten Tone zu beantworten. „Kümmere Dich um Deine Sachen, aber nicht um Dinge, von denen Du nichts verstehst."

„Ah so, — ist es wieder um diese Zeit!" sagte sie gelassen, nachdem sie einen Blick auf das bissige Gesicht ihres Mannes geworfen.

„Hast Du meine Kleider zurecht gelegt? Muß gleich zum Könige."

„Alles bereit, lieber Mann! — Aber, was ist's denn schon wieder, Fitting?" fragte sie, nachdem Döblin weggegangen. „Mein Mann ist wieder so

grimmig, wie ein Kettenhund. Sonst ist er das beste Herz, — hat er aber diese Launen, dann ist mit ihm gar nicht auszukommen. Er duldet keinen Widerspruch, — keine Frage, — keinen Rath, — gar nichts! Spukt der Generalagent in ihm, dann meint man, es seien zehntausend Teufel in ihn gefahren. — Was ist denn schon wieder los?"

Der Schneider erzählte die Angelegenheit.

„Weiß Er was, Fitting? Das Ding gefällt mir fast! Waren wir nicht glücklich unter der österreichischen Regierung? Aber gelt, der Preußenkönig hat euch den Himmel versprochen, bis er in Breslau war, und jetzt habt ihr die Hölle. So ist's recht, — das ist der Lohn für euren Verrath. — Aber still, — eben kommt er."

Der kleine Schuster, im grünen Rock mit den gelben Knöpfen, trat ein. Margareth ließ einen zufriedenen, fast stolzen Blick über seinen Anzug gleiten.

„Warte, lieber Mann, — da hängt ein Faden!" — und sie machte sich an ihm zu schaffen. „Jede besorgte Frau hat ein Auge auf ihren Mann. So, — jetzt bist Du prächtig herausgeputzt, kannst Dich vor dem Könige schon sehen lassen. — Nicht wahr, Männchen, Du vergißt doch den Burger nicht?"

„Kleinigkeiten, — hab' jetzt andere Dinge zu schaffen!"

„Ei, Männchen, Du hast es ja versprochen, den Burger loszubitten, und ich weiß, Du hältst Dein Wort."

„Nicht der Rede werth, — aber mein Wort halt' ich," — und fort war er.

Friedrich II. hatte durchaus nicht die Ansicht des Schusters Döblin: — er dachte nicht daran, die guten Bürger von Breslau länger zu täuschen. Nachdem die Veste gewonnen, vergaß er den Vertrag; denn der Vertrag war nur dazu errichtet worden, die Festungsthore zu öffnen, und nachdem dies geschehen, war der Vertrag vollkommen überflüssig.

„Man muß sein Bündniß brechen, wenn es nachtheilig wird 1)," lautet Friedrichs Grundsatz in dieser Beziehung.

Die Freiheiten und das ständige Wesen der Stadt Breslau vertrugen sich mit Friedrichs Regierungsmaxime nicht; „denn," — lautet sein weiterer Grundsatz, „es ist für einen großen Mann nützlicher, als Despot zu herrschen, und es darf keine Gleichheit ob-

1) Morgenstudien S. 62.

walten zwischen dem Rechte des Monarchen und demjenigen des Unterthanen oder Sklaven [1])."

Kaum hatte der König eine starke Besatzung in die Stadt gezogen, als er daran ging, der freien Stadt Breslau eine despotische Regierungsform zu geben. Das preußische Kriegscommissariat wurde an die Stelle des österreichischen Oberamtes gesetzt. Das Kriegscommissariat forderte für Niederschlesien 191,000 Thaler Steuern. Die Steuerdeputation verweigerte die Summe.

Das Kriegscommissariat drohte.

Die Breslauer beriefen sich auf ihre Freiheiten und auf den Vertrag.

Sala v. Groẞa, der am lebhaftesten widersprach, wurde ergriffen, und unter militärischer Bedeckung nach Oels abgeführt. Das Volk murrte. Auf Straßen und öffentlichen Plätzen rottete sich die Menge zusammen. Reitersäbel trieben die Unzufriedenen auseinander. Döblin begegnete einem solchen Schwarme, den die Husaren vor sich hertrieben.

„Dort kommt der Urheber unseres Unglücks!" riefen Einige. „Siehst Du, Döblin, wie Dein guter, frommer König mit uns verfährt?"

---

1) Morgenstudien S. 28.

„Döblin, willst Du Steuern zahlen gehen?"

„Warum hast Du uns die Preußen hereingebracht? Lieber tausend Böhmen, als einen Preußen."

„Döblin, verdammter Pechfinger, — warte nur, wir wollen Dir's einträuken!"

Solche Reden fielen und noch derbere Drohungen. Der Schuster entwich durch eine Seitengasse und betrat bald darauf des Königs Zimmer.

„Was bringt Er, mein lieber Döblin?" fragte der jugendliche Monarch, nicht ohne Interesse das Bullenbeißergesicht des Schusters betrachtend, worin Trotz, Verwirrung und Angst sich spiegelten. „Wie finden sich die guten Breslauer in das neue Regiment?"

„Schlecht, Majestät, — schlecht! Die verlangten Steuern erhitzen die Köpfe und erwecken Unzufriedenheit!"

„Das wird sich schon geben! Die Breslauer sind ein etwas verwöhntes Völkchen. Sie müssen sich eben in die neue Ordnung finden."

„Schwerlich, Majestät, schwerlich! Sie hätten nur hören sollen, wie ich eben geschimpft wurde, weil ich den Preußen die Thore öffnete."

„Er hat sich allerdings große Verdienste und meinen Dank erworben. Im Uebrigen laß' Er sich nicht

bange machen. Meine Soldaten werden die Trotzköpfe schon zur Raison bringen."

„Das Volk beruft sich auf den mit Eurer Majestät abgeschlossenen Vertrag, — es beruft sich auf seine Freiheiten und will durch Steuern nicht gedrückt sein."

„Ah, — soll ich etwa jede Woche einige hunderttausend Thaler aus Berlin kommen lassen, um sie unter die guten Schlesier zu vertheilen?"

„Das nicht, Majestät! Aber das Volk will, daß seine Rechte und Freiheit gewahrt bleiben."

„Das Volk will? So —!" rief der König, wobei es in seinen Augen jäh aufleuchtete. „Der König will, — das Volk gehorcht!"

„Aber bedenken Sie doch, Majestät," —

„Nichts weiter von der Sache! Wir wollen die Canaille schon zur Raison bringen. — Hat Er sonst noch etwas?"

Die plötzliche Schärfe Friedrichs benahm Döblin allen Muth. Kaum wagte er, die Fürbitte für Burgers Freilassung vorzubringen.

„Ist Er bei Sinnen, lieber Mann? Womit soll ich den Feind bekämpfen und das lärmende Volk niederhalten, wenn ich meine besten Leute heimschicke?"

„Auf diesen einzigen Mann wird es Eurer Ma-

jestät gerade nicht ankommen. Alles Verdienst um die Sache Eurer Majestät und alle Gunst, die ich bei Eurer Majestät genieße, lege ich in die Wagschaale für Burgers Freiheit."

„Dem Verdienste ward bereits seine Krone, — königliches Gold! Die Gunst aber, in der Meister Döblin bei seinem Könige steht, wird derselbe hoffentlich nicht mißbrauchen wollen."

„Mir selber liegt an dem Burger gar nichts, — aber ich hab' es meiner Frau versprochen, und erlange ich Burgers Freiheit nicht, so kann ich's im Hause nimmer aushalten."

Friedrich mußte über Döblins grämlichen Ton lächeln und zugleich über dessen Angst vor der lieben Ehehälfte.

„Ei, ich merke, Meister Döblin, daß es hier noch eine strengere Herrschaft gibt, als die meine. Gut, sage Er seiner Frau, daß Burger frei ist, sobald er den Wolf gesehen und das Pulver gerochen hat."

Judas Makkabäus auf der Flucht.

Die Oesterreicher sammelten in Mähren ein Heer, um die Preußen aus Schlesien zu vertreiben. Feldmarschall Neipperg hatte beiläufig 20,000 Mann zusammengebracht. Sie bestanden größtentheils aus unregelmäßigen, ungeübten Truppen, — aus Hanaken, Croaten und Gorellen, — Leute, in der Eile zusammengerafft. Den Kern des Heeres bildeten einige Tausend kriegsgeübten Fußvolkes und 3000 vortreffliche Reiter.

Friedrich rückte, nachdem er aus Preußen Verstärkung herangezogen, an Mährens Grenze. Seine musterhaft gedrillten und trefflich gerüsteten Truppen, seine Ueberlegenheit durch die Masse und seine sechszig wohlbedienten Geschütze, ließen ihn am Siege einem Feinde gegenüber nicht zweifeln, der sich in Eile und Noth aus sehr unzuverläßigen, zweifelhaften Elementen gebildet hatte, und der schlecht bewaffnet war.

Zugleich war es dem Könige gelungen, den alten Fürsten von Dessau für die Theilnahme am Feldzuge zu gewinnen. Lange blieben alle Vorstellungen fruchtlos. Leopold weigerte sich beharrlich, den Degen zu ziehen gegen das Kaiserhaus. Aber der einmal begonnene Krieg konnte nicht rückgängig gemacht werden, — der jugendliche König bedurfte eines erfahrenen Feldherrn, — die preußische Fahnenehre stand auf dem Spiele, — und der alte Fürst übernahm ein Commando mit schwerem Herzen.

Die preußischen Truppen lagerten bei Jägerndorf. Nach einem anstrengenden Eilmarsche rasteten sie auf den Gefilden, welche der Frühling mit jungem Grün zu schmücken begann. Hohe Rauchsäulen stiegen von den Feuerstätten empor, und in den Feldkesseln brodelte über den Flammen die Mahlzeit für die hungrigen Krieger. Diese lagen am Boden umher, müde und abgespannt, indeß die blanken Läufe und Bajonette der in Pyramiden aufgestellten Gewehre in der Sonne leuchteten. Während bei den Meisten der Feldkessel und dessen Inhalt den einzigen Gegenstand der Betrachtung bildeten, saß Bürger mit seinem Freunde Hill von der Feuerstätte etwas entfernt.

„Ich kann mich über Dich nicht genug wundern,“

sagte Hill. „Du klagst nie, — beschwerst Dich nie, — bist mit Allem zufrieden. Glaube ich doch, meine Beine wären zerbrochen vor Müdigkeit. Seit vier Uhr heute Morgen auf den Beinen, — immer vorwärts, ohne Ruhe und ohne Aufenthalt, so daß ich meinte, wir sollten heute noch an's Ende der Welt marschiren! Alles flucht und schimpft in den Bart, — Du allein läufst neben mir her, wie ein Lamm so geduldig, und wenn's jetzt zum Aufbruche trompetete, nähmest Du sicher ohne alle Widerrede den Ranzen auf den Rücken und gingest weiter."

Burger lächelte.

„Weißt Du auch, was mich aufrecht hält und Alles geduldig ertragen lehrt?"

„Nun, — was denn?"

„Der Gedanke an Anna," antwortete Heinrich, etwas verlegen. „Siehst Du, Franz, als ich von ihr schied zu Breslau, sagte sie: „„Lieber Heinrich, verliere nur den Muth nicht, — gib Deinen Vorgesetzten keinen Grund zur Klage, — thue Alles mit gutem Willen, es fällt Dir dann weniger schwer. Vertraue fest auf Gott, — ich denke an Dich und bete für Dich, Heinrich!"" — So oft mir nun die Geduld ausgehen will, denke ich an Aennchen, und Alles ist weg."

„Was doch die Liebe nicht Alles kann!“ sagte Hill, zeichnete nachdenklich Figuren in den Sand und summte vor sich hin:

„Steh' ich in finst'rer Mitternacht,
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb!

Sie ist mir treu und ist mir gut,
D'rum bin ich frisch und wohlgemuth!“

„Wie oft haben wir dieses Lied mit einander gesungen, Heinrich, als wir an warmen Sommerabenden am Bache Deiner Mühle saßen! Damals wäre uns freilich nicht eingefallen, daß wir so bald in den Krieg müssen.“

„Kämen wir doch einmal an den Feind!“ versetzte Burger. „Der König hat ja versprochen, mich freizugeben, sobald ich Pulver gerochen und den Wolf gesehen hätte.“

„Der König hat's versprochen, — hm! Der Freischein in der Tasche wäre mir lieber, als des Königs Versprechen. Was hat der König den Leuten in Breslau nicht Alles versprochen, — sogar schriftlich gegeben! Mit dem Halten des Versprechens ist's aber etwas ganz Anderes. Du hast gesehen, wie wild und

erbost zuletzt die Breslauer auf den König wurden, weil er ihnen sein Versprechen nicht hielt. — Aber jetzt komm', — die Suppe ist fertig!"

Nach mehrstündiger Rast setzte das Heer seinen Marsch gegen Süden fort.

Am folgenden Morgen, den zehnten April, lagerte das Heer bei Mollwitz. Verschiedene Anzeichen verriethen die Nähe des Feindes und die bevorstehende Schlacht. Die Truppen erhielten Speise im Ueberfluß. Ihre Feldflaschen wurden mit Branntwein gefüllt und ihre Taschen mit scharfen Patronen. Adjutanten sprengten hin und her. Der König ritt durch die Reihen, hie und da mit kurzen Worten die Soldaten anfeuernd.

Truppenkörper begannen, sich in Bewegung zu setzen. Sie rückten nach verschiedenen Punkten, und blieben dann wieder stehen. Das Regiment, worin Burger diente, löste sich in seine Bataillone auf, und wurde zwischen Reiterschwadronen geschoben, um diese zu unterstützen.

In der Ferne wirbelten Staubwolken empor, — der Feind nahte. Nach kurzer Zeit tauchten dunkle Linien über der Ebene auf. Die Preußen rückten vor. Mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, wie

auf dem Uebungsplatze, marschirten sie gegen die Oesterreicher los.

Auf einer Anhöhe hielt der König, von seinen Adjutanten umgeben. In den Zügen des jungen Fürsten malte sich lebhafte Aufregung und Erwartung. Bald sah er nach Norden, wo Fürst Leopold von Dessau das Hintertreffen befehligte, bald auf die vorrückenden Linien, bald nach Süden, wo der Feind plötzlich Halt machte. Ihm zur Seite hielt Boyer, dessen kühles, ruhiges Benehmen bewies, daß er nicht zum ersten Male auf dem Schlachtfelde stand.

„Wir trennen uns zu weit von Dessau," sagte Friedrich besorgt. „Er kann uns nicht rasch und wirksam genug unterstützen."

„Lassen Sie die Schlacht sich erst gestalten, Sire!" entgegnete Boyer. „Ist die feindliche Armee wirklich so schlecht bewaffnet, wie man versichert, bedürfen wir Dessau's Hilfe gar nicht. — Zudem scheint Neipperg ein sehr lässiger, oder ein sehr beschränkter General zu sein," fuhr der Marquis fort, durch das Fernrohr die Oesterreicher beobachtend. „Sein Fußvolk ist nicht einmal in Schlachtordnung aufgestellt. Sollten unsere Eilmärsche die Oesterreicher überrascht haben?"

Boyer hatte richtig gesehen und richtig geurtheilt:

— Neipperg wurde von den Preußen, die er noch einige Tagreisen entfernt glaubte, wirklich überrascht. Seine Reiterei vorschiebend, suchte er das Fußvolk in aller Eile aufzustellen.

Friedrich erkannte augenblicklich die Blöße seines Feindes, und traf seine Maßregeln.

„Die Artillerie rasch auf Schußweite vor," befahl er.

Der Adjutant sprengte davon.

Der König sah immer durch das Fernrohr, zuweilen unverständliche Laute der Spannung oder des Unmuthes ausstoßend.

Jetzt begannen die preußischen Geschütze zu feuern, — Friedrichs Angesicht verklärte sich. Die österreichischen Schwadronen, plötzlich dem verheerenden Feuer von dreißig Kanonen ausgesetzt, kamen in Verwirrung. Ringsum rissen die Kugeln Lücken durch ihre Reihen, sie flogen zischend über den Köpfen der Reiter weg, oder fuhren in sausendem, Staub aufwirbelnden Tanze in den Boden. Fort und fort rasselten immer mehr Geschütze heran, stellten sich auf, und ihre gähnenden Schlünde begannen Tod und Verderben unter die Oesterreicher zu schleudern.

„Ein herrliches Schauspiel!" rief der König ent=

zückt. „Sehen Sie nur, Boyer, wie unsere Geschosse die feindlichen Reihen lichten!“

„Die feindliche Reiterei ist allerdings in keiner angenehmen Lage, — eine solche Kanonade aushalten zu müssen, — verzweifelt!“ entgegnete der Marquis. „Bin doch begierig, wie sich der Feind aus dieser Klemme hilft!“

Die Geschütze donnerten unausgesetzt fort. Jeden Augenblick entstanden Lichtungen in den feindlichen Linien. Allenthalben bildeten sich Gassen, den Weg bezeichnend, welchen die Kugeln nahmen. Die Lücken füllten sich sogleich wieder, um neuerdings zu entstehen. Aber die Oesterreicher wichen keinen Schritt zurück. Beharrlich trotzten die Schwadronen dem vernichtenden Feuer.

Plötzlich änderte sich die Lage. Die Reiter, vortrefflich beritten, tapfere, abgehärtete Männer, von denen Viele unter Prinz Eugen gegen Türken und Franzosen siegreich gekämpft hatten, knirschten vor Ingrimm, sich thatlos zusammenschießen lassen zu müssen, — blos zu dem Zwecke, um das Fußvolk in seiner Aufstellung zu decken. Der Reitergeneral Römer, ein kühner, entschlossener Mann, faßte rasch seinen Plan. Er bildete eine Angriffssäule von zwanzig Schwadronen, um die Preußen zurückzutreiben.

„Geben Sie Acht, Sire," sprach Boyer, welcher Römers Absicht errieth, „dort bildet sich ein Wetter, das uns Schaden bringen wird."

Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte Römer die Schwadronen geordnet, und nun stürmten diese, mit unwiderstehlicher Furie, gegen die nächsten preußischen Schwadronen los, welche wie Spreu nach allen Richtungen auseinanderstoben. Die zwischen ihnen aufgestellten Bataillone hielten zwar Stand und feuerten muthig fort.

„O weh," rief Hill an Burgers Seite, „unsere Reiter nehmen Reißaus und lassen uns stecken."

„Und jetzt kommen uns die Oesterreicher über den Hals," entgegnete Burger, als eben mehrere Schwadronen gegen das Bataillon anstürmten.

Noch einmal feuerte das wackere Bataillon und jetzt war es mit den Reitern handgemein.

Ein bärtiger, wilder Geselle, mit einem vernarbten, verwetterten Gesichte, holte gegen Burger zum Hiebe aus. Dieser lenkte mit dem Gewehre den Streich ab, allein der nächste Hieb erfolgte mit solcher Schnelligkeit und Kraft über Burgers Gesicht, daß dieser stöhnend zusammenbrach.

Der König hatte mit der größten Bestürzung den schnellen Wechsel wahrgenommen.

„Das zweite und dritte Regiment zur Unterstützung!“ befahl er.

Bevor jedoch die Hilfe kam, waren alle zur Unterstützung der Reiterei aufgestellten Bataillone vollständig zersprengt. Die Oesterreicher stürmten gegen die Kanonen, hieben deren Bedienung zusammen, und bald waren die meisten Geschütze in ihrer Hand. Das zweite und dritte Regiment rückte vor. Das Schicksal beider war schnell entschieden, sie wurden geworfen und lösten sich in wilde Flucht auf.

Boyer betrachtete mit Bewunderung die Kühnheit und Tapferkeit der feindlichen Reiterei; — der König sah nichts, als die Flucht der Seinen. Er hatte alle Fassung verloren, und starrte in Verzweiflung auf das Schlachtfeld, wie in einen tiefen Abgrund, der unerbittlich vor seinen Augen alle Hoffnungen und Plane verschlang [1]).

„Es ist entsetzlich, — Alles verloren, — Alles dahin!“ stieß er, wie betäubt, hervor.

In demselben Augenblicke erschien Feldmarschall Schwerin an der Spitze einer Schwadron.

„Majestät, verlassen Sie das Schlachtfeld!“ rief er dem Monarchen zu.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 49.

„Gibt es denn keine Hilfe, keine Rettung mehr?“ rief der verzweifelte König.

„Dessau ist mir unbegreiflich!“ rief der Marquis. „Warum bleibt er stehen, anstatt vorzurücken?“

„Dessau kann das Unglück des Tages nicht mehr abwenden,“ versetzte Schwerin. „Sehen Sie, eben greift das feindliche Fußvolk an. — Majestät, entweichen Sie! Setzen Sie doch Ihre Person nicht der größten Gefahr aus!“

„Ist denn wirklich Alles rettungslos verloren?“ fragte er den Feldmarschall mit verzweifelten Blicken.

„Alles verloren!“ wiederholte Schwerin. „Retten Sie wenigstens Ihre Person, so lange es noch Zeit ist.“

„Eilen Sie zum Fürsten von Dessau,“ befahl der König dem Lieutenant Friedrich von Börnstedt. „Sagen Sie ihm, daß Alles vorbei sei, und daß er seine Maßregeln treffen möge, so gut es geht.“

Gedeckt durch eine Schwadron, verließ der König das Schlachtfeld und floh in größter Eile, sämmtliche Begleiter hinter sich lassend, nach Löwen, von da nach Oppeln. Die Stadtthore waren verschlossen und die Mauern bereits von den Oesterreichern besetzt. Flintenschüsse empfingen Friedrich und seine Begleiter. Bestürzt eilte der König wieder zurück nach Löwen, wo er, vollständig entkräftet, anlangte.

Für Friedrichs Erwartungen und noch mehr für

seinen Stolz, war der Ausgang der Schlacht bei Mollwitz ein vernichtender Schlag. Ohne die geringste Nahrung zu nehmen, saß der todtmüde und verzweifelte Mann auf seinem Zimmer. Vergebens erschöpfte Boyer alle Künste der Beredtsamkeit, Friedrichs tiefe Niedergeschlagenheit zu verscheuchen. Er wollte sich nicht trösten, nicht beruhigen lassen.

„Mein Gott, — mein Gott, — Alles verloren, — Alles hin!“ rief er wiederholt aus.

„Nicht doch, Sire!“ entgegnete Boyer. „Die Schlacht bei Mollwitz drängt uns nur etwas zurück. Ihrem Genie und Ihrer Thätigkeit wird es bald gelingen, diese Scharte auszuwetzen.“

Friedrich schüttelte trübe das Haupt.

„Die Philosophie muß in allen Lebenslagen uns Trost und Halt bieten,“ fuhr der Marquis fort. „Der freie Geist verliert niemals die ruhige Fassung. Der Neid des Geschickes ist vielmehr für ihn nur ein Sporn, dem Unglücke das Glück abzutrotzen.“

„Was reden Sie da, Boyer! Keine Philosophie der Welt vermag es, die Niederlage bei Mollwitz ungeschehen zu machen.“

Wohl, Sire!“ antwortete der Marquis. „Eine Thatsache kann nicht absolut ungeschehen gemacht werden, wohl aber relativ,“ — und der Philosoph erging

sich in den feinsten Distinktionen, welche jedoch den König kalt ließen, und auch seine Niedergeschlagenheit nicht verscheuchten. Er ließ den Philosophen reden und sank zuletzt, in Folge der überstandenen Strapazen, in einen tiefen Schlaf.

Am folgenden Morgen erschien ein Adjutant des Erbprinzen von Dessau. Auf dem Gesichte des Adjutanten strahlte es wie Freudenbotschaft. Er verlangte augenblickliche Audienz beim Könige. Dieser empfing ihn trübe und niedergeschlagen.

„Was bringen Sie?" fragte er mit klangloser Stimme.

„Ich bringe Eurer Majestät die Nachricht unseres Sieges."

Der König sah überrascht auf.

„Was sagen Sie? Es ist nicht möglich!"

„Dennoch, Majestät! Wir haben gestern bei Mollwitz gesiegt!"

„Um Gottes willen, — rapportiren Sie," drängte der König gespannt und athemlos.

„Nachdem die feindliche Reiterei die unsere geworfen, das Fußvolk zersprengt oder niedergehauen hatte, fiel sie über das Gepäck her, um dasselbe zu plündern. Der Fürst Leopold von Dessau benützte rasch und geschickt diesen Fehler. Der plündernde und zer-

streute Feind wurde von allen Seiten angegriffen und mußte, vollständig besiegt, das Schlachtfeld verlassen."

Der König lebte bei jedem Worte des Siegesboten immer mehr auf, und jetzt war seine Freude eben so grenzenlos, wie vorhin seine Verzweiflung.

Bald jedoch mischte sich in den Kelch der Freude ein sehr bitterer Tropfen, — das Bewußtsein, von dem Schlachtfelde geflohen zu sein.

„Schwerin trägt alle Schuld!" sagte er zu Boyer. „Er drängte mich aus der Schlacht! Ohne sein Drängen klebte diese Schande nicht an meinem ersten Lorbeerkranze."

Friedrich kehrte tief beschämt in das Lager bei Mollwitz zurück, und von dieser Zeit trug er einen unauslöschlichen Groll gegen Schwerin.

In ganz Schlesien verkündeten von den Kanzeln die Prediger den Ruhm des neuen „Judas Makkabäus." Allein die Siegesfreude fand in den Herzen der Schlesier keinen Wiederhall. Jetzt schon gewahrten sie durch den Steuerdruck und die Beschneidung ständischer Rechte, daß der Tausch ein schlechter sei.

Die unbedeutende Schlacht bei Mollwitz hatte über Schlesiens Schicksal entschieden. Maria Theresia wurde in der Folge gezwungen, diese Provinz an Friedrich abzutreten. Und als die preußischen Finanzmänner

freies Spiel für die Ausübung ihrer Kunst gewannen, das Geld der Unterthanen in die Staatskasse abzuleiten, betrug die Steuerlast Schlesiens das Dreifache, wie unter der milden kaiserlichen Regierung. Als zuletzt „Judas Makkabäus“ ein Recht um das andere sterben ließ, so daß endlich das Scepter des Militär-Despoten die früheren Freiheiten ersetzte, da träumten die guten Schlesier von dem goldenen Zeitalter der kaiserlichen Herrschaft.

Ungefähr ein Jahr nach der Schlacht bei Mollwitz erhielt Boyer folgenden Brief:

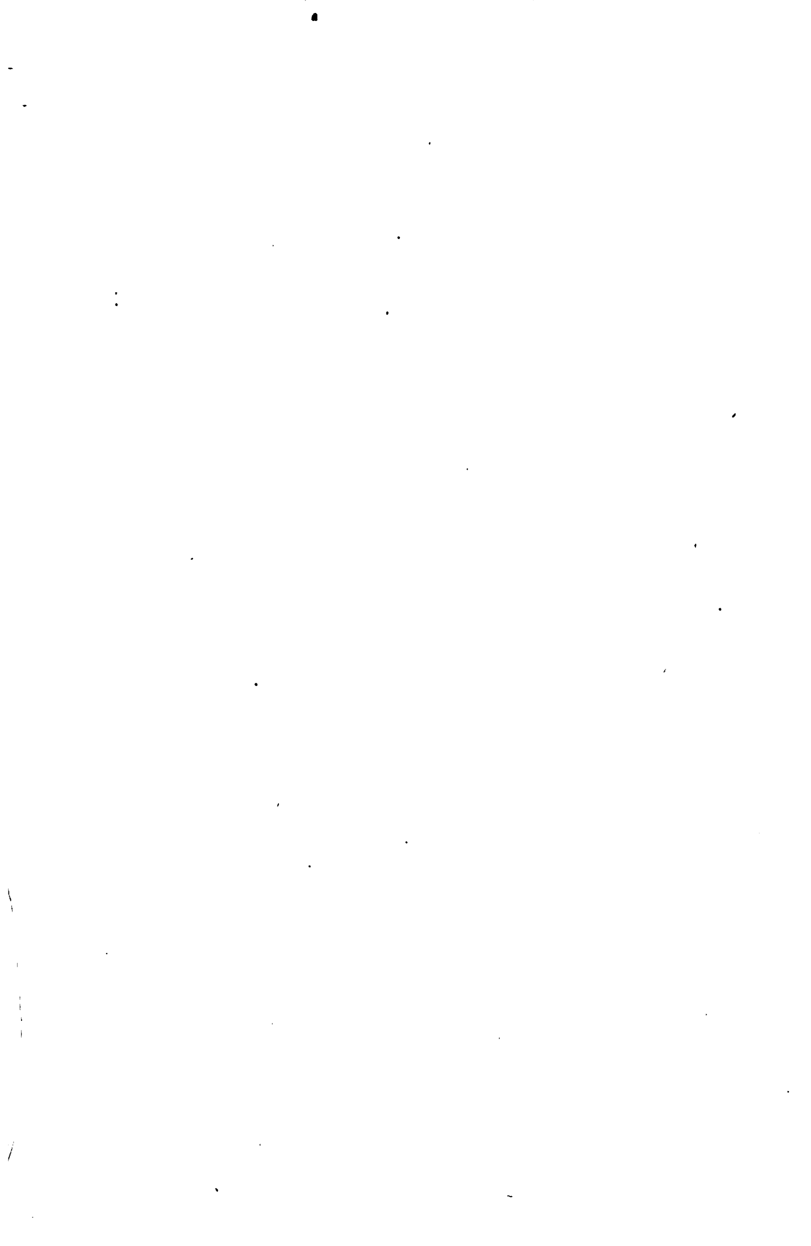
Herr Marquis!

Der Antheil, den Sie an meiner Person genommen haben, veranlaßt mich, Ihnen über mein weiteres Schicksal Kenntniß zu geben. Sie werden sich erinnern, daß ich auf Ihr Betreiben zum Militär gepreßt worden bin. Was Sie zu dieser Gewaltthat gegen mich veranlaßte, kann ich nur vermuthen, — hoffentlich ist Ihre Absicht hiebei keine schlechte gewesen. Ich erfuhr auch, daß Sie während meiner Abwesenheit meine innig geliebte Anna häufig besuchten. Ihre Absichten bei diesen Besuchen kann ich auch nur vermuthen, — hoffentlich

waren dieselben ehrlich. Denn ein so vornehmer Herr, wie Sie, darf ja einem ehrsamen Mädchen gegenüber keine schlechten Gedanken im Kopfe haben. — Ich muß Ihnen noch mittheilen, daß ich in der Schlacht bei Mollwitz das rechte Auge verloren habe und hiedurch untauglich wurde, meinem allergnädigsten Könige zu dienen. Mein Gesicht ist zwar durch die Schramme ziemlich entstellt, aber die Liebe meiner getreuen Anna ist noch so fest und innig, wie sie gewesen, als ich noch zwei Augen hatte.

Vor sechs Wochen haben wir uns verheirathet, und leben sehr glücklich. Sie werden selbst beurtheilen können, was es heißt, von einem so frommen, holden Wesen geliebt zu werden, wie Aennchen ist, und dasselbe wieder lieben zu dürfen. Wir leben wie im Himmel, und der Umstand, daß unser Glück angefeindet wurde, macht jetzt dasselbe nur noch kostbarer. — In der Voraussetzung, daß Sie es gut und ehrlich mit uns gemeint haben, grüße ich Sie.

Heinrich Burger.



Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

> „Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister aufgeklärt werden.“

Zweiter Band.

3. Deutschlands Hort.
4. Die mährischen Hühner.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Deutschlands Hort.
Die mährischen Hühner.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Mainz,

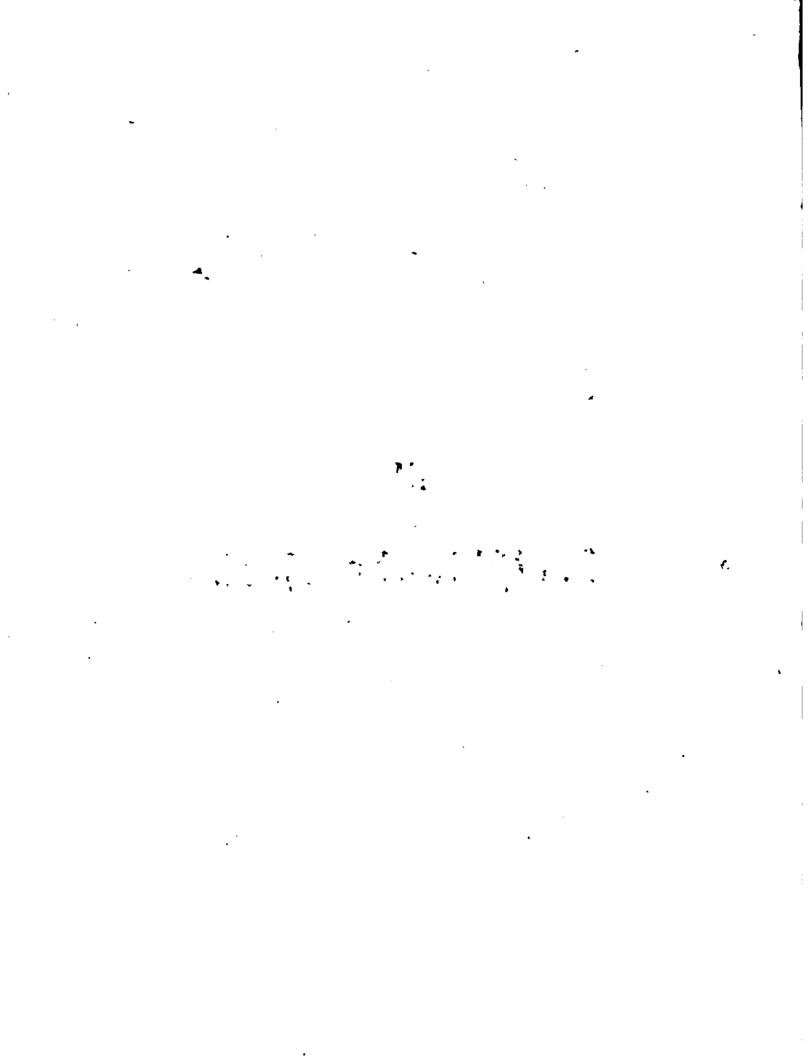
Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

III.

Deutschlands Hort.



Graf Voskay.

Schrecken und Verwirrung herrschte zu Wien:

Friedrichs II. Degenknopf hatte an ein altes, zerfallendes Gebäude geschlagen. Dieses Gebäude war die österreichische Monarchie.

Maria Theresia's Vater, Carl VI., liebte die Kunst. Er hielt Maler, Bildhauer, Baumeister, Sänger, Sängerinnen, und alle diese Künstler verschlangen bedeutende Summen. Dagegen vernachläßigte Carl VI. das Heer und das Finanzwesen. Bei seinem Tode lagen nur hunderttausend Gulden in der Staatskasse. Das Heer betrug kaum hundertzwanzigtausend Mann. Dieses Heer war auf der ungeheuren Fläche des Reiches zerstreut. Es sollte die Grenzlande, Italien, den Rhein, die Niederlande gegen lauernde Feinde vertheidigen und die rebellischen Ungarn bändigen. Und selbst dieses verhältnißmäßig winzige Heer wurde vernachläßigt. — Aber es blühten der Luxus und die

Verschwendung am Hofe. Ein ganzes Heer hungriger Beamten und geldgieriger Diplomaten schöpfte aus den Quellen des Staatseinkommens. Die größten Mißbräuche waren eingerissen, und die lächerlichsten Titel mußten das Recht zu Betrügereien und Verschwendungen leihen.

Ein Beispiel.

Die Kellerrechnungen forderten täglich sechs Maß Wein für jede Hofdame, — für die verwittwete Kaiserin Amalie jeden Tag zwölf Maß Ungarwein zum Schlaftrunke, — für die kaiserlichen Papageien jährlich zwei Fässer kostbaren Tokaier zum Einweichen des Brodes, und fünfzehn Eimer Wein zum Baden des Gefieders.

Noch kostspieliger als die Papagaien waren die Hofschranzen und Lakaien, und noch unersättlicher als diese, die Beamten.

Für Spielereien und Thorheiten floß das Gold in Strömen, für das Heerwesen und eine gesunde Staatswirthschaft fanden sich keine Mittel, und auch keine Köpfe zur Heilung dieser kläglichen Zustände.

Oberster Staatslenker war Graf Sinzendorf, ein alter Mann, arbeitsscheu, entmuthigt, genußsüchtig. An diesen reihte sich Graf Gundacker von Stahremberg, — etwas besser als der erste, nicht ohne Scharf-

sinn und Thätigkeit. Aber es fehlte ihm alle Kühnheit und jene Manneskraft, welche ungünstige Verhältnisse durch Ausdauer überwindet. Er sah das Verderben und ging ihm zu Leibe durch — Sarkasmen. Der dritte Minister, Graf Königsegg, sprach ganz ausgezeichnet französisch, englisch, italienisch, spanisch, er vereinigte mit seiner Sprachkenntniß eine sehr feine Bildung, er sah den Staatswagen dem Abgrunde entgegenrollen, — und der sprachkundige feine Hofmann zuckte bedauernd die Achseln.

Dem Volke war die verzweifelte Lage des Staates nicht unbekannt. Es sah schwere Wetter am politischen Horizonte emporsteigen. Es wußte, daß die hinstürzende Monarchie die Wetter nicht bestehen könne, und daß Friedrichs II. Einfall in Schlesien nur der Vorbote eines allgemeinen Sturmes gegen Oesterreich sei.

Daher Schrecken und Bestürzung bei der Kunde von Neippergs Niederlage bei Mollwitz.

Das Volk blickte hilfesuchend empor zu den regierenden Kreisen. Was konnte es erwarten von dem alten trägen Sinzendorf, von dem sarkastischen Stahremberg, von dem sprachenkundigen Königsegg?

Auf dem Throne saß Maria Theresia, in der Blüthe der Jugend, die Schönste ihres Jahrhunderts,

—. von dem besten Willen beseelt, aber unerfahren, — voll Geist und Kraft, aber gehemmt durch das Herkommen und gehindert durch die Trägheit und Rathlosigkeit der Minister.

Aber das Genie ersetzt alle Erfahrungen. Für das Genie gibt es keine Fesseln, keine Hindernisse, die stark und groß genug wären, seine Bahn zu hemmen. Maria Theresia begann, von dem Staatskörper die Zöpfe wegzuschneiden und die blutsaugenden Vampyre zu entfernen. Ein unbarmherziger Federstrich ihrer schönen Hand vernichtete die ganze brillante Kellerrechnung, gab den Papageien die Freiheit und zerstreute das Heer von Lakaien und Hofschranzen. Die Hofburg erlitt eine vollständige Umgestaltung. Die dreiundzwanzigjährige Königin hatte keinen Sinn für das Ueberflüssige, sondern nur für das Nothwendige und Nützliche. Den Sängern und Sängerinnen, den Schauspielern und Tänzerinnen erging es nicht besser, als den Papagaien. Allenthalben begegnete man Verabschiedeten und Mißvergnügten. Der ganze Hof wurde reformirt, die Verschwendung vom Throne gestürzt und die Sparsamkeit erhoben. Ganz Wien wiederhallte von Lärm und Geschrei über diesen unerhörten Staatsstreich, — Maria Theresia blieb taub gegen den Lärm.

Ihre scharfe Scheere beschränkte sich aber nicht auf die Beschneidung des verschwenderischen Hoflebens, sie schnitt durch alle Schichten des Beamtenthums. Die Zahl der Verabschiedeten und Mißvergnügten mehrte sich in erschreckender Weise; denn auch in den Beamtenkreisen hatte die Königin nur Sinn für das Nothwendige und Nützliche. Sogar die Minister blieben nicht verschont. Die Trägheit, den Sarkasmus und die Unfähigkeit wußte Maria nicht zu gebrauchen. Sie schob die Herren bei Seite und ergriff selbst die Zügel der Regierung. Das Erstaunen wurde allgemein. Nicht blos Bürger und Beamte, sondern auch Straßenfeger und Wasserträger schüttelten verwundert die Köpfe. Sie konnten diese unerhörte Kühnheit, diese Willensstärke und diese Thatkraft weder mit den dreiundzwanzig Jahren, noch mit dem Geschlechte Maria Theresia's vereinigen. Die Bewunderer des glänzenden Gestirnes am nächtlichen Himmel des achtzehnten Jahrhunderts wußten nicht, daß zuweilen das Genie auch in Frauengestalt auf die Erde niedersteigt.

Nicht minder glänzte die schöne Königin durch seltene Frömmigkeit und Sittenreinheit. Der Hof wurde genöthigt, den Ausschweifungen zu entsagen. Religiöser Ernst kam in Achtung, die Lebensweise mußte sich religiösen Grundsätzen unterwerfen.

Das kraftvolle Eingreifen der jugendlichen Fürstin in die lahme, alte und abgelebte Staatsmaschinerie erweckte ihr nicht blos Bewunderer, sondern auch gefährliche Feinde. Zu diesen gehörte der Oberst von Kaub.

Dieser norddeutsche Edelmann war im österreichischen Heere allmählig zum Obristen emporgestiegen. Seinem Ehrgeize genügte jener militärische Rang nicht. Als seine Ansprüche unberücksichtigt blieben, und er über Zurücksetzung klagen zu müssen glaubte, erfaßte ihn ein tiefer Groll gegen die Regierung. Kaub schmiedete Rachepläne. — Friedrich II. stand siegreich in Schlesien. Diesem wollte er seine Dienste anbieten. Der rachedurstige Mann sah ein, daß Friedrich II. seine Kenntniß des österreichischen Heerwesens verwerthen konnte. Er beschloß seinen Austritt aus dem Heere, und fand zugleich, daß von allen Gegnern des Kaiserstaates der unversöhnlichste, Friedrich von Preußen, ihm die günstigsten Aussichten biete. Während er noch die Uniform Oesterreichs trug, fragte er bei dem Könige an. Die Antwort rechtfertigte seine Erwartungen.

Kaub war kein bloßer Verräther. Seine Rachsucht machte ihn noch elender und verabscheuungswürdiger. Er wollte sich gegen jenes Land verkaufen,

das ihm bisher Ehren und ein sorgenfreies Leben geboten. Aber das genügte seiner Rachsucht nicht. Er berechnete, wie er die ohnehin schon verwirrten und kläglichen Verhältnisse dieses Landes noch mehr verwirren, und nach Kräften noch trauriger gestalten könne. Er knüpfte mit allen unzufriedenen und der Regierung feindseligen Elementen Verbindungen an. Zu diesen gehörten die Ungarn. Jenes stolze, seit vielen Jahren mit der kaiserlichen Regierung grollende Volk, hatte Abgeordnete nach Wien geschickt, um von Maria Theresia die endliche Gewährung zuständiger Freiheiten zu erlangen. Zu diesen Abgeordneten gehörte Graf Boskay, ein junger Mann, und ganz von dem Uebermuthe ungarischer Magnaten erfüllt. Kaub hatte wiederholt Besprechungen mit ihm.

„Thuen Sie keinen übereilten Schritt," sagte er dem Grafen. „Bei der gegenwärtigen Lage Oesterreichs, ist der Zweck Ihrer Reise überflüssig, sogar schädlich. Sehen Sie, eine allgemeine Verschwörung der Cabinette gegen Oesterreich ist in der Bildung begriffen, — sogar theilweise schon vollzogen. Ich will etwas aus der Schule schwatzen," fügte er in geheimnißvollem Tone bei. „Frankreich, Preußen, Bayern und andere deutschen Staaten stehen auf dem Sprunge, die österreichischen Länder unter sich zu

vertheilen. Friedrichs Einfall in Schlesien ist das Vorspiel. Ungarn muß diesen günstigen Augenblick klug benützen. Es darf, durch Erlangung längst ersehnter Freiheiten, keine Verbindlichkeiten gegen die Regierung eingehen, — es muß sich vielmehr von Oesterreich vollständig losreißen und zu einem selbstständigen Staate emancipiren."

Durch ähnliche Einflüsterungen hatte er den Grafen von dem Vollzuge seines Reisezweckes abgehalten.

Kaub erwartete den Magnaten in seiner Wohnung. Sie hatten einen Spazierritt verabredet, welchen der racheglühende Parteigänger Friedrichs abermals für seine Plane zu benützen gedachte. Ungarns Erhebung in diesem Augenblicke war, nach Kaubs Ansicht, für Oesterreich der Todesstoß.

Unruhig, jeden Augenblick horchend, schritt er in seinem Zimmer hin und her, die Reitgerte in der Rechten und die Linke in eine Tasche des reichbetreßten Oberrockes geschoben, den er bis an den Hals zugeknöpft trug. Sein langer Haarzopf endigte in einem seidenen Bande von hochrother Farbe, und die hellrothen Haare stiegen über der Stirne zu einer mäßigen Frisur empor. Kaubs Gesicht machte nicht entfernt Ansprüche auf männliche Schönheit. In den unregelmäßigen Zügen spielte es wie List und Ver-

schlagenheit, und von dem rachglühenden Heerde seines Herzens schlugen die Flammen seines Hasses bis in den Ausdruck der Gesichtsmuskeln herein. Aber Kühnheit und Entschlossenheit durften dem Manne nicht abgesprochen werden. Das Gepräge dieser Eigenschaften lag zu deutlich in seinem Wesen ausgedrückt.

Ein Bedienter meldete den Hofrath Doctor Habersack. Ueber Raubs Gesicht flog es wie Mißbehagen, und auf seinen Lippen schwebte bereits die Absage. Da besann er sich.

„Er komme!“ warf er kurz hin.

Unter vielen Bücklingen, den dreieckigen Hut in der Hand, eine mächtige Perrücke auf dem Kopfe, trat ein alter, gebeugter Mann herein.

„Aber ich incommodire doch nicht, Eure Gnaden?“ sagte der Hofrath entschuldigend, als er Raubs Anzug bemerkte.

„Für den Augenblick nicht, Herr Doctor! Ich habe mit dem Grafen Boskay einen Spazierritt verabredet. Bis zur Ankunft des Magnaten ist mir der Herr Hofrath, wie immer, eine angenehme Gesellschaft.“

„Graf Boskay, — Graf Boskay,“ — sagte Habersack, indem er den Zeigefinger sinnend an die Nase legte, — „ein bedeutungsvoller Name! Anno 1604 gab dieses erlauchte Geschlecht in Sigismundo Boskay

dem Lande Siebenbürgen einen Fürsten. Die ungarische Linie trägt die corona comitum, wodurch jedoch selbstverständlich den virtutibus Hungariae comitum kein Abtrag imputirt werden kann."

Und daran schloß sich eine lange gelehrte Abhandlung über das Geschlecht der Boskay, welche der Obrist mit vieler Theilnahmslosigkeit anhörte.

„Ich bewundere Ihr Gedächtniß, Herr Doctor," lobte Kaub, nachdem Habersack endlich zum Schlusse gekommen. „Die Entwickelung der Genealogie und historischen Stellung der Boskay lehrt mich, ein besonderes Gewicht auf das Glück zu legen, welches mir die Ehre gab, einen Sprößling jenes berühmten Geschlechtes kennen zu lernen."

„Concedo, Eure Gnaden, concedo!" nickte der Doctor beifällig. „Es gibt in historia Hungariae keine motio animarum, an welcher die Boskay nicht participirt hätten. Wahrscheinlich, — man darf es wohl inter duos oculos aussprechen," — und er sah den Oberst pfiffig an, „ist die Gegenwart Ihres hochstehenden Freundes zu Wien nicht sine causis in politicis."

„Wüßte doch nicht," antwortete Kaub unbefangen. „Graf Boskay ist, so viel mir bekannt, nur zu seinem Vergnügen hier."

Er wurde durch Boskay's Eintritt unterbrochen.

Doctor Habersack machte seinen tiefsten Knix vor dem Grafen. Dann blieb sein Auge unwillkürlich an der stattlichen Gestalt hängen, die, sechs Fuß hoch, in blühender Manneskraft, voll magnatischen Selbstbewußtseins vor ihm aufgerichtet stand.

Kaum gibt es einen lebhafteren Gegensatz, als das offene, freimüthige Gesicht des Grafen, neben den listigen, tückischen Zügen des Obristen. Schön war Boskay nicht, — wenn man unter männlicher Schönheit feingeschnittene und zarte Gesichtszüge versteht. Der Mund war etwas breit, die Nase stark und leicht gekrümmt, die Stirne hoch und gewölbt, die Augen groß, flammend und scharf. Das Haar trug er, der herrschenden Sitte entgegen, welche lange Zöpfe an das Hinterhaupt hing, kurz geschnitten. An den Handgelenken schimmerten, dem Geschmacke seines Volkes gemäß, goldene Ketten. Er sprach vorzüglich deutsch und zwar sehr laut, — eine Art, die alle freimüthigen, offenen Naturen zu theilen pflegen. Die reiche und malerische Tracht ungarischer Magnaten kleidete den jugendlichen Grafen sehr schön. Das Gepräge von großem Selbstbewußtsein und das Vertrauen auf persönliche Fähigkeiten, verliehen seinem Wesen einen

Ernst, der bei jungen Männern von zweiundzwanzig Jahren selten getroffen wird.

Kaub hatte den Hofrath vorgestellt. Des Grafen leichtes, aber freundliches Kopfnicken veranlaßte Habersack zu wiederholten Bücklingen.

„Der Herr Doctor hatte eben die Güte," sagte Kaub, „mir ein bedeutendes Stück Geschichte Ihres Landes vorzutragen. Zugleich erfuhr ich aus dem gelehrten Munde des Herrn Hofrathes, welch' eine hervorragende Rolle das berühmte Geschlecht der Boskay in der Geschichte Ungarns spielt."

Kaubs kleine Augen funkelten hiebei wie Schlangenaugen, und man konnte seine Absicht errathen, einen scharfen Stachel in den Ehrgeiz des jungen Mannes drücken zu wollen.

„Man fühlt sich gerade nicht schmeichelhaft berührt," sagte der Magnat, „durch die Erinnerung, einem thatkräftigen Geschlechte anzugehören, wenn man selber noch nichts gethan, als fechten, reiten, jagen und reisen. Nach meiner Ansicht verleihen nur persönliche Verdienste dem Manne einen Werth, — nicht aber der Zufall, einem berühmten Geschlechte anzugehören."

Der Hofrath machte eine tiefe Verbeugung, wo-

durch er seine lobende Uebereinstimmung mit des Grafen Ansicht ausdrücken wollte.

Boskay blickte einige Sekunden schweigend nieder, dann hob er das Auge zu dem Hofrathe empor.

„Sie sind jedenfalls mit meiner vaterländischen Geschichte genau vertraut, und werden bestätigen, daß Ungarn Gründe hat, unzufrieden zu sein. Von alten Rechten und Freiheiten ist ihm nichts geblieben, als der Name, — die Erinnerung. Haben wir doch gegenwärtig nicht einmal einen Palatinus regni. Maria Theresia regiert so selbstständig über Ungarn, wie über jene Länder, denen sie keine Wahlcapitulation zu beschwören hatte."

Der Hofrath geberdete sich verlegen und hüstelte einige Male.

„Die königliche Hoheit und Gewalt," sagte er, „ist allerdings durch die Wahlcapitulation und die Reichsgrundgesetze beschränkt. Diese beruhen vornämlich auf den decretis regis Stephani primi, regis Andreae secundi, Ladislai Posthumi und den neueren Reichsschlüssen."

„Alles nur auf dem Papiere, mein lieber Herr Hofrath," sagte Boskay in etwas scharfer Betonung. „Aber ich sehe nicht ein, was ein ganzes Volk dem

Könige verpflichten kann, wenn der König selbst keine Verpflichtungen hält."

Doctor Habersack machte große Augen.

„Unsere Majestät und Königin," sagte er, „hat sicher den besten Willen für Ungarn. Aber Excellenz wird einsehen, daß oft der beste Wille auf unüberwindliche Hindernisse stößt."

„In vorliegendem Falle sehe ich das nicht ein. Wer kann Maria Theresia hindern, Ungarns beschworene Rechte zurückzustellen?"

„Der usus, Excellenz, der usus, — das Herkommen, — das Regierungssystem! Mein Gott, Maria Theresia hat nur eine Kleinigkeit, das Hofleben, reformirt, — und welcher Lärm ist darüber entstanden? Was für ein Tumult müßte sich erheben, wenn Maria die langjährige Verwaltung eines ganzen Landes umgestalten wollte?"

„Freilich," entgegnete Boskay, „ein solcher Staatsstreich erfordert einen Mann, — und zwar einen ganzen Mann; Maria Theresia ist aber nur ein Weib."

„Aber ein großartiges, seltenes Weib!" ergänzte Habersack. „Oesterreichs Verlegenheiten sind gegenwärtig ohne Zahl. Nach meiner Ansicht, wird kein Mann von Edelmuth die Bedrängnisse unserer hochherzigen Königin vermehren, in einer Zeit, wo Tücke,

Gewalt und Habgier sich gegen Recht und Besitz verschworen zu haben scheinen."

Der Graf zuckte die Achseln. Die Unterhaltung wurde abgebrochen.

So schnell es die alten Beine vermochten, eilte Habersack durch die Straßen und verschwand in dem Hause des Herrn von Bartenstein, um diesen Staatsmann augenblicklich von der Rebellion in Kenntniß zu setzen, die sich in Ungarn vorbereitete.

Boskay ritt an des Obristen Seite durch die Stadt. Zwei Bedienten folgten in geringer Entfernung. Die Leute in den Straßen betrachteten auf dem herrlichen Pferde den stattlichen Mann in der malerischen Tracht. Viele blieben stehen, sie sahen ihm nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Der Oberst aber mit dem unschönen Wuchse, mit den Rattenaugen, mit den rothen Haaren und dem zugeknöpften Rocke, schien nur an des Magnaten Seite zu reiten, damit dem Gemälde der Schatten nicht fehle.

Wien lag bereits eine gute Strecke hinter ihnen. Der Graf hatte noch kein Wort gesprochen. Offenbar bewegte ihn etwas. Sein Gesicht war sehr ernst, und seine Augen leuchteten zuweilen hell auf. Kaub redete von gleichgültigen Dingen, und bereits suchte er nach einem schicklichen Uebergange, zur Bearbeitung des Grafen

für seine verrätherischen und staatsgefährlichen Plane. Er hatte gerade den Uebergang gefunden, als Boskay plötzlich, durch einen Schenkeldruck, sein Pferd quer über die Straße stellte, so daß er den Offizier bequem, ohne Kopfbewegung, ansehen konnte. Kaub zog verwundert die Zügel an. Des Grafen Blick traf fest und forschend den seinigen.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Oberst, aus welchen Gründen hielten Sie uns bisher vom Hofe zurück?“

Das Erstaunen Kaubs wurde in Folge dieser Frage noch größer, und als er in die eigenthümlich flammenden Augen des Magnaten sah, fröstelte es ihn etwas an.

„Habe ich denn nicht jedesmal Eurer Excellenz die Gründe angegeben?“ fragte er entgegen, und zwar im verbindlichsten Tone, der ihm zu Gebote stand.

„Gründe allerdings, die einen stolzen Nacken oder einen jungen Hitzkopf bereden können,“ entgegnete Boskay ernst. „Sie sprachen von der Gewißheit, daß Maria Theresia Ungarns Forderung abweisen werde, und daran knüpften Sie eine für uns aus dieser Abweisung folgernde Demüthigung.“

„Und Sie, Herr Graf, werden meine Ansicht durch die Behauptung des alten Hofrathes bestätigt gefun-

den haben. Maria kann nicht, beim besten Willen! Sie kann und darf, ohne eine Empörung vom Ministertische, bis hinab in die Kanzlei hervorzurufen, die Ketten Ungarns nicht brechen, welche das Herkommen geschmiedet hat. — Aber dies war nicht mein einziger Grund."

„Wahr, — Sie sprachen von der Möglichkeit der Gewährung, — und hieran knüpften Sie die Verbindlichkeiten Ungarns für Oesterreich, in einer Zeit, die man nicht zur Eingehung neuer Verbindlichkeiten, nicht zur Festigung der Bande, sondern vielmehr zur völligen Losreißung von dem Hause Habsburg benützen solle. — Das sind Ihre Gründe, Herr Oberst!"

„Nun ja, — und ich glaube, stichhaltige Gründe!"

„Sonst hatten Sie keine? Offen gestanden, — sonst keine?"

Kaub hielt des Grafen forschenden Blick nicht aus; er sah über das Feld hin.

„Im Augenblicke wäre mir kein weiterer Grund gegenwärtig," sagte er ausweichend.

„Haben Sie nicht berechnet, Herr Oberst, die großartige Persönlichkeit der Königin von Ungarn dürfte Eindruck auf die Postulanten machen? Haben Sie nicht vermuthet, eine Frau, welche der Schöpfer

mit der höchsten Vollendung körperlicher Schönheit ausgestattet, — eine Frau, deren Geist eben so groß ist, wie ihr Unglück, — eine Frau, welche hilflos und von mächtigen Feinden in ihrem Erbe bedroht ist, dürfte die Grafen Bath und Boskay als gewonnene Freunde zurückschicken?"

„An dies Alles habe ich in Wahrheit nicht gedacht, Excellenz! Und jetzt bin ich im höchsten Grade erstaunt, wie Sie auf solche Gedanken kommen."

„Das will ich Ihnen erklären," versetzte der Magnat, indem er das Pferd weiter gehen ließ. „„Kein Mann von Edelsinn wird die Bedrängnisse unserer hochherzigen Königin in dieser gefahrvollen Zeit vermehren,"" — so hat jener gepuderte Doctor gesagt. Wenn nun jenes alte Rad einer hinfälligen Staatsmaschine so denkt und fühlt, darf man von jungen Männern eine mindere Hochschätzung des Edelsinnes, eine größere Theilnahmslosigkeit für das Unglück einer schwer bedrängten Königin erwarten? Ich versichere Sie, dieser alte Hofrath beschämt tief meinen Egoismus."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Graf, und möchte nur bemerken, daß Gemüthserregungen mit der Politik nichts zu schaffen haben dürfen. Fest steht nur, daß für Ungarn der Augenblick gekommen, sein

Recht zu erzwingen, und daß jeder wahrhafte Patriot diesen günstigen Augenblick benützen muß."

Boskay erwiederte nichts. — Er ritt eine Strecke schweigend an Raubs Seite. Sodann lenkte er das Gespräch auf die Pferdezucht, ein Lieblingsgegenstand des Grafen, worin er bedeutende Kenntnisse und Erfahrungen besaß.

Auf der Landstraße fuhr ihnen ein Wagen entgegen, mit einem Pferde bespannt. Die Ladung des Wagens waren Steine. Der Fuhrmann, ein alter, kleiner Bauer, schlug beinahe fortwährend auf das abgemagerte Pferd, um es zur steten Aufbietung aller Kräfte zu nöthigen. Das Pferd war ein Bild des Jammers, des Hungerleidens und des Elendes. Allenthalben standen die Knochen an dem dürren Leibe weit hervor, und die Rippen konnte man durch die abgeschundene Haut genau zählen. Das beklagenswerthe Thier hing den Kopf tief herab, aus dem Munde troff ein zäher, sich in die Länge ziehender Schleim. Stöhnend und keuchend wankte es vorwärts, bei jedem Tritte schlotterten seine Kniee. Man glaubte, es müsse jeden Augenblick zusammenbrechen. Die Hiebe und Streiche seines Peinigers brachten keine lebhaftere Bewegung in seinen trägen, matten Gang, und wenn des Mannes

Peitschenstock die Rippen traf, gab der Bauch einen hohlen Ton.

Hinten am Wagen war ein zweites Pferd angebunden, dem ersten in allen Theilen der Hinfälligkeit ähnlich.

Als der Wagen einige Schritte von den Reitern entfernt war, blieb das gequälte Pferd stehen, wankte und brach zusammen. Der Fuhrmann schlug ingrimmig auf das Thier los, um es zum Aufstehen zu treiben. Dasselbe zeigte auch den besten Willen: es hob den langen, dürren Hals, setzte das Fußwerk in Bewegung, und brachte es zum Aufrichten des vorderen Leibes, — dann stürzte es wieder zusammen.

Graf Boskay hielt zur Stelle, in hohem Grade entrüstet über das Schauspiel. Es gährte und kochte in dem jungen Manne. Bei jedem Hiebe des Fuhrmannes wurden seine Augen größer und seine Blicke zorniger.

„Willst Du einhalten, verfluchter Kerl!“ donnerte er den Bauern an. „Du gefühlloser Mensch, ist es nicht schändlich, ein elendes, halbverhungertes Thier dermaßen zu mißhandeln?“

Der Bauer hielt mit dem Schlagen ein, sah verwundert zu dem zürnenden Reiter empor, und auf

sein hartes Gesicht trat ein spöttisches, boshaftes Lachen.

„Was geht das Euch an?“ sagte er. „Der Gaul ist mein, — wenn ich ihn schlage, habt Ihr nicht das Recht, mich deßhalb zu schimpfen,“ — und neuerdings schlug er, in verstärktem Maße, auf das arme Thier los.

Der Graf verlor alle Fassung, der Zorn übermannte ihn. Wüthend sprang er vom Pferde, entriß dem Bauer die Peitsche, packte ihn mit starker Hand beim Kragen, legte ihn über das gestürzte Pferd und schlug aus allen Kräften, in ungezählten Streichen, auf ihn los. Dies Alles geschah mit unglaublicher Schnelligkeit, bevor Raub, der nicht wußte, sollte er über den sonderbaren Vorfall sich ärgern oder lachen, Zeit fand, den grimmen Magnaten von der Gewaltthat abzuhalten.

Langsam erhob sich der Bauer. Er sprach kein Wort, allein es schossen giftige, rachsüchtige Blicke auf den Ungar.

„Weißt Du jetzt, was Schläge sind, Du elender, erbärmlicher Wicht?“ schnaubte Boskay. „Ausgespannt — auf der Stelle!“

Der Fuhrmann zeigte keine Lust, dem Befehle zu gehorchen.

„Willst du thun, was ich sage?“ — und abermals hob der Graf den Peitschenstock.

Brummend, in sich hineinfluchend, löste der Fuhrmann die Zugstränge.

„Sage mir, wozu hast du den zweiten Gaul an den Wagen gebunden?“

„Nichts ohne Ursache,“ antwortete der Mensch trotzig.

„Ich will die Ursache wissen! Oder soll ich die Ursache Dir herausklopfen?“

„Wenn Ihr's durchaus wissen müßt, — den Gaul hab' ich zur Vorsorge mitgenommen, wenn der da crepirt.“

„So, Du grausamer, viehischer Mensch, — hast Du den ersten zu Tode geschunden, dann kommt der zweite an die Reihe. Ist das nicht himmelschreiend, — ist das nicht empörend?“

„Ereifern Sie sich doch nicht weiter,“ sagte Kaub. „Der Lümmel hat seine Züchtigung. Steigen Sie gefälligst auf.“

„Reiten Sie nur weiter, ich werde folgen,“ erwiederte Boskay.

Er befahl dem Bauern und seinem Bedienten, das Pferd aufzurichten. Er selber legte Hand an. Nach einiger Anstrengung gelang es, das Thier auf die

Beine zu stellen. Der Magnat führte es von der Straße auf die angrenzende Wiese, welche der Mai mit jungem Gruse geschmückt hatte. Das andere Pferd ließ er gleichfalls auf die Wiese führen, und die beiden Thiere fraßen heißhungrig das saftige Grün.

Den Fuhrmann erschreckte des Grafen Beginnen mehr, als die Hiebe. Aengstlich blickte er nach allen Seiten.

„Wenn aber der Flurschütze kommt!" sagte er kleinlaut.

„Nicht wahr, den Flurschützen scheust Du mehr, als die Schmach, ein herzloser Mensch und ein grausamer Thierquäler zu sein. — Gabriel," — befahl er seinem Bedienten, „Du bleibst hier, bis sich die Thiere sattgefressen haben. Gelegenheitlich erforschest Du den Eigenthümer dieser Wiese, damit ich ihn entschädige."

Der Magnat ritt davon. Der Bauer schickte ihm gräßliche Verwünschungen nach.

„Dieser Vorfall wird ganz Wien allarmiren," sagte Raub, nachdem ihn Boskay eingeholt. „Hunderttausend Zungen werden durch einige Tage über diesen merkwürdigen Handel in Bewegung sein."

„Meinetwegen!" versetzte Boskay. „Ich folgte dem Drange entrüsteter Menschlichkeit, und dieser hat sich Niemand zu schämen."

„Einverstanden, Herr Graf! Aber es ist mir da ein etwas seltsamer Gedanke aufgestiegen. Sie strafen den Bauer, weil er einem Pferde unerträgliche Lasten anhängt, — welche Strafen verdienen Jene, die nicht einem Pferde, sondern Menschen, — ja einem ganzen Volke unerträgliche Lasten auflegen? Muß nicht das tapfere Volk der Ungarn, den im Sumpfe verrotteter Staatswirthschaft steckenden österreichischen Staatskarren ziehen? Werden ihm nicht Lasten aufgebürdet, die um so unerträglicher sind, weil sie laut gegen die Gerechtigkeit schreien?"

„Der Vergleich ist in der That seltsam, Herr Oberst! Den Staatskarren, welcher im Sumpfe einer verrotteten Staatswirthschaft steckt, lasse ich gelten, — aber das tapfere Volk der Ungarn wird sich seiner Bedrücker zu erwehren wissen, — ohne fremde Hilfe."

Der Magnat hatte in etwas gereiztem Tone gesprochen. Raub hielt es gerathen, für den Augenblick diesen Gegenstand fallen zu lassen. Sie ritten nach Wien zurück. Der Oberst begleitete den Grafen bis zu dem Gasthofe, wo er von ihm schied.

Begegnisse.

Zwei Tage später wandelte Boskay außerhalb der Stadt, in tiefe Gedanken versenkt. Fortwährend klangen ihm die Worte des Hofrathes in den Ohren, und diese Worte traten wie schwere Vorwürfe vor seine Seele. Von Maria Theresia, die ihm persönlich unbekannt, hatte er so viel Ruhmwürdiges gehört. Er kannte ihr edles Streben für das Wohl Oesterreichs, er begriff die Hindernisse, welche sich der Heilung so vieler Schäden entgegenstemmten. Es erschien ihm feige, die Bedrängnisse dieser großartigen Fürstin zum Vortheile Ungarns zu benützen. Boskay's gerades, männliches Herz verabscheute alle Schleichwege und alle Vortheile, welche Noth und Unglück des Gegners dem Angreifenden gewähren. Die mächtige, stolze und fest auf dem Throne sitzende Maria Theresia, würde ihn weit eher in das Netz Kaubs gelockt haben, als die fast aller Mittel zur Abwehr ihrer

Feinde beraubte. Zuweilen schwebte ihm der Gedanke vor, allen Einfluß in Ungarn zur Rettung der bedrängten Fürstin aufzubieten. Dieser Gedanke hatte für den edelsinnigen jungen Mann etwas ungemein Anziehendes und Verlockendes. Kaub hatte ihm jedoch wiederholt vorgestellt, daß Herz und Gemüth mit Politik nichts dürften zu schaffen haben, und er konnte dem Obristen nicht ganz Unrecht geben. Er schätzte Maria Theresia, — aber Ungarn schätzte er unendlich mehr.

Von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, hatte er sich immer weiter von der Stadt entfernt. Das Haupt etwas herabgebeugt, die Hände am Rücken liegend und stets vor sich hinsehend, gelangte er an einen Feldweg, der, von der Straße ab, nach einem waldigen Hügel führte. In demselben Augenblicke trat ein Mann von dem Feldwege auf die Straße. Seit einiger Zeit hatte er den Grafen beobachtet, und jetzt blieb er wartend stehen. Der sinnende Boskay wäre, ohne den Fremden zu bemerken, vorübergegangen, hätte dieser nicht gegrüßt. Der Graf sah bei dem Gruße auf. Ein reichgekleideter Herr, in etwas vorgerückten Jahren, stand vor ihm. Das Wesen des Fremden war vornehm und voll Würde, seine Gesichtszüge fein und edel.

Boskay erwiederte den Gruß verbindlich und achtungsvoll.

„Mit Ihrer Erlaubniß, nur ein Wort," sprach Jener, als der Magnat weiter gehen wollte. „Es freut mich der Zufall, dem Grafen Boskay zu begegnen, und zwar, wie es scheint, in einer Stunde, die vielleicht entscheidend ist für seine politische Mission. Wenigstens kann nur ein Mann, in dem wichtige Dinge zur Entscheidung drängen, in so tiefes Sinnen sich versenken."

Der Ungar sah den Sprecher verwundert an. Dieser lächelte trübe.

„Betrachten Sie meine Worte nicht als Anmaßung, Herr Graf, sondern als Ausdruck von Gefühlen, die Ihnen freundlich sind. Auch ich wünsche dem schönen und reichen Ungarn eine Stellung im Reiche, wie es dieselbe zu fordern berechtigt ist. Aber ich müßte alle Schritte und Wege tief beklagen, die von der Bahn der Geradheit und des Vertrauens zu seiner Königin abweichen."

Boskay's Erstaunen wuchs. Die Zweideutigkeit und die Anspielung der letzten Worte auf seine schwankende Haltung, trieben ihm einige Röthe in das Gesicht.

„Mir sind keine Gründe bekannt," sagte er,

„welche Sie berechtigen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen.“

„Um Vergebung, Herr Graf! Ihre Angelegenheit ist politischer Natur, — keinem Freunde des Thrones und der gesetzlichen Ordnung darf dieselbe fremd sein. Auch kann Sie die Meinungsäußerung eines wohlwollenden Mannes nicht verletzen.“

Der Magnat überlegte, ob er den Fremden verlassen, oder das Gespräch weiter führen solle. Das feine Wesen des Mannes, die Klarheit seines Auges, die vertrauenerweckende Ruhe seiner Haltung, entschieden für das Letztere.

„Ich lasse mich in politische Erörterungen nicht ein,“ sagte er, „weil hiebei gewöhnlich doch nichts herauskommt, und weil ich hiezu eben nicht aufgelegt bin. Indessen, wenn Sie mir, wie es scheint, etwas zu sagen haben, bin ich bereit, in Kürze Sie anzuhören, — obschon Sie mir völlig fremd sind.“

„Mein Name ist ganz bedeutungslos in der Sache,“ entgegnete der Unbekannte. „Von einigem Gewichte für Sie möchte jedoch die Versicherung sein, daß ein Verehrer Ihres Volkes zu Ihnen spricht, dessen Verhältnisse und Bestrebungen mir genau bekannt sind. — Ja, ich habe Ihnen etwas zu sagen,“ fuhr er nach flüchtiger Pause fort. „Ich fasse mich kurz. Bevor

der König von Preußen in Schlesien einfiel, ließ er sich durch politische Agenten den Weg ebnen. Diese Agenten sprachen von der Theilnahme Friedrichs für seine bedrückten evangelischen Brüder in Schlesien. Denselben Kunstgriff scheint Friedrich auf Ungarn und das engere Oesterreich ausdehnen zu wollen. Seine Agenten wenigstens reden von der Freiheit Ungarns, von der Lebensunfähigkeit Oesterreichs unter den Habs- burgern. In Schlesien bemäntelte religiöser Eifer des Preußen Raub- und Eroberungssucht, — und jetzt umgibt er sich mit dem Nimbus des Volks- beglückers. Und er macht Fortschritte in seinem ge- wissenlosen Beginnen," — und es klang eine trübe Bewegung durch die Stimme des Fremden. „Sogar die Uniform scheint gegen Verrath nicht zu schützen. Sie verstehen mich ohne Zweifel, Herr Graf."

„Doch nicht ganz," entgegnete dieser betreten. „Aber kommen Sie auf Ihre Mahnung."

„Augenblicklich! — Der König von Preußen hat beschlossen, mit Hilfe Frankreichs, der Existenz Oester- reichs ein Ende zu machen, und Preußen einige Pro- vinzen des zertrümmerten Staates anzugliedern. Ihr Rechtsgefühl wird diesen Frevel verdammen, und Ihr Edelsinn wird es empörend finden, eine jugendliche Königin, die eben anfing, die lahmen Zustände ihres

Reiches zu ordnen und zu bessern, ihres väterlichen Erbes zu berauben. Ich möchte Sie hiebei auf den Umstand aufmerksam machen, daß nur, und gerade Ungarn, nach dem Plane der Verschworenen, Maria Theresia bleiben soll. Diesem Plane werden Sie entnehmen, ob für Ungarn die beabsichtigte Selbstständigkeit erwächst, indem es der Verschwörung beitritt. Jedenfalls wäre für Ungarn eine Rebellion gegen die angestammte Fürstin entehrend und schmachvoll."

„Mein Herr," rief Boskay, „mäßigen Sie Ihr Urtheil! Wenigstens steht es Ihnen nicht zu, so bestimmt von einem Falle zu sprechen, der noch in weiter Ferne liegt."

„Dessen Möglichkeit Sie aber nicht bestreiten?"

„Ja und nein, — je nachdem ein Volk zu Schritten gezwungen ist, die ihm sein Recht und seine Freiheit bringen."

„Ich habe mich also nicht getäuscht, — Ungarns Empörung und Theilnahme an der Verschwörung ist eine Möglichkeit, — Graf Boskay bestreitet sie nicht. Indessen, mein Herr," fuhr der Unbekannte in nachdrucksvollem Tone fort, „wird Ihnen die politische Schlechtigkeit der Feinde Oesterreichs klar sein. Stürzen Sie Ihr Land in keinen Kampf, über welchem die Fahne der Empörung flattert. Ehre und Ruhm

kann aus einem solchen Kampfe nicht hervorgehen. Ihre Redlichkeit möge Sie schützen gegen alle Einflüsterungen politischer Agenten. Thuen Sie doch mit Vertrauen jene Schritte, die Sie nach Wien führten; — Maria Theresia wird Ungarn gerecht werden. — Das ist meine wohlgemeinte Mahnung."

„Ich danke Ihnen!" sagte Boskay kurz.

Der Fremde zog grüßend den Hut, und der Graf ging denselben einsamen Feldweg weiter, welchen der Unbekannte gekommen war. Anfänglich ging er langsam, dann immer rascher und rascher, wie von inneren Streichen gepeitscht und getrieben. Die scharfen Worte des Fremden brannten in seiner Seele. Vergebens mühte er sich ab, dieselben loszuschütteln, ihre Berechtigung anzufechten, er fühlte ihre Wahrheit. Ueberhaupt hatte der Fremde, mit dem ruhigen, geschliffenen Wesen, mit den klaren Augen und dem fast greifbaren Wohlwollen seines schönen Gesichtes, einen tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Er fühlte sich tief beschämt. Jetzt noch glühten ihm die Wangen bei dem Gedanken, als ein Verräther und Verschwörer vor einem solchen Manne gestanden zu sein.

„Er hat Recht," rief Boskay, indem er stehen blieb und mit erregten Blicken in das Weite sah, „er hat Recht! Friedrichs Absichten gegen Oesterreich sind

eine politische Verruchtheit, — aber Ungarn verschwört sich nicht, es befreit sich."

Er ging einige Schritte weiter.

„Es befreit sich?" fragte er im Tone des Spottes. „Es befreit sich, — das ist doch nur eine leere Phrase, die Verschwörung zu bemänteln, — weg damit! Ungarn ergreift die Waffen gegen die angestammte Königin, — und das ist Empörung. Freilich kämpft es für sein gutes Recht, — aber muß es denn gerade kämpfen? Wird Maria nicht in Güte gewähren, was Gewalt ertrotzen möchte? — Aber wenn die Hindernisse stärker sind, als ihr Wille? Wenn sie nicht gewähren kann, — darf dies ein ganzes Volk zwingen, hartes Unrecht zu erdulden?"

In dieser Weise mit sich im Streite, verfolgte er den Feldweg und nahte eben einigen sehr vernachläßigten Gebäuden. Die Dürftigkeit beherrschte alle Theile des Wohnhauses; — sie zeigte sich in den gebrochenen und mit Papier beklecksten Fenstern, an dem schiefen Giebel, der jeden Augenblick einzustürzen drohte, an dem durchlöcherten Dache, bis herab zu dem Schmutze, welcher aufgehäuft um das Haus herum lag.

Als Boskay vorüberging, stand ein alter Mann in dem Hofe, eine Kette in der Hand, die er

an dem Wagen befestigen wollte. Der Mann sah den Grafen, und es loderte boshaft in seinen Augen. Er legte die Kette nieder, trat aus dem Hofe und sah dem sinnenden Edelmanne nach, der eben einen Pfad einschlug, welcher den bewaldeten Hügel emporführte. Der Mann kehrte rasch in das Haus zurück.

In der Stube saßen drei Burschen und würfelten. Sie sahen bei dem raschen Oeffnen der Thüre empor, und ihre Blicke blieben an dem erregten Gesichte des Alten hängen.

„Gerade ging der Lump vorbei, welcher mich geschlagen hat," sagte eifrig der Mann. „Ich sah ihm nach; er ging den Kapellenpfad hinauf. Ihr habt die blauen Striemen gesehen am Rücken Eures Vaters, — auf, ich muß gerächt werden!"

Die Burschen sprangen empor, und jetzt, als sie auf den Beinen standen, sah man, daß es große, starke Leute waren. Ihre Gesichter waren geröthet, ihre Augen funkelten rachesüchtig, und ihre Lippen stießen abscheuliche Verwünschungen aus.

„Du gehörst nicht zu meinen Buben, Hanns," sagte der Alte. „Kannst aber auch mitgehen und d'raufschlagen, wenn Du willst."

„Das versteht sich! Nur einen tüchtigen Stock, einen Knittel her!" rief Hanns. „Der Schuft soll

keinen armen Mann mehr schlagen. Nur einen rechten Hebel her, — lebendig soll er den Kapellenberg nicht herunterkommen!"

„Langsam, Buben, langsam!" mahnte der Alte. „Wir müssen unseren Plan machen. Er ging also den Pfad hinauf und wird auf demselben Wege nicht mehr zurückkehren, sondern den Reitweg hingehen, der nach der Stadt führt. Wir müssen ihm den Paß verlegen. Ihr eilt nun auf verschiedenen Wegen den Hügel hinauf und trefft bei den Linden zusammen, wo ihr euch in dem Gebüsche versteckt haltet. Ich steige den Kapellenpfad hinauf, damit ich ihm begegne, wenn er ungefähr denselben Weg zurückkehrt. Ich werde ihn aufhalten und einen Pfiff thun, — ihr lauft herbei, und dann," — er machte mit dem Arme eine schlagende Bewegung.

Die Drei eilten fort. Der Mann verschloß die Hausthüre und ging in den Hof. Er trat an den Wagen und zog ein gewichtiges Eisenstück hervor, dessen Ende einen Hammer bildete. Er verbarg das Eisen unter seinem Gewande und verließ den Hof.

Mittlerweile stieg Boskay langsam den Pfad hinauf. Zuweilen blieb er stehen und blickte in die Landschaft; aber vor dem sinnenden Auge mochte die Landschaft nicht bestehen. An dem Pfade hin standen in

Zwischenräumen Heiligenbilder aus Stein, wie man sie an Wallfahrtsorten sieht. Die Statuen mochten sehr alt sein; denn die Figuren waren gut gearbeitet und trugen mittelalterliche Tracht. Wenn der Pfad steiler wurde, waren Treppen angebracht. Die Stufen waren von Stein und sehr ausgetreten. Zu beiden Seiten des Pfades lief dichtes Gebüsch hin, und den ganzen Hügel bedeckte Niederwald.

Endlich gelangte Boskay auf die Stirne des Hügels. Ein großer Platz mit schattigen Linden lag vor ihm. In Mitte des Platzes, an den Stamm einer Linde gelehnt, erhob sich das Gestelle einer Kanzel. An Wallfahrtsfesten wurde hier gepredigt, während in dichten Schaaren die Wallfahrer den Platz besetzt hielten. Weiterhin blickte zwischen den Bäumen eine altersgraue Kapelle hervor. In die beiden Thorflügel des Kirchleins waren viereckige Oeffnungen geschnitten und dieselben mit Eisenstäben versehen, so daß man in das Innere blicken konnte. Der Graf schaute durch die Oeffnung. Zwei weibliche Gestalten knieten betend vor dem Hochaltare. Auch er bekreuzte sich und sammelte seine Gedanken zu einem kurzen Gebete. Er empfahl Ungarn in den Schutz des Allmächtigen, sowie seine Schritte der göttlichen Vorsehung. Sodann betrachtete er die Dinge in dem

Gotteshause: — die reichgeschmückten Altäre, die zahlreichen Votivbilder an den Wänden, — die Krücken, welche zur Erinnerung an wunderbare Heilung aufgehängt waren, — den h. Sebastian über seinem Altare, mit den Pfeilen in den Gliedern. Zuletzt sah er noch einmal auf die Frauengestalten, welche regungslos an derselben Stelle knieten.

Er kehrte über den schattigen Platz zurück und stand jetzt am Anfange des Pfades, auf dem er heraufgestiegen. Er blickte über den grünen Hügel und horchte auf den Gesang der Vögel in den Büschen. Die Sonne brach durch zerrissenes Gewölk und streute schöne Farben über die Landschaft.

Ein schrilles Pfeifen störte den Magnaten auf. Schwere Tritte nahten, und jetzt stand der Fuhrmann vor ihm. Boskay erkannte ihn augenblicklich und faßte den Entschluß, durch reiche Belohnung den Mann für die Schläge zu entschädigen.

„So, — hier finde ich den Herrn?“ sagte der Alte mit einem wüsten Grinsen. „Will der Herr durch einen Wallfahrtsgang die Sünde der Mißhandlung gegen mich abbüßen?“

„An den Schlägen gibt es nichts abzubüßen, Du hast sie redlich verdient, grausamer Mensch. Wenn Du mir jedoch versprichst, mit den armen Thieren

menschlich zu verfahren, sollst Du eine gute Belohnung haben."

„Der Herr mag behalten, was er hat, — und wir wollen dem Herrn geben, was er verdient," sagte der Alte, da jetzt die drei Burschen herankamen.

Sie trugen Stöcke in den Händen, und ihre grimmen Gesichter verkündeten Boskay augenblicklich, daß er in die Gewalt von Bösewichtern gerathen sei. Er fuhr nach der linken Seite. Seine gute Klinge fehlte, er war gänzlich wehrlos.

„Ist's der?" fragte Hanns.

„Freilich ist er's, — jetzt d'rauf!" sprach der Alte.

Mit erhobenen Stöcken drangen die Burschen auf den Grafen ein. Die Streiche sausten zu gleicher Zeit nieder. Aber Boskay, in allen Waffen- und Ringkämpfen wohl geübt, entging den Streichen durch einen raschen Seitensprung. Bevor die Meuchler zu weiteren Hieben ausholen konnten, hätte der Angefallene einen freien Augenblick gefunden, durch die Flucht zu entrinnen. Allein der stolze Magnat wollte, sogar unter solchen Verhältnissen, dem Feinde nicht den Kampfplatz räumen und feige fliehen. Mit Blitzesschnelligkeit hatte er sich auf den Nächsten gestürzt, ihm den Stock entrissen, und den Menschen weit weg geschleudert. Der Alte hatte sein Eisen hervorgezogen

und drang auf den Grafen ein. Dieser gab ihm, da er gerade keine Hand frei hatte, einen Fußtritt. Der Alte stürzte rücklings nieder und ein Blutstreifen rann ihm aus dem Munde.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Die Leute sahen, daß sie es mit einem starken Manne zu thun hatten. Boskay stand hoch aufgerichtet, den Stock drohend in der Hand.

„Ihr Schurken, ihr Elenden!“ sagte er mit tiefer Stimme. „Den Ersten, der mir naht, schlage ich unbarmherzig nieder.“

Die Burschen umkreisten ihn, wie knurrende Hunde den Eber.

„Buben,“ sagte der Alte, nachdem er sich mühsam aufgerafft, „hört mich an, sonst werden wir mit ihm nicht fertig. Folgt meinem Rathe und die Sache ist gleich abgethan. Zwei von euch hängen sich an seine Arme, und der dritte thut ihm, was er euch thun will, — ja der dritte schlägt ihm den Schädel ein.“

Des Alten Weisung wurde rasch ausgeführt. Boskay's Streiche mit den Stöcken auffangend, liefen ihn die Beiden an und bemächtigten sich seiner Arme. Der Graf bemühte sich vergebens, sie abzuschütteln. Er schleuderte sie heftig gegen einander, aber sie ließen nicht los. Gleich Hunden, die sich angebissen,

hingen sie an ihm fest. Inzwischen versuchte Hanns, den tödtlichen Hieb anzubringen. Da jedoch Boskay fortwährend die Beiden im Kreise herumschleuderte, so konnte er das Vorhaben, ohne Gefahr die Burschen zu treffen, nicht ausführen.

„Langsam, Hanns," sagte der Alte. „Nur langsam, — laß' ihn zappeln, bis er müde ist, — dann gib ihm den Gnadenstreich."

Das unausgesetzte Ringen mußte Boskay's Kräfte erschöpfen. Er fühlte dies und erkannte die Unmöglichkeit, dem Verderben zu entrinnen.

„Nun denn, ihr Schurken," sagte er, „wenn ihr es auf mein Leben abgesehen, nehmt es hin und seid dafür verdammt!"

Er leistete keinen Widerstand mehr und stand, in das Unvermeidliche ergeben, zwischen seinen Mördern, die ihn immer noch festhielten. Hanns stellte sich vor ihn mit dem Stocke.

„Führe Deinen Streich sicher und voll Kraft, — elender Mörder," sagte der Graf, den Burschen mit Verachtung anblickend.

„Das will ich schon, mit dem ersten Hieb sollt Ihr genug haben, — nur ruhig gestanden!"

Und der Graf stand ruhig, unbeweglich. Mit einem Blicke zum Himmel, schien er seine Seele dem Aller-

höchsten zu empfehlen. Er übersah die kurzen Vorbereitungen des Burschen, wie er den linken Fuß vorstemmte, in die Hände spukte und den Stock fest griff. Denselben zum tödtlichen Streiche erhebend und alle Muskeln anspannend, stand er im Begriffe, das blutige Werk zu vollbringen. In demselben Augenblicke schien es, als treffe ein niederschmetternder Schlag den Menschen. Der Stock entfiel seinen Händen, die Arme hingen schlaff herab, und seine Augen waren mit dem Ausdrucke des Entsetzens nach der Kapelle hingewandt. Er stieß einen jähen Schrei aus und verschwand in dem Gebüsche.

Der Magnat blickte erstaunt um: — eine weibliche Gestalt, von wunderbarer Schönheit, stand wenige Schritte von ihm entfernt. Ihr jugendliches Antlitz glühte vor Entrüstung und ihrem zürnenden Munde waren eben die Worte entschlüpft:

„Ihr Verwegenen!“

Indem sie dieses sprach, blieben ihre Augen auf die Stelle hingerichtet, wo der letzte Mörder in dem Gebüsche verschwunden war.

Boskay stand wie festgebannt. Die rasche Entwickelung des furchtbaren Vorganges, das eben noch vor ihm geöffnete, sichere Grab, und jetzt die plötzliche Rettung durch diese strahlende Erscheinung, brachten

auf ihn eine betäubende Wirkung hervor. — Ohne ein Wort gesprochen zu haben, und nach einem flüchtigen Blicke auf ihn, wandte sie das Haupt nach der Kapelle hin und winkte mit der Hand. Eine schüchterne Mädchengestalt trat unter dem Schatten der Linden hervor. Sodann richtete sie das Auge auf den Grafen. Die Entrüstung schwand aus ihren Zügen und voll Anmuth und inniger Theilnahme nahte sie ihm.

„Sie sind doch nicht verwundet?“ fragte sie in einem Tone, welcher das aufrichtigste Bedauern über die erlittene Mißhandlung des jungen Mannes verrieth.

Die Frage brachte den verwirrten Boskay zur klaren Besinnung. Beide Hände über die Brust gekreuzt, sank er in die Kniee.

„Graf Boskay hat vor keinem Menschen jemals sein Knie gebeugt,“ sagte er, „vor Dir aber beuge ich es, Du himmlisches, hehres Wesen! Ich danke Dir für mein Leben, welches ohne Deine Dazwischenkunft jetzt nicht mehr bestünde.“

Bei dem Worte „Boskay“ flog ein Schatten über ihr Antlitz.

„Stehen Sie auf, Herr Graf, und danken Sie Gott, dessen Vorsehung allein den Todesstreich abwandte. — Wie das Ringen Ihre Kleidung zerrissen

und in Unordnung gebracht hat! Agnes, kannst Du keine Stecknadel entbehren, um dem Herrn die herabhängenden Kleidungsstücke anzuheften?"

Die Zofe, ein jugendliches Geschöpf, mit einem feinen, hübschen Gesichtchen, mehr Kind noch, als Jungfrau, suchte nach Stecknadeln, wobei ihre Wangen glühten und die zarten Finger zitterten. Hoch erröthend und verschämt nahte sie dem Magnaten, den Willen der Gebieterin zu vollziehen. Boskay ließ es geschehen. Er sprach kein Wort und war sehr ernst. Er sah auf seine Retterin, die lächelnd vor ihm stand, und Agnesens Bemühen beobachtete.

„Du bist im Heilen verwundeter Kleidungsstücke geschickter, als ich glaubte, meine gute Agnes! Kaum sieht man die Risse. Hast Du keine Nadel mehr, um auch diese Stelle zu vertuschen?"

„Nein, es thut mir leid!" entgegnete das schüchterne Mädchen.

„Ei sieh', da habe ich selbst eine entbehrliche," sagte Boskay's Retterin, indem sie eine goldene Nadel mit einem Diamantknopfe aus dem Gewande zog. „So, — nun, Herr Graf, können wir den Heimweg antreten."

Der Graf zögerte.

„Ihre Hochherzigkeit und Güte, gnädigstes Fräu-

lein," sagte er, „läßt mich aus meiner Verwirrung gar nicht herauskommen. Sie retten mir das Leben und sind in der liebevollsten Weise sogar für meine Tracht besorgt. Daß Ihre Wünsche mir Befehl sind, versteht sich von selbst. Aber, vergeben Sie, ich kann Sie nicht begleiten."

„Und weßhalb nicht?" fragte sie erstaunt.

„Weil ich Sie der Gefahr nicht aussetzen darf, von jenen Bösewichtern überfallen zu werden. Ihr plötzliches Dazwischentreten hat zwar jene Ruchlosen erschreckt und verscheucht. Aber ich muß annehmen, daß sie, im Gebüsche versteckt, mir auflauern. Sie haben sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt, und Sie, meine edle Retterin, würden in meine Gefahr verwickelt werden."

„Seien Sie deßhalb unbesorgt," sprach sie, wobei ihre Gestalt sich gebietend aufrichtete und eine Majestät ihr Wesen verklärte, wie Boskay dies noch an keinem Menschen wahrgenommen. „Jene Gottlosen könnten Ihnen allerdings auflauern. Gerade darum ist es nothwendig, daß Sie mit uns gehen. Kommen Sie. Erzählen Sie uns die Ursache dieses sehr betrübenden Vorfalles."

Er gehorchte. Ihr „Kommen Sie!" — klang auch so eigenthümlich, so unwiderstehlich. Hiebei kam ihm

der Gedanke, wer sie wohl sein möge, die eine solche Macht über Missethäter ausübe, und die sich dieser Macht so bestimmt bewußt ist. Gerne hätte er nach ihrem Namen gefragt. Allein ihre Würde und ihr gebietendes Wesen verschlossen ihm den Mund. — Sie stiegen eine Strecke schweigend den Pfad hinab. Ueber den Grafen war eine Schüchternheit gekommen, die seinem Wesen völlig fremd war. Sie mochte dies bemerken und blickte ihn wiederholt freundlich an, sie sprach liebevoll mit ihm. Aber dies hatte nur den entgegengesetzten Erfolg. Boskay's Beklommenheit wuchs, je öfter er genöthigt war, in ihre leuchtenden Augen zu sehen.

„Ich mache mich zwar einer Zudringlichkeit schuldig, Herr Graf," sagte sie. „Allein ich verhehle Ihnen nicht, daß auch ich die Schwäche meines Geschlechtes theile, — die Neugierde. Dürfen wir die Ursache jenes mörderischen Anfalles erfahren?"

„Der Grund ist ein sonderbarer, gnädigstes Fräulein," sagte er etwas verlegen, und begann ausführlich sein Begegnen mit dem Fuhrmanne zu erzählen. Er schilderte das Elend des Pferdes und dessen Mißhandlung in lebhaften Farben. Er sagte dann, wie ihn die Entrüstung übermannt, und wie er den grausamen Menschen bestraft habe. Derselbe müsse ihn

heute bemerkt und ihm auf den Hügel gefolgt sein, um hier Rache zu nehmen.

„Ihre Hitze ist zwar nicht ganz zu entschuldigen, Herr. Graf, allein die Theilnahme für das arme gequälte Thier ehrt Sie.“

Sie ging einige Schritte weiter und blieb dann stehen.

„Würde die Strafe immer sogleich auf dem Fuße folgen, wie es hier geschah, die Vergehen wären seltener. Aber“ —, fügte sie ernst bei, „die Menschen würden hiedurch nicht gebessert, — wir haben es ja eben erlebt. Nur die Religion ist jene geistige Macht, welche den Menschen zu bessern und zu veredeln vermag. Ja, die Religion ist der Grundpfeiler aller Civilisation!“

Er wunderte sich, diese Worte aus ihrem Munde zu vernehmen; denn sie klangen wie das Echo ernster Betrachtungen, und diese Betrachtungen selber schienen weder ihren Jahren, noch ihrem Geschlechte angemessen. Während sie gesprochen, ruhte sein Blick auf ihr. Sie stand vor ihm, wie eine Königin, und er fand, daß sie unbeschreiblich schön sei.

„Wenn ein Engel vom Himmel niedergestiegen wäre zu meiner Rettung,“ dachte er, „so würde er

sich in diese Fülle von Anmuth, Würde und Majestät, und in diese strahlende Schönheit gekleidet haben."

Sie gelangten auf die Straße, wo ein verschlossener, an den Fenstern mit Vorhängen versehener Wagen hielt. Boskay warf einen forschenden Blick auf den Wagen. Aber kein Wappen und Abzeichen verrieth ihm Stand und Namen der Retterin. Vor der geöffneten Thüre stand ein Bedienter. Beim Herannahen der Damen machte er eine sehr tiefe Verbeugung.

„Steigen Sie ein, Herr Graf! Denn es wäre nicht freundlich von Ihnen, uns Ihr Geleite bis in die Stadt zu versagen."

Boskay nahm die Einladung dankend an. Mußte er ja, wenn der Wagen an ihrem Hause hielt, auf diesem Wege zur Kenntniß ihres Namens und Ranges gelangen.

„Darf ich bitten, gnädigstes Fräulein!" sprach er mit einer Bewegung, als wolle er ihr beim Einsteigen behilflich sein.

„Nicht doch, Herr Graf! Sie sind mein Gast heute, und ich pflege den Gästen den Vorrang zu lassen."

Er stieg in den Wagen. Diesen Augenblick benützte sie, um dem Bedienten einige Worte zu sagen.

„Wie lange sind Sie schon in Wien?" fragte sie, indeß der Wagen rasch nach der Stadt fuhr.

„Seit vierzehn Tagen."

„Ist es das erste Mal?"

„Zu dienen, mein Fräulein!"

„Und wie gefällt Ihnen Wien?"

„Bis auf heute ist mir das Leben zu Wien ziemlich gleichgültig geblieben," antwortete er.

„Sie wären demnach nicht zu Ihrem Vergnügen hier?"

„Nein! Der Zweck meiner Reise ist ein sehr ernster," sprach er ausweichend.

„Und zugleich ein Geheimniß, — nicht, Herr Graf?"

Sie blickte ihn mit ihren schönen Augen so eigenthümlich an, und in ihrem reizenden Antlitze spielte eine so seltsame Erregung, daß der junge Mann beklommen niedersah und ein mächtiges Empfinden seine Seele durchdrang.

„Vor Ihnen, gnädigstes Fräulein, habe ich kein Geheimniß zu bewahren. — Eine Versammlung meines Landes schickte mich mit dem Grafen Bath nach Wien, um von unserer Königin die endliche Gewährung der Rechte und Freiheiten Ungarns zu erbitten."

„Ein schöner Zweck! Und was sagt die Königin?" fragte sie lächelnd.

„Bisher war es uns nicht vergönnt, die Bitte vorzutragen.“

„Ein säumiger Abgeordneter!“ sagte sie. „Maria Theresia ist doch immer bereit, die Bitten und Wünsche ihrer Unterthanen entgegenzunehmen.“

Er schwieg einen Augenblick und senkte das Haupt. Er dachte an die Ursachen der Verzögerung, an seine Verbindung mit dem Obristen, und er glaubte, daß er, diesem Wesen gegenüber, noch lebhafter das Unrechte und Verwerfliche seiner Absichten empfinde.

„Schritte,“ sagte er entschuldigend, „die im Dienste des Vaterlandes geschehen, müssen genau erwogen werden, besonders wenn Umstände dazwischentreten, die zur Vorsicht mahnen.“

„Einverstanden, Herr Graf! Aber niemals dürfen Umstände die reinen Absichten des Vaterlandsfreundes und des getreuen Unterthanen trüben.“

Er bedachte noch den Sinn dieser auffallenden Worte, als der Wagen hielt. Die Thüre öffnete sich. Boskay, in der Meinung, der Wagen sei vor der Wohnung der Dame angelangt, sprang aus demselben, um ihr beim Heraussteigen die Hand reichen zu können. Kaum trat er jedoch einen Schritt zurück, als der Bediente die Thüre schloß und auf das Brett stieg. Sie winkte ihm durch das Fenster

freundlich zu uns der Wagen rollte fort. Der junge Mann stand regungslos vor Erstaunen. Er sah dem Wagen nach und es überkam ihn ein Drang, als müsse er demselben nachlaufen. Noch größer wurde sein Staunen durch die Wahrnehmung, daß er vor seinem Gasthofe stand. Woher kannte sie diesen? Er hatte in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes zu Wien zurückgezogen gelebt, war nur mit dem Obristen und einigen Anderen bekannt geworden, — wie sollte er sich nun dieses Räthsel erklären?

Allein der Graf war in diesem Augenblicke zur Lösung von Räthseln unfähig. Er stand, wie festgewurzelt, an derselben Stelle und starrte nach der Richtung hin, wo der Wagen längst verschwunden war. Er hörte kaum den Lärm der Straße, und die Menschen, deren Verwunderung die zerrissene Kleidung erregte, bewegten sich vor seinen Augen, wie Gestalten, die im Nebel verschwimmen.

„Um Gotteswillen, wie siehst Du aus? Was ist geschehen?“ fragte plötzlich eine Stimme.

Boskay blickte, wie aus Träumen erwachend, zu dem kleinen Herrn nieder, welcher vor ihm stand.

Der Kleine hatte heitere Gesichtszüge, und lebhafte, schwarze Augen, die gegenwärtig mit dem Ausdrucke von Besorgniß auf dem Magnaten ruhten.

Dieser sah den Fragesteller schweigend an, indeß ein trübes Lächeln sein Gesicht zu beleben begann.

„Du verwunderst Dich über meine zerfetzten Kleider? Ei, das ist nichts, Andreas! Es sind ja nur Kleider, die man ablegt."

Der Kleine schüttelte bedenklich den Kopf.

„Komme herein, Stanislaus," sagte er. „Erzähle mir, was Dir begegnet ist."

Er schob seinen Arm unter jenen des Grafen, und führte ihn auf dessen Zimmer.

„Wie sonderbar, wie eigenthümlich!" hatte Boskay im Hinaufgehen gemurmelt.

Jetzt warf er sich in einen Sessel. Andreas rückte einen Stuhl vor ihn, ergriff die Hand des Freundes, und sah ihm treu und besorgt in das Auge.

„Dir ist jedenfalls etwas ganz Eigenthümliches begegnet, Stanislaus; denn ich habe Dich nie so gesehen. Erzähle mir, was ist geschehen?"

„Allerdings etwas sehr Eigenthümliches," — und er machte ihn mit allen Umständen des Geschehenen bekannt.

Der Kleine hatte etwas ganz Anderes erwartet. Jetzt warf er sich unmuthsvoll in den Stuhl zurück.

„Das ist Alles?" rief er bitter. „Nicht weil Du dem Tode durch Meuchlerhand entronnen bist, son-

dern weil Dir ein schönes Frauengesicht begegnete, deßhalb bist Du verwirrt und träumerisch, wie ein liebeskranker Knabe? Stanislaus, ich kenne Dich nicht mehr!"

„Verachte mich, — ich vergebe Dir; denn Du hast sie nicht gesehen. Aber ich sage Dir, Andreas, daß alle Schönheit, alle Anmuth, aller Liebreiz, womit jemals der Schöpfer einen Menschen beglückte, in ihrem Wesen sich vereinigt."

„Wirklich?" rief der Kleine im Tone des Spottes. „Weißt Du nicht, daß jeder schwärmerische Liebhaber dasselbe von seiner Geliebten sagt? Aber mir ist es ganz unerträglich, daß Du, bisher nur von Begeisterung für das Vaterland getragen, — daß Du von Frauenreizen umstrickt wirst. Ermanne Dich, Stanislaus, — wir haben keine Zeit für Liebeshändel. Wirf diese beschämenden Fesseln von Dir. Vergeude nicht Deine Stunden, welche nur dem wichtigen Zwecke unseres Hierseins gelten, mit Spielereien und Liebeständeleien."

„So kann nur Graf Andreas von Bath sprechen, dem ein schönes Pferd mehr gilt, als ein schönes Mädchen," sagte Boskay mit Laune.

„Jawohl ein schönes und gutes Pferd, das mich

trägt im Kampfe gegen die Feinde Ungarns," rief der Kleine mit blitzenden Augen.

„Langsam, Freund Heißsporn! Man soll nicht an Kampf und Schlacht denken, so lange Wege zu Vergleichen offen sind."

„Ah, ich verstehe! Dir käme ein langer Aufenthalt zu Wien jetzt ganz erwünscht. Man könnte Monate mit nutzlosen Unterhandluugen hinbringen, die am Ende im Sande verlaufen. Mein guter Stanislaus hat ja eine bildschöne Wienerin entdeckt, und diese könnte ihm die saure, fruchtlose Diplomatenarbeit reichlich versüßen."

Boskay's Mannesstolz wurde durch diese Rede empfindlich verletzt. Seine Augen leuchteten hell auf, indem sie auf Bath ruhten, der rasch und erregt im Zimmer hin und herschritt.

„Ich komme eben vom Obristen," fuhr dieser fort. „Es bereiten sich wichtige Dinge vor. Der Obrist kann jeden Augenblick hier sein; er wird Dich mit den Umständen bekannt machen. — Jetzt geh', — ich bitte Dich, kleide Dich um. Wirf mit den zerrissenen Kleidern den ganzen närrischen Liebestraum von Dir, und sei wieder Du selbst."

Boskay erhob sich ohne Erwiederung, und trat in sein Schlafgemach. Er zog die goldene Nadel mit

dem Diamantknopfe aus dem Kleide. Er betrachtete sie lange, und legte sie endlich mit einer Feierlichkeit und Sorgfalt in ein Kästchen, wie man kostbare Reliquien bewahrt. Sodann klingelte er dem Kammerdiener, mit dessen Beihilfe er den Anzug wechselte.

„Diese zerrissenen Kleider,“ befahl er, „bleiben in ihrem gegenwärtigen Zustande und werden sorgfältig aufbewahrt.“

Als der Graf in den Salon zurückkehrte, fand er daselbst den Obristen von Raub.

„Ich bringe wichtige Nachrichten,“ sagte dieser. Ein Gesandter des Königs von Preußen ist eingetroffen. Er überbrachte Friedensvorschläge. Friedrich II. verlangt ganz Schlesien, und verspricht dagegen Hilfe gegen Oesterreichs Feinde.“

„Und Maria Theresia?“ fragte Boskay.

„Hat den Antrag zurückgewiesen. Sie erklärt es für feige, eine der schönsten Provinzen Oesterreichs aufzugeben, und zugleich für ungerecht, ein solches Ansinnen zu stellen.“

„Die Königin gefällt mir,“ sagte Boskay.

„Aber diese Antwort an einen siegreichen Feind,“ entgegnete Raub mit Nachdruck, „läßt voraussagen, wie Maria's Antwort auf die Bitte Ungarns lauten wird. — Hören Sie weiter! Der preußische Gesandte

kehrt morgen nach Schlesien zurück, — mit ihm General von Schmettau, der beste Anführer im österreichischen Heere. Er tritt in Friedrichs Dienste. Im Lager des Königs wird zugleich der französische Botschafter, Graf Belleisle, erwartet, — die Seele der Verschwörung gegen Oesterreich. Voraussichtlich werden die näheren Grenzen der Theilung Oesterreichs festgesetzt. Und Sie, meine Herren, Sie, die Vertreter eines unterdrückten Volkes, müssen diese Gelegenheit benützen. Sie dürfen dem Orte nicht ferne sein, wo die Würfel fallen. Sie müssen sich den Verbündeten anschließen, und das künftige Geschick Ungarns leiten."

„Auch meine Ansicht!" rief Bath feurig. „Auf nach Schlesien! Stellen wir Ungarns Streitkräfte, unter ehrenvollen Bedingungen, den verbündeten Mächten zur Verfügung."

„Ich werde gleichfalls Wien verlassen," sagte Raub. „Meinen Abschied habe ich heute erhalten und brenne vor Begierde, unter die siegreiche Fahne Friedrichs II. treten zu können."

Boskay schwieg.

„Nun, Stanislaus, Du hast doch keine Bedenken?" rief Bath. „Was kann Dich, das Haupt einer mäch-

tigen Partei, hier zurückhalten, wenn das Heil unseres Vaterlandes entscheidende Schritte dringend gebietet?"

„Du kennst die Absicht, welche uns nach Wien führte," antwortete der Magnat.

„Allerdings! Steht aber zu erwarten, daß Maria Theresia unseren Vorstellungen Gehör schenkt? Hat Ungarn nicht seit Jahren vergebens seine Freiheit zurückgefordert? Und weßhalb sollen wir bitten, wenn uns die Verhältnisse günstig sind? Verhältnisse, die keine Bitten, sondern unabweisbare Forderungen stellen lassen?"

Der Graf zuckte die Achseln.

„Stanislaus," rief der Kleine bedeutungsvoll, „ich kenne den Grund Deines Zauderns! Willst Du mich zwingen, Dich für schwach zu halten?"

Boskay betrachtete den lebhaften Kleinen mit ruhigen Blicken. Dann sagte er stolz:

„Wir gehen nach Schlesien."

Das Lager bei Mollwitz.

Nach dem unbedeutenden Gefechte bei Mollwitz wich der österreichische General Neipperg nach Neisse zurück. Er deckte diese Festung und verstärkte sein Heer.

Acht Meilen von ihm entfernt lagerte Friedrich II. Er wagte es nicht, vorzurücken um die Oesterreicher anzugreifen. In der Nähe des Schlachtfeldes bezog er ein festes Lager und verweilte daselbst einige Monate. Täglich wurden Truppenübungen vorgenommen. Da er im Kampfe die Schwäche der preußischen Reiterei, gegenüber der feindlichen, kennen gelernt, so beschäftigte ihn vorzugsweise die Verbesserung derselben.

Die militärischen Uebungen bildeten jedoch die unbedeutendere Seite der königlichen Thätigkeit. Neben den Scheingefechten entwickelten sich Dinge von größter Wichtigkeit. Gesandte fast aller europäischen Höfe und Höflein strömten im Lager bei Mollwitz zusammen.

Beinahe ganz Europa hatte sich zum Untergange Oesterreichs verschworen, und Friedrichs Stellung war der Knoten des ganzen, gegen Maria Theresia gesponnenen Gewebes geworden. Der König nahm alle Gesandten freundlich auf. Er verhandelte mit den bayrischen, sächsischen, kölnischen, mainzischen, sardinischen, französischen und spanischen Diplomaten, — aber er verhandelte vorsichtig, zurückhaltend. Er wollte Oesterreichs Theilung, aber der Löwenantheil sollte ihm zufallen. Er verpflichtete sich gegen Niemand, — nur sein Interesse sollte ihn binden. Friedrichs Politik war jene der „freien Hand." Der kluge Fürst gedachte, die übrigen Mächte als Keltertreter zu benützen, indeß er den Eimer unterhielt, damit ihm der möglichst größte Gewinn zufließe.

Frankreich hatte seinen gewandtesten Diplomaten nach Mollwitz geschickt, den Grafen Belleisle. In diesem stolzen, hochfahrenden Manne hatte sich gleichsam aller Haß des Reichsfeindes gegen Deutschland, wie in einem Brennpunkte, gesammelt. Er hatte eine Denkschrift verfaßt, worin der ganze Vernichtungsplan gegen Oesterreich entworfen und jedem Verschworenen der Raubantheil bestimmt wurde. Der steinalte Cardinal-Minister Fleury hatte die Denkschrift gebilligt, und sie allen verbündeten Höfen mittheilen lassen.

Den Anstoß zu dieser Denkschrift gab jedoch kein Franzose, sondern ein Deutscher, nämlich der König von Preußen, Friedrich II.

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er den Franzosen Camas nach Versailles geschickt, um seine Dienste gegen Oesterreich anzubieten. Der alte Reichsfeind zögerte nicht, die dargebotene Hand jenes deutschen Fürsten zu ergreifen.

Friedrich empfing den stolzen Grafen Belleisle mit berechneter Freundlichkeit und Herablassung. Die französischen Sitten des deutschen Königs gefielen dem Grafen ganz außerordentlich. In des Fürsten Umgebung hörte er nur französische Laute, gewahrte er nur französisches Wesen. Der Graf glaubte, zu träumen und sich nicht im Herzen Deutschlands, sondern in Frankreich zu befinden.

Nicht minder entging ihm Friedrichs Scharfsinn, dessen Schlauheit und Gewandtheit zur größten Vorsicht mahnten.

Beide Männer verhandelten oft und lange miteinander. Nur Boyer, Marquis d'Argens, Friedrichs Vertrauter, durfte an diesen Besprechungen Theil nehmen, welche bisher zu keinem Resultate führten. Endlich hatte der König seinen Entschluß gefaßt, und erwartete Belleisle zur entscheidenden Besprechung.

Friedrichs Anzug war ganz nach französischem Geschmacke gewählt, und sein Haupt nach französischer Sitte frisirt. Der Boden des Zeltes war mit kostbaren Teppichen belegt, und allerlei Prunk und Flitter glänzte in dem Gemache. Die Zeltvorhänge waren etwas zurückgeschlagen und gestatteten einen Blick über das Lager. Auf dem Tische lagen einige Papiere, in denen Friedrich, bis zum Erscheinen Boyers, gelesen hatte.

„Daß ich es nicht vergesse, Boyer, — es wurden mir vor einigen Tagen zwei Ungarn vorgestellt. Sie kamen mit Schmettau und Kaub aus Wien, in der Absicht, für die Losreißung Ungarns von Oesterreich zu wirken. Graf Boskay ist ein stattlicher Mann, ein „herrlicher Lümmel," wie mein Vater würde gesagt haben, den er mit Gold aufgewogen hätte, um einen thurmhohen Flügelmann zu bekommen. Mir gilt der ausgezeichnete Reiter weit mehr, als der Lümmel. Ja ich bewunderte Boskays Reitkunst und hatte Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Pferdezucht und im praktischen Reiterdienste wahr zu nehmen. Boskay wäre ganz der Mann für uns. Sie wissen, wie unsere Reiterei im Argen liegt. Des Grafen Kenntnisse dürften die besten Dienste leisten. Wäre es nicht möglich, den Ungar zu gewinnen?"

„Kaum Sire! Die beiden Grafen schwärmen für

Ungarns Unabhängigkeit. So viel ich bemerkte, kamen sie hierher, um Einsicht in die diplomatischen Karten zu gewinnen, und darnach ihre Maßregeln zu treffen. Vielleicht dürfte Ihnen Boskay in Ungarn bessere Dienste leisten gegen Oesterreich, als an der Spitze Ihrer Reiterei."

Ueber des Königs Angesicht glitt jenes feine listige Lächeln, das zuweilen zum Verräther seiner Gedanken wurde.

„Ein ungarischer Aufstand möchte allerdings meinen Alliirten willkommen sein, — mir ist er gleichgültig. Oesterreich wird ohnehin klein geschlagen, — Ungarn soll aber Maria Theresia verbleiben. Vertrauen Sie dies dem Grafen. Ein so geweckter Kopf, wie Boskay, wird einsehen, daß in der preußischen Armee mehr Vortheil und Ruhm zu gewinnen ist, als in Ungarn, über dessen Schicksal der Spruch bereits gefällt wurde."

„Ich werde in diesem Sinne thätig sein. — Aber, Sire, eine freie Bemerkung! Ich habe die Denkschrift Fleurys gelesen, — wiederholt gelesen, und jedesmal gefunden, daß ihre Verwirklichung Frankreichs Oberherrlichkeit in Europa fest begründet. Flandern, Luxemburg, die Rheinlande bestimmt Frankreich für sich, — Schlesien für Preußen, — Mähren für Sachsen, — Böhmen und die Kaiserkrone für Baiern, — in Toscana,

Parma, Piacenza und Lombardien sollen sich Spanien und Sardinien theilen. Den kleinen Ueberrest soll Maria Theresia der Gnade Frankreichs zu verdanken haben. Hat nun Frankreich, durch Angliederung der reichsten Provinzen Oesterreichs, seine Grenzen erweitert, ist der alte Kaiserstaat zu Grunde gerichtet und der neue Kaiser Frankreichs Geschöpf, — dann, glaube ich, hat Preußen keine Ursache, mit dieser Veränderung zufrieden zu sein."

„Ihre Ansicht wäre demnach, Marquis?"

„Daß Frankreichs Uebermacht allen Staaten gefährlich wird."

„Es wäre also gerathen, mit Maria Theresia Frieden zu schließen, und sich mit ihr gegen Frankreich zu verbinden."

„Nun ja, — unter der Bedingung, daß Schlesien an Preußen fällt."

„Wissen Sie nicht, daß Maria Theresia diesen Antrag zurückwies? Nein, Körbe sind nicht nach meinem Geschmacke, selbst dann nicht, wenn sie aus der Hand der schönsten Frau des Jahrhunderts kommen. — Was die schwere Krone Carls des Großen auf dem schwachen Kopfe des bairischen Kurfürsten anbelangt," setzte er lächelnd bei, „so dürfte sie uns eher ein

Gegenstand des Spottes oder Mitleids, als der Furcht sein."

Vor des Königs Zelt fuhr ein prächtiger, mit Sammt und Seide ausgeschlagener Staatswagen, von vier schönen Pferden gezogen. Das Lederzeug der Pferde glänzte von Gold und Silber; sogar an verschiedenen Stellen des Prunkwagens schimmerte edles Metall. Graf Belleisle, ein stattlicher Mann, mit schwarzen, scharfen Augen und ernsten Mienen, stieg aus dem Wagen. Jetzt rauschte er in den seidenen Gewändern, mit stolzem Wesen und hochaufgerichtetem Haupte, durch den Zelteingang, wo ihn der König, strahlend von Freundlichkeit und Herablassung, empfing.

Nach Abwickelung einiger Förmlichkeiten entstand eine kurze Pause; die Pause bildete den Uebergang zum Zwecke der Zusammenkunft.

„Meine Gesinnungen sind Ihrem Hofe bekannt, Herr Graf," sagte Friedrich, als Belleisle zart den Wunsch andeutete, die Intentionen Preußens in dem bevorstehenden Kampfe kennen zu lernen. „Durch meinen Gesandten Camas, habe ich dem Herrn Cardinal-Minister meine Ansichten ausführlich entwickeln lassen."

„Und Ihre damals entwickelten Ansichten haben sich nicht verändert, Sire?"

„Nein! Der schlesische Krieg beweist, daß ich mein Programm auszuführen begonnen habe. Ich habe Fleurys Denkschrift überlegt und acceptire sie vollständig. Aber bis jetzt stehe ich allein im Kampfe gegen Oesterreich. Ich schmeichle mir jedoch, daß Frankreichs Versicherungen bald zur That werden.“

Belleisle überdachte einen Augenblick den Sinn der letzten Worte. Er kam zu dem Resultate, daß Friedrich an dem Ernste Frankreichs zweifle, nicht blos durch Subsidien und Versprechungen, sondern auch durch ein starkes Heer an dem Kampfe gegen Oesterreich sich zu betheiligen. — Indem Friedrich dem französischen Botschafter diese Ansicht beibrachte, täuschte er ihn gründlich bezüglich seiner Absichten.

„Ich habe mir die Verhältnisse genau überlegt, und bin zu dem Entschlusse gekommen,“ fuhr der König fort, „in keine bindenden Zusagen mich einlassen zu dürfen, bis der Ernst des Hofes von Versailles zweifellos fest steht.“

Allein der Grund, sich nicht zu binden, entsprang keineswegs dem Zweifel an der Aufrichtigkeit Frankreichs zur Bekämpfung Oesterreichs, sondern der Absicht, durch keine Versprechen sein Interesse zu schmälern.

Belleisle ahnte nicht, daß der jugendliche Fürst,

welcher mit der unbefangensten Miene vor ihm saß, ihn getäuscht habe.

„Und welche Bürgschaft verlangt Eure Majestät für den Ernst Frankreichs?“

„Die ganze Machtentwickelung desselben,“ antwortete Friedrich bestimmt. „Frankreich werfe zwei Heere nach Deutschland. Das eine an den Niederrhein, um Oesterreich Flandern und Luxemburg zu entreißen, — das zweite an die Donau, zur Unterstützung des für die Kaiserkrone bestimmten Kurfürsten von Bayern. Sodann erwarte ich, daß Frankreich die Krone Schweden zum Angriffe gegen Rußland bewege, damit jene Macht verhindert werde, der Königin von Ungarn Hilfe zu leisten. Endlich ist es nothwendig, Sachsen, das schwankende Sachsen, fest an die Allianz zu knüpfen. Man biete dem Könige-Churfürsten von Sachsen-Polen außer Mähren ein Stück von Oesterreich [1].“

Belleisle hatte mit ungetheilter Aufmerksamkeit diesen Vernichtungsplan des deutschen Königs gegen Oesterreich angehört. Und jetzt drückte er seine vollste Uebereinstimmung aus. Enthielten ja diese Forderungen des deutschen Königs die Bedingung, der ganzen

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 78.

Machtentwickelung des Erbfeindes Deutschlands, zur Zertrümmerung des mächtigsten deutschen Staates, — Oesterreichs, das seit Jahrhunderten die deutschen Marken geschirmt gegen Frankreichs Gelüste. —

Graf Belleisle sollte das Lager bei Mollwitz nicht verlassen ohne günstige Eindrücke für das preußische Heerwesen. Darum gab Friedrich dem Franzosen das Schauspiel der Eroberung der kleinen Veste Brieg.

Diese Veste, in einiger Entfernung von Mollwitz gelegen, wurde von tausend Mann Oesterreichern, unter dem Befehle des Grafen Piccolomini, vertheidigt. Nach verschiedenen Bewegungen und Manövern, die alle mit größter Pünktlichkeit ausgeführt wurden, ließ Friedrich die kleine Festung aus allen Stücken beschießen. Unausgesetzt flogen Zündkugeln und Bomben in das Städtchen, — sieben Tage lang. Die tapfere Besatzung ergab sich nicht. Den König verdroß die Mannhaftigkeit der Oesterreicher. Noch zerstörender und furchtbarer wirkte die Kanonade. Rauchsäulen wirbelten aus den brennenden Gebäuden empor, und glühende Lohe färbte den nächtlichen Himmel. Auch das schöne Schloß, von den piastischen Herzogen im XVI. Jahrhundert erbaut, brannte nieder. Endlich übergab die wackere Besatzung den Trümmerhaufen.

Den Franzosen erfreute in der That das siebentägige blutige Schauspiel. Deutsche Kugeln hatten vor seinen Augen eine deutsche Stadt zerstört, — deutsche Soldaten hatten ihre Brüder getödtet. Ein deutscher König hatte einer deutschen Königin seine vaterländische Gesinnung zu erkennen gegeben; — köstliche Genüsse für den Franzosen!

Belleisle nahm den Eindruck mit, daß ein deutscher Fürst von Geist die Brandfackel in dem eigenen Hause schwinge.

Ob der Franzose auch die namenlose Schmach dieser Gesinnung Friedrichs II. in Erwägung gezogen?

„So, das ist also der Brei, den die Herren zusammengekocht haben," — sprach Andreas, Graf von Bath, indem er mit den größten Schritten, deren die Beine des kleinen Mannes fähig waren, in dem Zelt-Gemache hin und herging. „Ein schmähliches, ein ekelhaftes diplomatisches Gebräue! Oesterreich reißen die Federfuchser in tausend Stücke. Sie vertheilen diese Stücke an Franzosen, Preußen, Sachsen, Baiern, Spanier, Sardinier, — an die ganze Welt! — Ungarn aber soll noch fester an das Haus Habsburg gekettet werden. Ungarn soll nicht frei, nicht Herr seines Geschickes sein. Wer hat diesen Herren das Recht gegeben, über das Schicksal eines ganzen Vol-

kes zu entscheiden? Nein, — nein, daraus wird nichts! Niemand soll über Ungarn bestimmen, als Ungarn selbst. Morgen kehren wir nach Hause zurück. Wir wollen ganz Ungarn allarmiren. Wir wollen diesen hochfahrenden Franzosen, und diesen verrätherischen Deutschen zeigen, daß jene Kraft unseres Volkes nicht erlahmte, welche dereinst dem mächtigsten Herrn der Erde, dem deutschen Kaiser, Tribut auferlegte."

Graf Boskay hörte diese Auslassung des erregten Freundes ruhig an. Er saß auf einem Feldstuhle, den Rücken an den Pfosten gelehnt, und die Beine nachlässig ausgestreckt. Auf seiner Brust glänzte, wie ein Orden, der Diamantknopf jener goldenen Nadel, womit seine schöne Retterin das zerrissene Kleid ihm anheften ließ. Er trug diese Nadel bei jeder feierlichen Gelegenheit.

Er hielt die Nadel oft in der Hand, betrachtete sie, drückte dieselbe sogar an seine Lippen. Und damit lebte jenes Begegnen lebhaft in seiner Erinnerung auf; sie stand vor ihm mit den strahlenden Augen, in holder Anmuth, in jener unvergleichlichen Majestät. Keinen Augenblick hatte er die Hoffnung aufgegeben, sie wiederzufinden, und es zog ihn nach Wien zurück, um die genauesten Erkundigungen zu beginnen. Allein er wollte dem Drängen des Herzens die Pflichten

gegen das Vaterland nicht unterordnen. Wenn die gegenwärtigen politischen Verhältnisse zum Wohle Ungarns ausgebeutet seien, erst dann, so hatte er beschlossen, sollte er Wien wiedersehen.

Auch gegenwärtig mochte sein Geist mit dem geliebten Gegenstande sich beschäftigen; denn er hörte kaum Baths heftigen Erguß. Träumerisch sah er vor sich hin, und erst, als Andreas schwieg, schaute er zufrieden lächelnd zu ihm auf.

„Nun, was sagst Du dazu?" fragte der Kleine, indem er mit verschränkten Armen vor ihm stehen blieb.

„Ich sage, daß Du einmal wieder tüchtig gepoltert hast."

„Und ich sage, daß Du einmal wieder tüchtig geträumt hast. Ich wette, Du hast kein Wort von dem gehört, was ich sagte. Ich kenne Dich nicht mehr, Stanislaus! Jene Erscheinung auf dem Wahlfahrtsberge zu Wien, macht Dir Alles gleichgültig, — sogar Dein Vaterland."

„Weil ich weniger lärme, aber vielleicht mehr denke, als mein Freund Brausekopf?"

„Gut, — was hast Du eben gedacht?"

„Wie ich am Schicklichsten die Reitergenerals-Uniform bei Seite schieben kann, welche mir der König von Preußen anbieten ließ."

Der Kleine machte große Augen.

„Du verwunderst Dich? Hat der Preußenkönig eine bessere Meinung von Deinem Freunde, als Du?"

„Weil er Dir zugemuthet, in seine Dienste zu treten? Hm! — Deine Entscheidung?"

„Wie kannst Du fragen? Ein Boskay dient keinem Emporkömmling, wie der König von Preußen ist," antwortete der Magnat stolz. „Aber die Einladung des Grafen Belleisle, an den Hof nach München, habe ich angenommen."

„Und ich habe dieselbe Einladung zurückgewiesen. Unverschämte Zumuthung, — als Staffage im Gefolge des französischen Gecken zu dienen!"

„Du sprichst übereilt," sagte Boskay ruhig. „Dem Grafen Belleisle mag der erhöhte Glanz seines Gefolges am Herzen liegen. Der Hochmuth dieses Mannes läßt auf eine geheime Absicht schließen. Lassen wir ihm diese Spielerei. Jedenfalls hat der schlaue Franzose noch andere Gründe für seine Einladung. Der Denkschrift zum Trotze, möchte er Ungarn in die Verschwörung gegen Maria Theresia verwickeln. Er ließ so etwas durchblicken, und auch die Andeutung, daß sich die Denkschrift im Interesse Ungarns verändern lasse."

„Nein, Stanislaus, nein!“ rief der Kleine abwehrend. „Ich muß Dir offen bekennen, daß mir diese schlauberechnete, tückisch angelegte Verrätherei gegen ein schwaches, hilfloses Weib wirklich ekelhaft, namenlos niederträchtig erscheint. Diese Höfe von Paris, von Berlin, von Dresden, kurz alle Verschworenen, haben durch die pragmatische Sanction Maria Theresia den Vollbesitz ihrer Länder gewährleistet, — eidlich, feierlich, vertragsmäßig gewährleistet. Und nun diese Treulosigkeit, dieser Treubruch! Nein, — unsere gute, reine Sache soll sich mit einer solchen Verrätherei nicht beschmutzen.“

„Du findest diese Verschwörung niederträchtig, schlecht und ehrlos? Wie mich das freut, Andreas!“ rief der Magnat, dem Kleinen warm beide Hände drückend. „Mir ist das Ding längst schon ganz erbärmlich vorgekommen.“

„Und doch willst Du nach München, an den Hof des künftigen französischen Gnaden-Kaisers?“

„Ja ich will, — um dieses „„ekelhafte diplomatische Gebräue,““ wie Du vorhin das politische Gewebe nanntest, bis zur tiefsten Hefe kennen zu lernen. Und dann, Andreas,“ fuhr der Magnat mit leuchtenden Blicken fort, „wollen wir mit unseren guten ungarischen Klingen jenes Gewebe entzweihauen. Mein

Plan ist noch nicht ganz reif. Ein gründlicher Blick in die politischen Verhältnisse wird ihn reifen. Aber klar ist mir, — unwidersprechlich klar, daß Maria Theresia ihren Rettern die gewährleisteten Forderungen nicht verweigern kann."

Der Kleine sah Boskay einige Secunden schweigend an. Sodann reichte er ihm stumm die Rechte.

Carl Albert.

Die gegenwärtige Verschwörung der Cabinette gegen Oesterreich war nur eine Wiederholung jener furchtbaren Allianz, welche Ludwig XIV., ein Menschenalter früher, gegen das deutsche Reich hervorgerufen.

Frankreich hatte damals die ganze romanische Race gegen Deutschland bewaffnet.

Frankreich wollte Herr und Gebieter in ganz Europa sein. Europa sollte in eine französische Universalmonarchie verwandelt werden. Ludwigs Thatkraft und Schlauheit durften sich schmeicheln, dieses Ziel zu erreichen.

Bereits war es ihm gelungen, die romanische Welt, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien unter seinem Banner zu vereinigen. Auch Belgien gehorchte seinen Befehlen. Aber dies genügte ihm nicht. Nach seiner Ansicht konnte Deutschland den Kampf mit ganz Europa aufnehmen. Das einige Deutschland

war ihm unüberwindlich, — nur das getheilte konnte besiegt werden.

Seine goldbeladenen Esel kamen nach Deutschland. Und die goldene Aussaat trug Früchte fluchwürdiger Verrätherei. Die Herzoge von Wolfenbüttel und Lüneburg, die Kurfürsten von Baiern und Cöln traten in französischen Sold.

An der Spitze dieser gewaltigen Armeen standen die besten Feldherren der Welt, — die Marschälle Frankreichs.

Man sieht, nicht alle deutschen Fürsten hatten Sinn für Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes. Und Jene, welche dieser verrätherischen Politik nicht huldigten, verzweifelten an der Möglichkeit, der drohenden Gefahr Widerstand leisten zu können.

Nur ein Mann wagte es, den Fehdehandschuh aufzuheben, welchen ihm — Europa vor die Füße warf. Dieser Mann war ein Habsburger, — Kaiser Leopold I.

Ohne Zweifel, — der tiefe Ingrimm aller Feinde deutscher Nation gegen das Haus Habsburg ist ein wohlbegründeter; denn dieses altehrwürdige, ehr- und ruhmreiche Kaiserhaus setzte jederzeit den letzten Mann und den letzten Gulden ein, zur Rettung deutscher Ehre und deutscher Selbstständigkeit.

Als Leopold I. den Armeen des französischen Eroberers und seiner Verbündeten entgegentrat, hatten die vorausgegangen blutigen Türkenkriege die Finanzen erschöpft und das Heer decimirt. Leopold stand machtlos dem bewaffneten Europa gegenüber. Die vorzügliche Stärke des Habsburgers war das Pflichtbewußtsein des deutschen Kaisers, bis zum letzten Blutstropfen der drohenden Unterdrückung und französischer Oberherrlichkeit sich zu erwehren.

Seine größte Kraft aber bestand in seinem bewunderungswürdigen Gottvertrauen, und in dem Glauben an den Sieg der guten Sache.

Es ist merkwürdig, den Kaiser in dem Augenblicke zu betrachten, als er den Kampf gegen die romanische Welt und die deutschen Verräther beschloß. Leopold kniete vor dem Lieb-Frauen-Altare in der Kirche zu Mariazell, das Cruzifix in der Hand, und betete also:

„O mein Heiland, ich bekenne hier vor Deiner Majestät, daß ich aus keinem eiteln Ehrgeize meine Armee in's Feld schicke, oder ungerechter Weise Land und Leute zu gewinnen suche; denn Du weißt, Herr! daß ich mit Allem, was Du mir gegeben, wohl zufrieden bin. Ich hoffe zu Dir, daß Dir mein gutes Absehen wohl gefallen möge, und daß Du deßhalb

meine Waffen führen und segnen wirst. Ich bezeuge auch hiermit, daß ich zu diesem Kriege gänzlich gedrungen werde, und wirst Du daher das Blut, welches vergossen werden wird, von mir nicht wieder fordern. Auf Dich, mein Gott, hoffe und vertraue ich [1])."

So betete der Kaiser.

Man stelle den französischen König mit seiner Eroberungsgier, — mit seiner Gewissenlosigkeit und seiner politischen Verruchtheit, — man stelle Ludwig XIV. und seinen deutschen Anhang neben diesen betenden Kaiser in der Kirche zu Mariazell, und man umgibt einen frommen Helden mit einer Schaar von Elenden.

Aber es ist nothwendig, einen Mann näher zu zeichnen, welcher dem Herzen Leopolds die tiefste Wunde geschlagen.

Max Emanuel, Kurfurst von Baiern, wurde von Leopold mit Ehren überhäuft. Der ehrsüchtige Baier trachtete nach dem Feldherrnstabe in den Türkenkriegen. Der Kaiser übergab ihm den Feldherrnstab und jährlich 400,000 Thaler Subsidiengelder.

Max Emanuel war nicht blos ehrsüchtig, sondern auch prachtliebend. Das arme Baiern konnte

---

1) Theatrum Europ. XVI. p. 57.

die Mittel zur Befriedigung des gewünschten Luxus nicht gewähren. Der Kurfürst gerieth in tiefe Schulden. Durch den Kaiser wurde Max Emanuel General-Gouverneur in den Niederlanden mit einen monatlichen Gehalte von 75,000 Thalern.

Die Güte Leopolds war noch nicht erschöpft. Er gab ihm seine vielumfreite Tochter, die Erzherzogin Maria Antonia, zur Gemahlin.

Den Kurfürsten fesselten demnach unzerreißbare Bande der Dankbarkeit an den Kaiser.

Und was that Max Emanuel?

Er verrieth den kaiserlichen Wohlthäter und trat zu Ludwig XIV., dem Reichsfeinde, über.

Er that noch mehr.

Durch französisches Gold und lockende Versprechungen geblendet, versprach er, die deutschen Reichsstände dem Kaiser abtrünnig zu machen und in Frankreichs Dienste zu bringen.

Max Emanuel hatte kein Gefühl der Dankbarkeit und keinen Sinn für deutsche Ehre.

Der ebenbürtige Sohn dieses Max Emanuel war Carl Albert, an dessen Hof sich jetzt der französische Botschafter, Graf Belleisle begab.

Ludwig XV. hatte das Eroberungs-Programm Ludwigs XIV. abermals in die Hand genommen.

Wiederum gab es Verräther an deutscher Ehre und und Freiheit, wie damals. Der größte unter diesen war Friedrich von Preußen. Dann kommt Carl Albert.

Wie damals Ludwig XIV. die Romanen und Deutsche gegen Oesterreich in den Kampf geführt, so sammelte jetzt Ludwig XV. Spanien, Italien, Preußen, Baiern und Andere gegen den Hort deutscher Unabhängigkeit, gegen das Haus Habsburg.

Ludwig XIV. hatte Max Emanuel versprochen, die Kaiserkrone vom Haupte seines Schwiegervaters' zu nehmen, und sie ihm zu schenken. Dasselbe Versprechen leistete Ludwig XV. dem Sohne jenes Max Emanuel, dem Carl Albert.

„Kein anderes deutsches Haus," sagt die erwähnte französische Denkschrift, „taugt für die Uebernahme der Kaiserkrone so gut, als das kurbairische. Im Bunde mit Frankreich hat es bisher nichts als Verluste und Gefahren davongetragen; — jetzt ist der Augenblick gekommen, wo man seine alte Anhänglichkeit durch Beförderung zur Kaiserkrone belohnen soll."

Und was that Carl Albert? Stieß er mit Verachtung und gerechtem Mannesstolze das lockende Geschenk des Verrathes zurück?

Er schrieb im Januar 1741 an den Cardinal-Minister Fleury:

„Der Zeitpunkt naht heran, welcher über das Schicksal des getreuesten aller Verbündeten Ihrer Majestät von Frankreich entscheiden, und Eurer Eminenz Gelegenheit verschaffen wird, der Regierung Ihres Königs ewigen Ruhm zu verschaffen; denn sollte es für Eure Eminenz und für Dero erhabenen König nicht glorreich sein, wenn Sie die Kaiserkrone auf das Haupt eines Fürsten setzen, welcher sowohl aus Herzensdrang, als aus Dankbarkeit sich stets bestreben wird, die Interessen des deutschen Reiches ganz mit denen Frankreichs zu vereinigen? Auf Sie, Herr Cardinal, den ich immer liebte und als meinen Vater ehrte, setze ich mein ganzes Vertrauen, und es wird mein höchster Stolz sein, daß der Tag, an dem ich zum Kaiserthum erhoben werde, zugleich als der ruhmwürdigste Ihrer Verwaltung vor der Nachwelt strahlen muß [1]."

Indem Carl Albert diesen Brief schrieb, fügte er das schmutzigste Blatt der bairischen Geschichte ein.

Nachdem Belleisle den König von Sachsen-Polen für den großen Verschwörungs-Bund gegen Oesterreich gewonnen, eilte er nach Nürnberg. Dort unterhandelte der Graf mit dem bayrischen Minister wegen seines

---

1) Schlosser, Gesch. d. XVIII. Jahrh. II. S. 10.

Empfanges in München. Er forderte, daß man ihn wie einen Protector, ja wie den Kurfürsten selbst empfange. Die Forderung wurde gewährt.

Ende April, umgeben von königlicher Pracht, erschien der übermüthige Franzose in Baierns Hauptstadt. Das Volk lief zusammen, den stolzen Grafen zu sehen. Der Kurfürst, von seinem ganzen Hofstaate begleitet, war dem Grafen bis vor das Thor entgegengefahren, und zwar in demselben Staatswagen, den er von Frankreich zum Geschenk erhalten hatte. Des Kurfürsten goldgestickter Rock stammte gleichfalls aus Paris, sogar die Tressen seiner Bedienten und Pagen. Der ganze Hof glänzte in französischem Flitter. Belleisle sah den Flitter und lächelte. Er dachte an die 400,000 Livres, welche der bairische Geschäftsträger, Baron Grimberghen, in Paris für seinen Herrn empfangen hatte. Und Belleisle wußte, daß sich jene 400,000 Livres, schon zu Paris, in diesen Flitter verwandelt hatten [1]).

Carl Alberts unterwürfiger Empfang hatte den hochfahrenden Franzosen vollständig befriedigt.

Belleisle kam nicht leer. Seine Taschen stacken voll hoher Wechsel; dem Kurfürsten sehr gelegen.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 84.

Sein Vater hinterließ eine Schuldenlast von dreißig Millionen, und Carl Albert vermochte es nicht einmal, die Bedürfnisse für seine Prunksucht und Verschwendung aus dem armen Lande herauszupressen. In seinen Geldnöthen war er bis zur Prägung schlechter Thaler gekommen. Aber das schlechte Geld wurde verrufen und der Kurfürst kam nicht aus der Klemme. Dennoch wimmelte sein Hof von Pagen, Lakaien, Spießträgern und Kammerdienern. Er verschwendete das Mark seines Landes mit Festen, Jagden, italienischen Opern, französischen Comödien, Tänzern und Tänzerinnen. Im Rausche der Vergnügungen hörte Carl Albert das Gestöhn seiner Unterthanen nicht, welche dem furchtbaren Steuerdrucke erlagen. Und als es auf diesem Wege nicht mehr ging, schöpfte der lebenslustige Herr aus jenen Kassen, welche öffentlichen Anstalten der Wohlthätigkeit gewidmet waren. Sogar die kurfürstlichen Reichskleinodien hatte Carl Albert vergessen, welche an Amsterdamer Kaufleute verpfändet waren.

Seitdem nun der Baier in Frankreichs Dienste getreten, öffneten sich ihm die unerschöpflichen Hilfsquellen jenes Landes. Und er schöpfte wacker aus diesen Quellen. Jeden Augenblick verlangte er Geld in Paris, — und Frankreich besoldete seinen Vasallen gut.

Die vollen Taschen des Grafen Belleisle versetzten Carl Albert in die beste Laune. Die Ebbe der kurfürstlichen Kasse wurde plötzlich in eine Springfluth verwandelt. Es gab glänzende Feste. Alles schwamm in Freude und Lust. Die Tänzerinnen entwickelten alle Meisterschaft ihrer Kunst, die italienische Oper, die französische Comödie spannten alle Kräfte an, — und der Kurfürst merkte nicht, daß er in der beginnenden deutschen Tragödie die schmachvollste Rolle übernommen hatte.

Während dieser glänzenden und verschwenderischen Hoffeste benütze Belleisle jede Gelegenheit, die einzelnen Fäden seiner Plane in das Gewebe einzufügen, das schließlich durch einen Staatsvertrag den befestigenden Abschluß erhalten sollte. Alle Personen in des Kurfürsten nächster Umgebung waren gewonnen. Carl Albert vermochte es kaum, den Augenblick zu erwarten, der ihn vertragsmäßig unter Frankreichs Protectorat stellte.

Nicht minder thätig, als Graf Belleisle, waren die beiden ungarischen Grafen. Belleisle hatte sie dem Kurfürsten als die Abgesandten Ungarns vorgestellt. Carl Albert erkannte recht gut die Wichtigkeit jenes tapferen Volkes in dem nahen Kampfe gegen Oesterreich. Er zeichnete die Magnaten bei

jeder Gelegenheit aus. Sie mußten in seinem Schlosse wohnen, bei allen Hoffesten erscheinen. Die Umstände klug benützend, gelangten sie allmälig zur Kenntniß des ganzen zwischen Frankreich und Baiern abgekarteten Planes. Zum Ueberflusse war es ihnen gelungen, des Fürsten Geheimsecretär zu gewinnen, dessen Dienstbarkeit ihnen volle Klarheit der Verhältnisse vermittelte.

Der Eindruck, welchen die Person des Kurfürsten und seines Hofhaltes auf sie hervorbrachte, war ein sehr ungünstiger.

„Ich reiste ein ganzes Jahr in Frankreich und lebte vier Monate in Paris," sagte Boskay seinem Freunde Bath. „Aber ich muß Dir offen gestehen, daß mir selbst in der Hauptstadt des Luxus eine sinnlosere Verschwendung nicht vorgekommen ist, als an diesem armen kurbairischen Hofe. Welche Masse von Leckereien auf der Tafel,— welche luxuriöse Verschwendung in den Trachten, — welch' ein Heer von Lakaien, Pagen, und dergleichen Volk! Und die Zoten und Possen im Theater, — dieses Getriller italienischer Gurgeln in der Oper! Man meint, der Kurfürst habe es darauf abgesehen, Land und Leute zu verprassen."

„Du weißt ja," sagte der Kleine, „Carl Albert schöpft aus französischen Goldgruben."

„Um so schmählicher„, versetzte Boskay. „Er verkauft Ehre und Fürstenwürde, er verräth sein Vaterland an dessen Erbfeind, zur Befriedigung seiner Genußsucht und seines verdammungswürdigen Ehrgeizes."

„Ja, — und bei allem Ehrgeize dennoch eine erbärmliche Bettelhaftigkeit! Ich habe zufällig in diese Bettelhaftigkeit einen merkwürdigen Blick gethan. Gestern hängt sich so ein geputzter Affe, — so eine Art von Major domus an mich. Der freundliche Mann will mir den Prunk seines Herrn zeigen. Er führte mich durch einige, mit französischem Trödel, geschmacklos angefüllte Zimmer. Wir gelangen in einen Saal. Diesen Saal öffnet der Mann mit einer Wichtigkeit, als stecke er den Schlüssel in die Thüre einer Schatzkammer. Was sehe ich hier? An den Wänden hin stehen gewaltige Schränke. Mein Führer öffnet sie."

„„In diesen Schränken, erklärte er, sind alle Kostbarkeiten bewahrt, welche kurfürstliche Hoheit bei der Krönungsfeier in Frankfurt gebrauchen wird. Alle diese Kostbarkeiten kommen aus Paris, — was sich eigentlich von selbst versteht; denn in Deutschland bringt man solche feine Dinge nicht fertig. — In diesem

Schranke sehen wir goldene Tressen, Seiden- und Goldstoffe zu Gewändern für kurfürstliche Hoheit. Dieser Schrank enthält sechs goldbrokatene Kleider und zwei reichgestickte Schlafröcke für unseren erlauchten Herrn. Hier liegen zweihundert Pfund Seiden-, Gold- und Silberstoffe für die kurfürstlichen Prinzessinnen. Alles aus Paris, mein Herr! Dieser Schrank enthält achtzig Paare in Gold und Silber gestickte Schuhe, — aus Paris, versteht sich! Hier liegen mehrere Hundert Ellen Tuch, Gallonen, und Tressen für Lakaien und Pagen, — und all' diese Herrlichkeit aus Paris wird beim Krönungszuge in Frankfurt prangen. — Dieser Schrank ist angefüllt mit kostbaren Putzwaren, mit goldenen Uhren und feinem Porzellangeschirr. Und dieser Schrank endlich enthält goldumrahmte Riesenspiegel für unseren kaiserlichen Herrn 1).""

„Kostbare Dinge! sagte ich. Baiern muß ein sehr reiches Land sein, daß kurfürstliche Hoheit solche Werthsachen zu erschwingen vermag."

„„O mein Herr!"" sagte der Mann. „„All dies hat Baiern keinen Heller gekostet. Ich habe Ihnen

1) Gfrörer, Gesch. XVIII. Jahrh. B. III. S. 86.

nur die Geschenke des Königs von Frankreich für meinen gnädigsten Herrn gezeigt.“‟

Einige Tage später schritt Graf Bath im Zimmer Boskays unruhig hin und her. Zuweilen las er in einem Schriftstücke, welches er dann, wie eine kostbare Urkunde, sorgfältig zusammenfaltete und wieder in die Tasche schob. Dann öffnete er ungeduldig das Fenster und sah auf die Straße hinab. Er zog brummend den Kopf zurück, schloß das Fenster, zog das Schriftstück wieder hervor, las, schob es wieder in die Tasche, und öffnete abermals das Fenster.

„Wo bleibt er nur? der Boden brennt mir unter den Füßen!“

Und neuerdings begann der Kreislauf der beschriebenen Handlungen.

Endlich kam Boskay, aufgeregt und stürmisch.

„Denke Dir, was mir eben begegnete,“ begann er lebhaft. „Ich stehe vor der Bude eines Trödel-Krämers. Ich betrachte die tausend Dinge aus der alten und neuen Zeit, welche bunt durcheinander liegen und hängen. Der Krämer stand in seiner Bude und strich das Geld ein, von einem Herrn auf das Brett gezählt. Ich betrachte ein altdeutsches schönes Gemälde. Durch jenes Bild angezogen, dringt mein Blick tiefer in die Bude. Und was sehe ich da? —

Das Porträt meiner geheimnißvollen Retterin auf dem Wallfahrtsberge bei Wien. In diesem Augenblicke nimmt der Herr das Porträt vom Nagel und entfernt sich."

„Woher hat Er jenes Bild? fragte ich den Krämer."

„„Nun, — sagte er, das Bild habe ich gekauft.""

„Von wem?"

„„Von wem, kann ich dem Herrn nicht sagen. Ich führe keine Liste über Käufer und Verkäufer.""

„Weiß Er auch, wen jenes Bild vorstellt?"

„„Wen es vorstellt? Ja. Den Erzengel Raphael stellt es vor.""

„Das ist nicht wahr! Das Bild ist ein Porträt aus Wien."

„„So! — das wußte ich nicht,"" sagte der Mann gleichgiltig. „„Mir wurde es verkauft als der Erzengel Raphael, und so habe ich es wieder verkauft.""

„Und wem hat Er es verkauft?"

„„Ich kenne den Herrn nicht!""

„Ist das nicht zum Zerplatzen, Andreas? Der Krämer hat das Porträt meiner hochherzigen geheimnißvollen Retterin, — er verkauft es mir vor der Nase weg, — er verkauft es als den Erzengel

Raphael, — soll ich denn nie erfahren," — der junge Mann warf seinen Hut auf den Tisch und schwieg.

„Muß Deine Retterin gerade ein menschliches Wesen gewesen sein?" rief Andreas lachend, dem die erzählte Scene höchst komisch vorkam. „Wenn Gott dem Juden Tobias den Erzengel Raphael schickte zur Rettung, weßhalb soll er dem ungarischen Grafen Boskay nicht auch so einen Engel gesandt haben? Ich denke, Du kannst mit deinem Retter zufrieden sein, und auch mit dem Krämer, welcher Dir ein Licht aufsteckte, wer Dein Retter eigentlich gewesen."

„Gut," sagte Boskay, der es für klug fand, in den Scherz des Grafen einzugehen, „dann gelobe ich meinen Degen dem Dienste des Erzengels Raphael."

„Und Raphael steht im Dienste Marias, seiner Königin, welche die Schutzpatronin Ungarns ist," sagte Bath. — „Und hier, Graf Boskay," fuhr er fort, das Schriftstück hervorziehend, „ist die Abschrift des geheimen Vertrages zwischen Baiern und Frankreich. Ein häßliches Machwerk, — die Krone aller Schmach und Pflichtvergessenheit."

Boskay überflog die beschriebenen Seiten.

„Eine Herkulesarbeit", sagte er, „aus dieser Kanzleibrühe die Brocken herauszufischen. Du weißt

es sicher schon auswendig. Was ist der kurze Sinn?"

„Höre! — Die allerchristlichste Majestät von Frankreich verspricht dem Kurfürsten von Baiern den deutschen Kaiserthron. Weil aber das französische Geschenk Widerspruch finden könnte, darum schickt Frankreich dem Kurfürsten ein Heer von 60,000 Mann zu Hilfe. Frankreich besoldet dieses Heer, und gibt dem Kurfürsten monatlich drei Millionen Franken. Dagegen verspricht der französisch-deutsche Kaiser, Carl Albert, alle Städte und Länder, welche das französische Heer auf deutschem Boden besetzt, Frankreich vertragsmäßig zu bestätigen. Ferner verpflichtet sich diese kaiserliche Majestät, Luxemburg und die österreichischen Niederlande für ewige Zeiten an Frankreich abzutreten [1]). — Das ist der Vertrag!"

„Abscheulich, — niederträchtig, — ehrvergessen!" stieß Boskay hervor. „Wäre ich ein Deutscher, die Scham und Schmach würde mich unfehlbar tödten. Und jene verlassene, verrathene und verkaufte Frau, Maria Theresia, — ist Ungarns Köngin!"

---

1) Gfrörer, Gesch. XVIII. Jahrh. B. III. S. 87. ff.

„Zurück nach Wien!“ rief Bath entschlossen. „Wird uns Maria Theresia nur einigermaßen gerecht, dann wird und muß Ungarn seine Königin aus diesem Knäuel von Verrath und Tücke heraushauen.“

Maria Theresia.

Der Rath, welchen Friedrich II. zur raschen Vernichtung Oesterreichs dem französischen Botschafter gegeben, wurde pünktlich vollzogen.

Die französischen Heere schickten sich an, den Rhein zu überschreiten, und die Niederlande zu besetzen.

Zu den französischen Heeren am Rhein stießen die Truppen des Churfürsten von Cöln, eines Bruders Carl Alberts, und des Churfürsten von der Pfalz, eines Vetters desselben. Spanien und Sardinien standen auf dem Sprunge, Oesterreich in der Lombardei anzugreifen.

Auf Friedrichs weiteren Rath, hatte Frankreich Schweden zum Kriege gegen Rußland getrieben, damit die Czarin Anna der bedrängten Maria Theresia keine Hilfe bringen könne.

Carl Albert hatte ganz Baiern in ein Kriegslager verwandelt. Die Laien mußten eine Kriegssteuer

von 849,000 Gulden, die Geistlichen von 1,373,000 Gulden bezahlen, — ungeheure Summen für jene Zeit und das kleine Baiern.

Friedrich II hatte am 5. Juni endlich doch einen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen. Aus Freundschaft gegen Frankreich, verzichtete er auf seine Rechte an das Herzogthum Berg, und machte sich verbindlich, den Reichsfeind in allen seinen zu erobernden deutschen Besitzungen zu schützen. — Frankreich gelobte, den König und dessen Nachkommen mit aller Macht in dem schlesischen Raube zu erhalten. Dagegen versprach Friedrich, bei der bevorstehenden Kaiserwahl Carl Albert seine Stimme zu geben. Ausdrücklich und mit Betonung hatte Friedrich verlangt, daß die Franzosen noch vor August in das Feld rückten.

So stand fast ganz Europa in Waffen gegen Maria Theresia und bereit, über Oesterreich herzufallen.

Maria Theresia glaubte nicht einmal die Größe der Gefahr. Da Frankreich durch die pragmatische Sanction sich verpflichtet hatte, in allen ihren Besitzungen sie zu erhalten, so erwartete ihre Hochachtung vor Verträgen und Menschen nichts weniger, als einen Angriff von Seite Frankreichs.

Sie sollte jetzt bitter enttäuscht werden.

Als die beiden ungarischen Grafen Ende Juli zu

Wien eintrafen, fanden sie die alte Kaiserresidenz in großer Aufregung. Der Waffenlärm von Europa wiederhallte gefahrdrohend in ihren Mauern. Der übertreibende Leumund berichtete, die Franzosen seien über den Rhein gegangen, hätten sich mit den Baiern vereinigt, und rückten bereits gegen Wien los. Es entstand eine namenlose Verwirrung und Bestürzung. Die reichen und adeligen Familien flüchteten nach Ungarn. Die Bürger vergruben ihre besten Habseligkeiten. Die Geschäfte hörten auf, die Theater blieben geschlossen, alle Vergnügungen und Lustbarkeiten schwanden, — nur der Schrecken herrschte.

Die unterste Schichte der Wiener Bevölkerung gerieth in Gährung. Gassenhauer gegen Adel, Reiche und Geistliche wurden gesungen. Sogar Denkmünzen wurden geschlagen, mit der Inschrift:

Reichen zu trutzen,
Pfaffen zu stutzen,
Armen zu nutzen.

Der Pöbel, in Zeiten schwerer Noth jeden Augenblick geneigt, über die Besitzenden herzufallen, trieb immer tiefer in die revolutionäre Strömung hinein.

Maria Theresia war nicht, wie die Reichen und Adeligen, nach Ungarn geflüchtet, sondern in Wien geblieben. Sie wußte, daß ihre Gegenwart den geord-

neten Verhältnissen einigen Halt gab. Aber sie besaß keine Macht, die Ordnung zu stützen. Das österreichische Heer stand unter Neipperg in Schlesien, um Friedrich II. in Schach zu halten. Brachen nun wirklich die verbündeten Deutschen und Franzosen in ihr Land, so mußte die macht- und hilflose Königin es geschehen lassen, — schließlich sogar ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Aber wohin sollte sie flüchten?

Fast alle deutschen Höfe hatten sich gegen sie verschworen, — den grollenden Ungarn durfte sie ihre Person nicht anvertrauen.

In diesen schweren Bedrängnissen suchte und fand diese große Königin einzig Trost in der Macht ihres Glaubens, und ihres bewunderungswürdigen Gottvertrauens. Vor vierzig Jahren war ihr Großvater, Kaiser Leopold I., in ähnlicher Bedrängniß. Er sah hunderttausend rebellische Ungarn plündernd gegen Wien anrücken, indeß Max Emmanuel, jener Empörer gegen Kaiser und Reich, mit einem französischen Heere nahte, um vor Wien den Empörern die Hand zu reichen. Während die besonnensten Männer alle Fassung verloren, bewahrte Kaiser Leopold seine Ruhe und Siegesgewißheit, — denn beide gründeten auf des frommen Kaisers Gottvertrauen und auf der Ueber-

zeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache. Durch diesen Geist siegte Leopold. — Jener schweren Zeit gedachte Maria Theresia, und auch sie schloß sich fest an Gott. Täglich sah man das „schönste Weib ihres Jahrhunderts," und auch das sittenreinste, verschiedene Kirchen besuchen. Sie betete lange und innig vor den Altären. Auf ihre Vorstellung, hatte der Erzbischof Buß- und Fasttage angeordnet. Maria Theresia besuchte zu Fuß alle Kirchen, worin gepredigt wurde, sie wohnte allen Bittprocessionen bei, und selbst der rohe Pöbel hatte Achtung vor so viel Frömmigkeit und Tugend.

„Den Wienern muß plötzlich der Teufel in den Leib gefahren sein," sagte Boskay, als er, am Tage seiner Ankunft, von einem Ausgange in das Gasthaus zurückkehrte. „Ich habe gesehen, wie der Pöbel das Gewölbe eines Juden ausplünderte, wie er den zeternden Krämer mißhandelte, und dessen Haus demolirte. Polizei sieht man keine. Ganz Wien ist aus den Fugen. Leute von Anstand erblickt man nirgends auf den Straßen, — lauter angetrunkenes, loses Gesindel. Sogar mich insultirten die Lumpen, und ich hatte gute Lust, Einigen die Schädel einzuschlagen."

Der Kleine lachte über den Zorn des Magnaten.

„Die Verhältnisse liegen für uns sehr günstig,"

sagte er dann mit lebhaften Manieren. „Maria Theresia ist wirklich in einer verzweifelten Lage. Sie wird und muß Ungarn gerecht werden, oder untergehen."

„Hast Du eine Audienz nachgesucht?"

„Ja! Die Königin hat die Gnade, uns morgen Schlag zwölf Uhr zu empfangen."

Am folgenden Tage fuhren die beiden Grafen, in dem vollständigen, reichen Costüme der ungarischen Magnaten, nach der Hofburg. Boskay hatte die goldene Nadel seiner Retterin bei dieser feierlichen Gelegenheit nicht vergessen. Wie ein Orden funkelte der Diamantenknopf auf seiner Brust.

Nachdem sie verschiedene Stufen der Empfangsfeierlichkeiten überwunden, und nebenbei in den geängstigten und bestürzten Gesichtern der Hoflakaien und Kammerherren gelesen, wurden sie in ein prachtvoll ausgestattetes Empfangszimmer geführt.

In Mitte des Zimmers stehend, das Angesicht nach der Thüre gewandt, durch welche die Königin wahrscheinlich eintrat, beschäftigte sie lebhaft der Zweck ihrer wichtigen Sendung und die Sorge für ihre weitgehenden Plane. Andreas trug umfassende Schriftstücke in der Hand: — Abschriften sämmtlicher Verträge zwischen den Verschworenen. Die Gesichtszüge der beiden jungen Männer glühten vor Aufregung

und Erwartung, und als jetzt ein Geräusch in dem Vorzimmer hörbar wurde, steigerte sich ihre Erregung bis zu athemloser Spannung.

Die Flügelthüre ging weit auf, und herein trat, strahlend in Schönheit und Anmuth, Maria Theresia, das Opfer seltener politischer Ruchlosigkeit und Treulosigkeit. Ihre schlanke Gestalt kleidete eine Robe von Silberbrokat mit einem blauen, mit Diamanten besäten Leibchen. In dem üppigen Haare funkelten Brillanten und Perlen; — aber heller als Brillanten strählte ihr schönes Augenpaar, das freundlich auf die Grafen gerichtet war.

Auf die beiden Magnaten brachte die Erscheinung der Königin den tiefsten Eindruck hervor. Bath war überrascht und geblendet von dieser Macht der Schönheit. Er beugte unwillkürlich Haupt und Knie.

Boskay hingegen blieb, wie vom Krampfe befallen, steif stehen. Seine Ueberraschung war außerordentlich, und er starrte, keiner Bewegung fähig, mit weitgeöffneten Augen die Erscheinung an: — seine Retterin auf dem Wallfahrtsberge. Einige Augenblicke sah und hörte der Graf nichts. Seine Glieder befiel ein leises Zittern, und jetzt brach er, in tiefer Bewegung, stumm in die Kniee.

Der melodische Klang einer sanften, ihm wohlbekannten Stimme, schlug an sein Ohr.

„Stehen Sie auf, Graf Boskay! Wir sind ja alte Bekannte, nicht wahr?“ fuhr sie liebreich fort. „Sie sagten damals, daß Sie Ihre Königin besuchen wollten, — wo blieben Sie denn so lange?“

Boskay stammelte eine ziemlich unverständliche Entschuldigung. Andreas eilte ihm rasch zu Hilfe.

„Politische Gründe zwangen uns, die Ehre, Eurer Majestät aufwarten zu dürfen, hinauszuschieben. Wir begleiteten den französischen Botschafter, den Grafen Belleisle, nach Mollwitz, Dresden und München.“

Die Königin staunte. Die vorgegebene Reise schien ebenso ihre Verwunderung, wie ihr Mißfallen zu erregen. Sie gedachte der Verschwörung, und das eben noch in Freundlichkeit strahlende Auge wurde größer und dunkler. In den lächelnden Zügen war jede Anmuth verschwunden, und ihr ganzes Wesen umfing plötzlich tiefer Ernst, eine unaussprechliche Hoheit und Majestät. Mit ihren lichten Augen blickte sie den Kleinen so forschend und durchdringend an, daß dieser unwillkürlich den Blick senkte.

„Sie reisten mit dem französischen Botschafter in das Lager von Mollwitz, an die Höfe von Dresden und München?“ sprach sie nach einer langen Pause.

„Und in welcher Eigenschaft, Herr Graf, begleiteten Sie jenen französischen Unterhändler zur Verwirrung und Spaltung Deutschlands?“

„In der Eigenschaft Ihres getreuesten Unterthanen, Majestät! Wir mußten, bevor unser Plan reifen konnte, das politische Gewebe kennen lernen, welches die Feinde Oesterreichs zusammengesponnen haben. Wir waren so glücklich, unseren Zweck vollkommen zu erreichen. Diese Schriften enthalten alle öffentlichen und geheimen Verträge zwischen Frankreich, Preußen, Bayern und Sachsen.“

Maria Theresia griff etwas hastig nach den Papieren. Sie ließ sich auf den Sessel nieder, löste den rothseidenen Umschlag und las in den Schriften. Ihr Antlitz begann zu glühen, und als sie nach einigen Minuten das Haupt vom Lesen erhob, lag es wie tiefe Entrüstung über ihren Zügen.

„Ich danke Ihnen, meine Herren! Die Herren haben mir in der That sehr wichtige Dienste geleistet. Diese Schriften,“ fügte sie ernst bewegt bei, „vernichten meinen Glauben an die Heiligkeit des Eides und der Vertragstreue von Seiten jener Mächte, die sich gegen uns verschworen haben. — Aber,“ fuhr sie nach einer unterdrückten Erregung fort, „Sie sprechen von einem Plane! Was ist dies für ein Plan?“

„Wir wurden von einer Adelsversammlung unseres Landes hieher geschickt, um von der Gerechtigkeit Eurer Majestät die endliche Gewährung der langjährigen Bitten Ungarns zu erflehen. Im sechzehnten Jahrhundert kam Ungarn, wie Eurer Majestät bekannt ist, mit einer sehr freien Verfassung an Ihr erlauchtes Haus. Diese Verfassung trat nie vollkommen in's Leben. Gegenwärtig besitzt Ungarn nicht einmal einen Palatin."

„Ich kenne Ungarns Klagen," sprach Maria trübe, als Bath einen Augenblick inne hielt. „Längst habe ich die Möglichkeit bedacht, Ungarns gerechten Ansprüchen zu genügen. Aber ein König vermag, beim besten Willen, nicht Alles sofort durchzuführen. Die Dinge müssen reifen. — Und nun der Plan?"

„Kurz gesagt, Majestät, — der Plan ist, mit Hilfe Ihrer getreuen Ungarn die Verschwörung der Cabinete zu vereiteln."

Der Graf hatte erwartet, Maria Theresia werde die Aussicht, durch eine Erhebung Ungarns Rettung aus der drohenden Gefahr zu finden, mit Freude begrüßen. Er täuschte sich.

„Wir wollen dies überlegen," sagte sie. „Vorerst werde ich mich genau mit dem Inhalte dieser Papiere

bekannt machen. Ich entlasse Sie mit aller Huld und mit der besten Hoffnung für die Wünsche meines getreuen und tapferen Volkes der Ungarn."

Boskay hatte kein Wort gesprochen. Es lag wie eine Betäubung auf seinem Wesen. Und jetzt schritt er schweigend an Baths Seite durch die langen Gänge der Hofburg, nach dem harrenden Wagen. Kaum hatten sie denselben bestiegen, als Andreas in einen begeisterten Erguß über die Königin ausbrach.

„Bei der Patronin Ungarns," rief er, „unsere Königin ist das schönste Wesen, welches jemals das Auge der Menschen erfreute! Welche strahlende Augen, welche Gestalt voll Liebreiz, Anmuth und königlicher Majestät! Glaube mir, Stanislaus, ich war anfänglich ganz verblendet und verwirrt. Oft hörte ich, Maria Theresia sei das schönste Weib, — aber die Wirklichkeit hat alle meine Vorstellungen weitaus übertroffen. Ihr Blick könnte Bildsäulen bewegen, und ihr Lächeln Herzen von Stein schwärmen machen. — Und wir sollen die besten Hoffnungen für die Wünsche ihres getreuen Ungarvolkes haben! — hat sie nicht so gesagt? Ist das nicht ein wahrhaft fürstliches Wort? „„Ein König kann beim besten Willen sofort nicht Alles durchführen,"" — aber ein Herrschergeist,

wie derjenige ist, welcher Maria belebt, kann Alles durchführen."

Boskay sprach kein Wort. Sein Angesicht war bleich, sein Auge dunkel und glühend. Nur zuweilen nickte er bejahend zum Lobe der Königin.

Die bisherige Sehnsucht des jungen Mannes nach der unbekannten Retterin, sein Fühlen für dieselbe, — und nun das unerwartete Zusammentreffen, ihr fürstlicher Rang und ihr Stand, — dies Alles rief ein solches Chaos von Ueberraschung, Verwirrung und Empfindungen in ihm hervor, daß sein Geist einiger Zeit bedurfte, um das freie, klare Bewußtsein wieder zu gewinnen.

Andreas hatte seine Lobrede und seine glänzenden Hoffnungen für Ungarns verfassungsmäßige Freiheit in den lebhaftesten Ausdrücken fortgesetzt, und dieselbe nur einige Augenblicke unterbrochen, als der Wagen vor dem Gasthause hielt.

„Aber sage mir, Stanislaus," fragte er plötzlich, nachdem er einige Gänge durch das Zimmer gethan, und jetzt vor dem Freunde stehen blieb. „Du bist ja ganz stumm! Bei der Krone des heiligen Stephan, jetzt erinnere ich mich, daß Du während der ganzen Audienz keine Sylbe gesprochen hast! Was ist Dir? Hat Dir unsere schöne Königin die Sprache geraubt?"

„Du hast es wirklich getroffen,“ sagte er ruhig. „Weißt Du, wen ich in Maria Theresia wiedergefunden habe?“

„Nun?“ fragte Bath gespannt.

„Den Erzengel Raphael von München, — die Retterin meines Lebens auf dem Wallfahrtsberge.“

„Ist es möglich! Darum sprach sie von „„alter Bekanntschaft?““ Das ist ja köstlich! — Wer hätte so etwas vermuthet? Bedenkst Du auch, Freund, daß Du zweimal Dein Leben ihr schuldig bist, — der Königin und der Retterin?“

„Ich weiß es. Aber in Anbetracht des menschlichen Wankelmuthes, — in der Voraussicht schwieriger Verhältnisse, die sich zwischen Maria und mich stellen könnten, will ich mich ihr fest und auf immer verpflichten?“

Er trat in das Nebenzimmer und kehrte mit einem Crucifix von Elfenbein zurück. In feierlicher Stimmung erhob er das Crucifix vor den Augen des erstaunten Freundes und sprach:

„Ich nehme Dich, Graf Andreas von Bath, zum Zeugen, daß ich, Graf Stanislaus von Boskay, Herr von Nemeti, Rekkö und Fülek, auf das Bild des Gekreuzigten den heiligsten Eid schwöre, Maria Theresia bis zum letzten Athemzuge alle Kraft meines Geistes

und meines Leibes zu weihen, — daß ich bei Gott, bei meinem Patrone, bei der gebenedeiten Patronin Ungarns und bei allen Heiligen gelobe, den letzten Tropfen Blutes für unsere Königin zu vergießen. Halte ich diesen Schwur nicht, dann wirst Du, Graf Andreas von Bath, mich in allen Schlössern Ungarns, auf allen Marktplätzen der Städte unseres Landes, als einen Meineidigen und elenden Verräther erklären."

„Amen," sagte Bath.

Nach diesem etwas mittelalterlichen Gelöbnisse drückte Boskay das Crucifix an seine Lippen, und bekräftigte durch einen Handschlag, in die Rechte des Zeugen, das feierliche Versprechen.

Sogleich begann Boskay jene rastlose Thätigkeit, wodurch er in den späteren Kriegen und politischen Verwickelungen für Maria Theresia sich hervorthat.

Ohne zu speisen, schrieb er einige Briefe, und schickte sie durch einen Eilboten nach Ungarn. Sodann saß er, ungestört durch seinen lebhaften Freund, eine volle Stunde, sinnend und gedankenvoll.

Gegen Abend meldete der Kammerdiener den Minister von Bartenstein.

Boskay begab sich in den Salon, wo er einen

Mann in dem gewöhnlichen Anzuge vornehmer Stände traf.

Der Mann trat ihm einige Schritte entgegen, verbeugte sich tief, und heftete eine Secunde das klare Auge durchdringend auf den Magnaten.

Bartenstein hatte sich durch anhaltendes Studium, welches ausgezeichnete Fähigkeiten unterstützten, von dem einfachen Schreiber bis zur höchsten Stellung emporgearbeitet. Dieser Mann besaß ungewöhnliche Energie, großes Selbstvertrauen, und eine unbedingte Hingabe für das Haus Habsburg.

Der Adel haßte den Emporkömmling. Als ein besternter Herr von vielen Ahnen in seiner Gegenwart sagte:

„Dieser Herr wird den Hof noch tief hineinfahren," — antwortete Bartenstein: „Ich werde ihn auch wieder herauszufahren wissen."

Bei Maria's Thronbesteigung begleitete er das Amt eines Staatssecretärs. Es bildete sich eine sehr einflußreiche Partei zu seinem Sturze. Bartenstein wußte dies. Deßhalb bot er Maria Theresia seine Abdankung an. Aber die geistreiche Königin hatte die hohen Eigenschaften des Mannes sogleich erkannt. Sie verwarf die Abdankung.

„Jetzt ist es nicht an der Zeit, daß Ihr abdanken

dürft," sagte sie. „Fahret fort, so viel Gutes zu thun, als Ihr vermögt. Böses anzurichten, werde ich Euch schon zu hindern wissen."

Bei Cabinetsberathungen verletzte Bartenstein, in Folge seines Mangels an höfischer Bildung, sowie durch kühne Aeußerungen, Maria's Zartgefühl. Aber die Fürstin dachte groß genug, um diese unwesentlichen Fehler zu übersehen, und nur den ausgezeichneten und treuen Staatsmann zu würdigen.

Bartensteins Haltung war frei und natürlich, sein Blick offen und scharf, seine Rede kurz und ohne Clauseln.

„Unsere Majestät schickt mich zu Ihnen, Herr Graf!" begann er, nachdem Boslay ihm gegenüber Platz genommen. „Ich kenne bereits den Inhalt der überbrachten Schriften, und möchte nur um einige nähere Aufschlüsse bitten."

Es entspann sich zwischen beiden Männern eine lange Unterredung, an deren Schluß der Minister lächelnd äußerte:

„Sie sind ein ausgezeichneter Beobachter, Herr Graf! Ich muß königliche Majestät augenblicklich von den Dingen in Kenntniß setzen, die Sie mir anvertraut haben."

Am folgenden Tage erhielten die beiden Magnaten

eine Einladung zur Hoftafel. In dem Speisesaale trafen sie den Minister von Bartenstein, einige vornehme Herren, mit langen Zöpfen, und den Hofcaplan. Pünktlich zur bestimmten Zeit erschien die Königin, von zwei Kammerfrauen begleitet, — unter diesen die schöne Agnes, welche Boskay die zerrissenen Stücke seines Kleides angeheftet hatte. Ihr Blick begegnete zufällig jenem des Grafen. Sie mochte an den Vorfall denken; denn es glitt eine Bewegung über ihr Antlitz, die jedoch, unter dem Zwange der Hofetiquette, keinen bestimmten Ausdruck gewann.

Der Geistliche sprach laut ein kurzes Tischgebet; denn Maria hatte, dem Drange ihres Herzens und ihrer Ueberzeugung folgend, in der Hofburg ein sittenstrenges und religiöses Leben eingeführt. Die Magnaten saßen zur Seite der Fürstin. Es wurde wenig gesprochen, von politischen Dingen gar nichts. Die Ruhe der Herrscherin ließ nicht entfernt Oesterreichs verzweifelte und gefahrvolle Lage vermuthen. Die betreßten Diener glitten geräuschlos auf den Teppichen hin, es wechselten einige Gänge, und nach einer halben Stunde war die königliche Mahlzeit zu Ende.

Die Gesellschaft begab sich in den anstoßenden Saal. Dort entspann sich ein ziemlich ungezwungener Verkehr, der nicht entfernt jener steifen spanischen

Hofsitte glich, welche unter den vorausgegangenen Kaisern in der Hofburg zu Wien sich eingeschlichen. Maria liebte ein ungezwungenes, offenes Wesen, gehoben und geregelt durch feinen Anstand. Sie sprach mit Allen aus der Gesellschaft. Zuerst mit dem Grafen Bath; dann mit den Herren mit den Zöpfen am Hinterhaupte und mit den glänzenden Sternen auf der Brust. Boskay schien sie absichtlich zu meiden, und als der junge Mann dieselbe Bemerkung der Vernachläßigung zu machen glaubte, beschlich es ihn, wie tiefe Wehmuth. Es sprach Niemand mit ihm, er fühlte sich sehr befangen. Als dennoch einer der bezopften Herren zu ihm trat, gab er so kurze Antworten, daß sich der Herr, in der Meinung, den Grafen zu belästigen, mit einer Verbeugung zurückzog. So kam es, daß er unbeachtet und plötzlich allein stand. In diesem Augenblicke trat Maria vor ihn.

„Kennen Sie Gräfin Agnes von Kyburg nicht mehr?“ fragte sie, das jugendliche Fräulein vorstellend. „Wir sind damals etwas rasch von einander geschieden, und daher mag es kommen, daß uns der Graf seinen Dank noch schuldet. Nun,“ — fügte sie lächelnd bei, „ich sehe an der mit Ostentation getragenen Nadel, daß die beiden Wallfahrerinnen bei Ihnen doch in gutem Andenken stehen.“

Er rang nach Fassung.

„Verzeihen Sie, Majestät!" sprach er. „Ich habe zwar gleich, nach der schönen und edlen That, meinen Dank in einigen leeren Worten gestammelt. Diese konnten jedoch weder dem Drange meines Herzens, noch der Pflicht genügen. Darum habe ich feierlich gelobt, mein Leben Jener zu weihen, der es mit doppeltem Rechte gehört, — meiner Königin und meiner Retterin."

„Ich bin von Ihrer Treue überzeugt, Graf Boskay! Und Männer von fester Treue, von Geist und Thatkraft, hat Ihre bedrängte Königin jetzt sehr nothwendig."

Sie schwieg einen Augenblick. Trübe Schatten verdunkelten vorübergehend den strahlenden Glanz ihrer Augen.

„Der gütige Gott möge den Andrang meiner Feinde abwehren, — wir vertrauen dem Allmächtigen," sagte sie ernst.

Sodann erheiterte sich ihr Angesicht wieder, und sie fragte mit liebenswürdiger Naivetät:

„Sie haben es doch nicht unterlassen, Herr Graf, unserer lieben Frau, in deren Kapelle wir uns damals befanden, Ihren Dank abzustatten?"

„Ich bekenne meine Undankbarkeit, Majestät!

Seit jenem Tage habe ich die Wallfahrtskirche nicht mehr gesehen."

„Machen Sie diese Schuld rasch gut. Ich will Ihnen hiezu Gelegenheit geben. Morgen Nachmittag, Punkt vier Uhr, begleiten Sie uns an jenen gebenedeiten Ort."

Der Magnat machte eine Verbeugung. Die Fürstin ließ den jungen Mann in einer Fassung zurück, von der er sich keine klare Rechenschaft zu geben vermochte.

Zu Maria Theresia's hervorragender Regierungskunst gehörte ihre bekannte Geschicklichkeit, fähige Persönlichkeiten zu benützen. Wenn sie den einflußreichen Magnaten zu einer Wallfahrt einlud, so geschah dies vielleicht weniger zu dem angegebenen Zwecke, als aus politischen Absichten. An Boskay's Treue mochte sie nicht zweifeln; allein das Haupt einer starken Partei konnte ihr manche Aufschlüsse über Ungarns Verhältnisse geben, vielleicht sogar manchen guten Rath in dieser verhängnißvollen Zeit.

Eine Stunde später saß Maria in ihrem Cabinet. Vor ihr lagen die Abschriften der Verträge. Sie hatte dieselben wiederholt gelesen, und diese Lectüre prägte einen herben Schmerz auf ihr Angesicht. Bartenstein trat unangemeldet und rasch ein. Die sonst ruhigen

Züge des Staatsmannes waren aufgeregt. Die Königin blickte empor.

„Von zwei schlimmen Nachrichten steht eine auf Ihrer Stirne geschrieben, Bartenstein. Entweder ist Neipperg geschlagen, oder die Franzosen haben den Rhein überschritten."

„Das Letztere ist geschehen, Majestät!" sprach er trübe. „Und das Zweite," fügte er nach kurzer Pause hinzu, „gehört nicht zu den Unmöglichkeiten."

Maria saß sprachlos. Ihr Antlitz wurde weiß, wie Marmor, aber in den großen Augen begann es zu leuchten, wie Entrüstung und Zornesglühen.

„So ist doch geschehen, was ich niemals glauben konnte: — die unaussprechlich frevelhafte That, — die Verschwörung deutscher Fürsten mit dem Erbfeinde des Reiches. Unerhört, — himmelschreiend!"

„Und wir sind in der Lage, einen raschen Entschluß fassen zu müssen," sagte Minister von Bartenstein. „Von Rußland, welches mit Schweden im Kriege liegt, ist Hilfe nicht zu hoffen, — auch nicht von England für den Augenblick. Oesterreich steht den verbündeten Heeren offen, und diese werden nicht säumen, gegen Wien vorzurücken, — gegen Wien, welches ohne Besatzung ist. Sachsen steht im Begriffe,

mit 21,000 Mann in Böhmen einzufallen, der König von Preußen brachte sein Heer auf 70,000 Mann und wird Neipperg angreifen. Unterliegt der Feldmarschall, was ich bei der großen Ueberlegenheit des Feindes glauben muß, dann wird Friedrich ganz Schlesien besetzen und vielleicht zu Wien den Verbündeten die Hand reichen. Das ist unsere Lage. Oesterreich ist vollständig isolirt und von allen Seiten bedroht."

Die Königin war ruhig geworden. Eine seltene Festigkeit und Entschlossenheit prägte sich in ihrer Haltung aus.

„Sie rathen demnach?"

Der Minister hatte offenbar seinen Plan schon fertig. Er zögerte jedoch, denselben vorzulegen, und gab eine ausweichende Antwort.

„Sprechen Sie offen Ihre Ansicht aus, Bartenstein!"

„Eurer Majestät dürfte nicht entgehen," sagte er etwas verlegen, „daß nur eine Allianz mit Preußen retten kann."

Er schwieg einen Augenblick, um den Eindruck des Vorschlags zu bemessen. Die Königin erwiederte nichts.

„Friedrich selber bot seine Freundschaft an," fuhr der Staatsmann ermuthigt fort. „Vielleicht gelingt

es, ihn zum Kriege gegen die Verbündeten zu bewegen. Jedenfalls erhält Neipperg Luft, und kann zum Schutze Wiens heranrücken."

„Eine Allianz mit Friedrich von Preußen!" sagte Maria, wobei es namenlos schmerzlich über ihr Gesicht hinglitt. „Und diese Allianz sollen wir mit dem Verluste Schlesiens erkaufen, — dies rathen Sie, Bartenstein?"

„Eure Majestät möge bedenken, daß Schlesien unter allen Umständen verloren ist."

„Und Sie mögen bedenken, Herr Minister, daß ich die Hilfe eines solchen Freundes verschmähe. Nein, dem Räuber werde ich den Raub niemals bestätigen. Sie kennen Friedrichs Tücke und Hinterlist. Er hat am französischen Hofe diese ganze Verschwörung gegen Oesterreich angezettelt, und zwar zu einer Zeit, wo er die innigste Freundschaft für uns heuchelte; — er hat Schweden gegen Rußland aufgehetzt, damit jene Macht uns keine Hilfe bringen kann; — er hat dem französischen Feldmarschall den Kriegsplan zur raschen Vernichtung Oesterreichs auseinandergesetzt, — und mit diesem Manne sollen wir uns verbünden? Sind wir denn sicher, daß er nicht in demselben Augenblicke neue Ränke gegen uns schmiedet, wo er die Freundes-

hand bietet? Nein, — kein Wort von dieser Sache weiter!"

Bartenstein saß schweigend und rathlos.

„Der Kurfürst von Bayern hat doch wenigstens offen und ehrlich gehandelt," fuhr sie fort. „Er hat aus seinen feindseligen Absichten kein Hehl gemacht. Aber dieser Friedrich, — o dieser Friedrich, der sogar das Gebet in Schlesiens Kirchen für mich verbot, als ich krank niederlag!"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung und schwieg.

„Eure Majestät," sagte der Staatsmann, „verwirft den einzigen Ausweg, — ich weiß keinen zweiten."

„Ueberlegen Sie, Bartenstein! — Liegt Oesterreichs Untergang im Rathschlusse Gottes, dann wollen wir ehrenhaft untergehen."

Sie enließ den Minister.

Maria war in das anstoßende Zimmer getreten. Die Strahlen der Abendsonne schossen durch die hohen Fenster herein, und kaum sichtbare vergoldete Stäubchen wirbelten in den Strahlen durch einander. Die Königin befand sich in ihrem Schlafgemache, das an ihr Arbeitszimmer stieß. Eine Wiege von Silber und sehr alter Arbeit, stand an der Seite ihres Bettes,

das ein rothseidener Baldachin überwölbte. In der Wiege lag ein Kind von einigen Monaten, — der spätere Kaiser Joseph II. Es schlief. Das silberne Bettchen funkelte im Sonnenschein und die goldenen Stäubchen umtanzten die schlafende Unschuld.

Maria stand vor der Wiege und blickte in mütterlicher Liebe auf das Kind. Das Bewußtsein der bedrohten Lage, die Sorgen und Gefühle der Mutter vermengten sich miteinander. Das weiche Empfinden deutscher Weiblichkeit gewann für einen Augenblick den Sieg über die geistige Kraft der Herrscherin. Maria weinte. Durch den Lichtstreifen fielen ihre Thränen wie glänzende Perlen herab auf die Wiege. So stand sie lange in tiefer Bewegung. Zuletzt faltete sie die Hände vor der Brust und sah hilfesuchend zu dem Crucifixe empor, das gegenüber an der Wand hing.

„O liebster Jesus!“ betete sie. „Du Hort und Schirmer aller Bedrängten, strecke Deine allmächtige Hand schirmend aus über meine Kinder, — über mein Volk, — über mich!“

Sie hatte nicht bemerkt, daß eine Tapetenthüre aufgegangen, und ein stattlicher Mann eingetreten war. Der junge Mann hatte die weinende, betende

Fürstin gesehen und blieb unbeweglich stehen. Jetzt trat er vor.

„Ah — Stephan!“ hatte sie bei seinem Anblicke gerufen.

Er trat heran und schloß das reizende Weib in seine Arme.

„Ich habe Dich so schnell aus Tyrol nicht zurückerwartet,“ sagte sie. „Haben die Jagden Dich nicht vergnügt?“

„Es zog mich heim, Maria! Aber Du hast geweint, — was ist geschehen?“

Sie berichtete den Einfall der Franzosen in das Reich; sie erzählte kurz den Inhalt der Verträge, und entwarf mit einigen scharfen Strichen ein Gemälde von Oesterreichs gefährlicher Lage. Der Herzog von Lothringen saß schweigend und niedergedrückt. Obwohl ein Enkel jenes berühmten Helden von Wien und Ofen, besaß Franz Stephan doch keine Anlagen, die ihn zum Feldherrn oder Herrscher befähigten, — dagegen desto mehr Hang zu Vergnügungen aller Art, besonders zum Spiele. Maria kannte die Unfähigkeit des Gatten. Sie liebte ihn leidenschaftlich, aber sie gestattete ihm keinen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte.

Damit sie ganz der eigenen Kraft vertrauen lerne,

sollte Maria sogar den schützenden Arm des Gatten vermissen.

„Gott steh' uns bei, das sind ja schlimme Geschichten!" sagte er. „Aber tröste Dich, Maria! Ich werde den Säbel meines Großvaters umschnallen und für Dich in den Kampf ziehen."

„Ich bedaure, Dir ein Commando über hunderttausend Mann nicht geben zu können," entgegnete sie lächelnd. „Du weißt, Stephan, Pulver und Kanonen beherrschen die Schlachten. Persönliche Tapferkeit hat von ihrem Werthe viel verloren. Man siegt jetzt durch gewaltige Massen, — diese fehlen uns."

Der lebensfrohe Herzog nahm Oesterreichs Lage weit ernster auf, als sie es erwartet hatte. Er schüttelte besorgt das Haupt und sah höchst bedenklich vor sich hin. Die liebende Gattin wußte, daß seine Geisteskräfte nicht befähigt seien, die düstere Lage entfernt zu bessern. Darum strebte sie, das finstere Gewölk auf des Gatten Stirne zu zerstreuen.

„Nun, Stephan," fragte sie in munterem Tone, „wie viele Gemsböcke hast Du geschossen?"

Sie hatte die richtige Saite angeschlagen.

„Vier prächtige Thiere," — und der Herzog begann, nach Art leidenschaftlicher Waidmänner, alle Einzelnheiten der nicht ungefährlichen Jagd zu schildern.

Die Königin hatte ihren Zweck erreicht. Stephan vergaß über der Erinnerung an das erlebte Vergnügen Franzosen, Preußen und alle im Anzuge begriffenen Feinde Oesterreichs. —

Derselbe einfache, dichtverschlossene Wagen, mit den Vorhängen an den Fenstern, welcher damals Voskay und seine Retterin aufgenommen, rollte durch die Straßen der Residenz. Der Graf saß der Königin gegenüber, an Maria's Seite Agnes von Kyburg. Voskay sprach von seinen Erfahrungen zu Mollwitz, zu Dresden und München. Ohne alle persönliche Bemerkungen erzählte er einfach die Thatsachen. Die Fürstin folgte aufmerksam den Erzählungen. Zuweilen stellte sie eine Frage, aber auch sie enthielt sich jeder Deutung und verlor keinen Augenblick die ruhige Fassung. Den Magnaten wunderte dies. Er begriff nicht, wie Maria das gegen sie gesponnene verruchte Gewebe vor sich entfalten sehen könne, ohne darüber in Entrüstung gegen ihre Feinde auszubrechen.

Der Wagen hielt an der Stelle, wo der Pfad zu dem Hügel emporführte. Sie verließen den Wagen, und begannen, langsam den Pfad emporzusteigen. Voskay erwartete, die Königin werde das politische Gespräch fortsetzen und zugleich ihre Absichten und Pläne durchblicken lassen, wie der drohenden Gefahr

zu begegnen sei. Boskay erwartete dies um so mehr, da es ihn drängte, seine guten Rathschläge zu entwickeln. Er täuschte sich. Mit dem Wagen war die Politik verlassen.

„Ich muß Sie kurz mit der Geschichte des heiligen Ortes bekannt machen, den wir besuchen," begann sie nach einigen Schritten. „Graf Berthold soll ein wilder, gewaltthätiger Mensch gewesen sein. Er lebte im zwölften Jahrhundert und war ein Waffengefährte Barbarossa's in den Kämpfen gegen Alexander III., — oder vielmehr in den Kämpfen gegen das Papstthum. Denn ich finde, daß Barbarossa in jenen Kämpfen ebenso die hohenstaufische Politik vertrat, wie Alexander das Recht und die Freiheit der Kirche verfocht. — Auf der Seele des Grafen Berthold lastete manche schwere That. Nach des Kaisers Aussöhnung mit dem Papste kehrte er auf seine Burg zurück, ohne seinen Kampf gegen die Kirche und seine Gewaltthätigkeiten gegen den Klerus einzustellen. Besonders mußten die armen Mönche viel durch ihn leiden. Die Chronik erzählt manche Schändlichkeiten von ihm. Allein Berthold hatte wenigstens eine gute Gewohnheit. Er betete jeden Tag, unserer lieben Frau zu Ehren, drei Ave Maria. Diese fromme Gewohnheit wurde seine Retterin. Während eines Aufenthaltes

zu Wien, ging er, neue Ränke schmiedend, auf diesen Hügel. Da geschah es, daß ihm die Mutter des Herrn erschien, und den Grafen wegen seines Wandels und seiner gottlosen Gesinnung scharf tadelte. — Berthold nahm das Kreuz und zog nach Palästina, um, damaliger Sitte gemäß, im Kampfe für das heilige Grab seine Schuld zu sühnen. Nach Hause zurückgekehrt, baute er an dem Orte seiner Erscheinung jene Kapelle und in deren Nähe für sich eine Klause. Dort lebte er in strenger Zurückgezogenheit, in Fasten und Gebet, bis zu seinem Tode. Das ist kurz die Entstehungsgeschichte der Kapelle."

„In früherer Zeit war die Kapelle ein sehr beliebter Wallfahrtsort. Jetzt noch wird sie von Einigen gerne besucht, besonders von Jenen, die in schwerer Bedrängniß sind. Es sollen auch viele Wunder da geschehen sein, wie die zahlreichen Krücken von geheilten Lahmen bezeugen."

Der Graf hörte die Geschichte stillschweigend an, ohne über deren wunderbaren Inhalt das mindeste Erstaunen zu verrathen. Er schwieg auch jetzt, nachdem die Erzählerin geendet.

„Seit acht Monaten," fuhr Maria nach einer Pause fort, „besuche ich wöchentlich zweimal die Kapelle; denn auch ich und mein Volk sind in schwerer

Bedrängniß. Und ich glaube, daß Gott ebenso leicht die lahmen Füße ganzer Völker, wie einzelner Menschen zu heilen vermag."

„Auch ich glaube dies," versetzte Boskay rasch. „Nur müssen die Völker ihre Lahmheit erkennen. Sie müssen, wie die körperlich Lahmen diesen Berg, die Anhöhe der besseren Erkenntniß zu ersteigen suchen, um des Allmächtigen Hilfe würdig zu sein. Ich bin fest überzeugt," schloß er mit Betonung, „daß Gott keinem Menschen, am wenigsten ganzen Völkern, seine Hilfe versagt, nachdem die Menschen guten Willen gezeigt, und das Ihrige nach Kräften gethan haben."

Die Fürstin sah den Ungar forschend an.

„Das Letztere haben Sie mit Rücksicht auf mich und Ihr engeres Vaterland gesagt," sprach sie.

„Ich läugne es nicht, — ja, ich habe es mit Rücksicht auf Eure Majestät und auf Ungarn gesagt."

„Ihre Offenheit thut mir wohl," sprach die Königin, über des Magnaten Freimuth erstaunt. „Sie werden sich genauer erklären."

Sie standen vor der Kapelle und traten ein. Die Königin kniete vor dem Hauptaltare nieder, nicht auf dessen Stufen, sondern auf den alten, ausgetretenen Steinplatten des Fußbodens. Gräfin Agnes ließ sich in einem Stuhle nieder. Boskay trat gleichfalls in

einen Stuhl, und nachdem er das Innere des alten Gotteshauses mit den tiefen Fensternischen, den kleinen aber reichgeschmückten Altären betrachtet, und auch den Krücken, Stöcken und Votivtafeln an den Wänden einen Blick geschenkt, versuchte er, die Gedanken zum Gebete zu sammeln. Aber es gelang ihm nicht. Sein Geist war zu erregt. Sein Auge lenkte immer wieder zu der betenden Fürstin hin. Er kannte den Zweck ihres Herkommens und den Inhalt ihrer Bitten. Ein hilfloses hochherziges Weib, von mächtigen Feinden umdrängt, flüchtete zu Gott. Die Habsburgerin, der würdige und einzige Sprößling langer Ahnenreihen, rief in dieser abgelegenen Kapelle zum Himmel um Rettung aus einer wahrhaft verzweifelten Lage. Und es schien dem Grafen, daß hier wirklich die Allmacht eingreifen müsse, um die ringsum gähnenden Abgründe zu überbrücken. Zugleich schnitt es ihm in die Seele, daß ein Wesen von so hohen geistigen und körperlichen Vorzügen, politischer Ruchlosigkeit zum Opfer fallen sollte. Ein lebhaftes Zürnen erfüllte seine Brust, und im Stillen erneuerte er das feierliche Gelöbniß.

Maria erhob sich. Sie trat zu dem Opferstock und ließ eine Spende hinabgleiten. Sie tauchte den Finger in den Weihwasserstein, und gab, bevor sie

andächtig sich bekreuzte, dem Grafen das Weihwasser. Dieser hatte flüchtig in ihre Züge hineingesehen, und war erstaunt über den Frieden des Antlitzes. Es fiel ihm auf, daß ein Mensch, vor dessen Füßen Abgründe gähnen, so ruhig und gefaßt sein könne.

Sie gingen unter den schattigen Lindenbäumen hin. In der Nähe des Ortes, wo der Magnat von jenen Bösewichten angefallen worden, blieb die Fürstin stehen. Sie blickte dem Ungar tief in's Auge, und die Anmuth ihres Wesens verwandelte sich in den Ernst und die Würde der Herrscherin.

„Sie haben einen Punkt berührt, Graf Boskay, über den Sie mir näheren Aufschluß geben müssen. Sie glauben, daß Ungarn bisher Unrecht geschehen, — nicht?“

„Ja, ich glaube es, Majestät, und ganz Ungarn glaubt es. Die freie Constitution Ungarns wurde nicht geachtet, und bis heute erwartet es noch immer von der Güte seiner Königin Gerechtigkeit. Ein todter Buchstabe ist unsere Verfassung, unser Adel ist gehemmt und verkürzt an der Theilnahme für das Wohl des Landes.“

„Ich kenne dies,“ unterbrach sie ihn. „Ich weiß, Graf Boskay, daß die Versicherungen Ihrer Treue keine leeren Worte sind. Ich achte Ihre Einsicht

und klare Beurtheilung der Verhältnisse. Sagen Sie offenherzig Ihren guten Rath."

„Wenn königliche Majestät mich zum Rathgeber in diesem Augenblicke erhebt," sprach der Magnat sehr ernst, „so ist dies ein Standpunkt, der meinen geringen Geisteskräften nicht gebührt. Aber ich glaube, daß ein Mann, der genau mit den Zuständen seines Vaterlandes bekannt ist, frei und offen vor seiner Herrin sprechen soll. — Meine Ansicht geht nun dahin, daß königliche Majestät Ungarn zufrieden stelle. Wäre es auch unmöglich, alle billigen Forderungen des Landes augenblicklich zu gewähren, so dürfte doch die Gewährung der wichtigsten Punkte jenes tapfere Volk mit seiner Lage versöhnen, und zugleich eine Begeisterung für seine Königin erwecken, die eine mächtige Stütze in den gegenwärtigen politischen Gefahren sein wird."

Er schwieg einen Augenblick. Maria blickte sinnend nieder, und er glaubte ernste Bedenken in ihren Zügen zu lesen.

„Ich begreife recht gut," fuhr er fort, „daß für Könige Schritte sehr schwierig sind, welche von dem bisherigen Regierungsgeleise abweichen. Aber, Majestät, der Drang der Zeitverhältnisse entschuldigt Vieles,

und von Ihrer Herzensgüte und Gerechtigkeit erwarten wir Alles."

Maria's Blick haftete immer am Boden. Sie erwiederte kein Wort. Boskay wurde plötzlich sehr bewegt. Ihre Haltung sagte ihm, daß Ungarn nichts zu hoffen habe. Und doch bat er nicht blos für Ungarn, sondern für Maria selbst; denn sie mußte, nach seiner Ueberzeugung, in dem bevorstehenden Kampfe untergehen. Nur Ungarns Streitkraft konnte hier retten. Dagegen stand es zweifellos fest, daß keine ungarische Klinge die Scheide verließ, wenn die Königin in jener Stellung gegen Ungarn verharrte, welche ihre Vorfahren eingenommen.

„O theuerste Herrin, — allergnädigste Königin!" rief der Magnat erregt, indem er sich auf ein Knie niederließ. „Als Sie eben vor dem Allerhöchsten flehend knieten, dachte ich, ein so frommes Herz wird sich den gerechten Bitten eines ganzen Volkes nicht verschließen. Im Geiste blickte ich nach Ungarn, — das ganze Land strömte bewaffnet zusammen, — es galt die Rettung seiner edlen, gerechten Königin. — O Majestät, lassen Sie mir die Beruhigung, daß dieser Blick von Gott kam, — zu Ungarns Heil und zur Warnung Eurer Majestät. Ich dachte mir, die Schwierigkeiten sind groß, — die Pflicht des Königs

aber ist größer und mächtiger, denn alle Schwierigkeiten."

Die letzten Worte gossen eine dunkle Röthe über Maria's Antlitz. Sie blickte zu dem jungen Manne nieder. Prüfend las sie in seinen Zügen. Ein offenes, treuherziges und lebhaft erregtes Gesicht leuchtete zu ihr empor. Sie reichte dem Grafen die Hand.

„Stehen Sie auf, Boskay! Ja, die Pflicht muß stärker sein, denn alle Hemmnisse. Stehen Sie auf, — Ungarn soll zufrieden sein mit mir."

Er hatte ihre Hand festgehalten. Jetzt küßte er sie tiefbewegt.

Sie gingen eine Strecke schweigend den Pfad hinab.

„Sie ahnen es nicht, Herr Graf, in welchen Kampf widerstreitender Elemente ich mich gestürzt habe. Doch, mein Versprechen ist gegeben! Möge es mir gelingen, eine alte Schuld zu sühnen."

„An dem Gelingen zweifle ich nicht, Majestät! Und Ungarn wird keine Opfer scheuen für seine Königin. Mein Vaterland in Waffen ist mächtig genug, alle Feinde Oesterreichs niederzuwerfen."

„Ja," entgegnete sie lächelnd, „wenn jedes Ungarnherz so treu und warm schlüge, wie das Ihrige, Boskay."

Sie bestiegen den Wagen und fuhren in die Stadt zurück.

In der Hofburg angelangt, gab der Graf das Geleite bis in die Vorzimmer der Königin. Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand, welche Voskay, auf ein Knie niedergelassen, küßte.

Agnes von Kyburg verweilte so lange in dem Zimmer, bis Maria aus demselben schied. Jetzt war sie im Begriffe, dasselbe zu verlassen. Sie stand einen Augenblick zögernd und sah zu dem Magnaten hinüber. Ihre Blicke begegneten sich. Das Alleinsein mit dem jungen Manne mochte verursachen, daß sie verschämt niedersah.

Der Magnat hatte bisher das stille, bescheidene Fräulein kaum beachtet. Von Planen für sein Vaterland bestürmt, und ganz vom Strome politischer Begebenheiten getragen, hatte er sogar übersehen, der Gräfin ausdrücklich für die auf dem Wallfahrtsberge geleisteten Dienste zu danken. Jetzt überkam ihn plötzlich das Bewußtsein, eine große Unschicklichkeit begangen zu haben. Er glaubte, ihr Blick habe eben wie verletztes Zartgefühl zu ihm herübergeleuchtet. Bevor noch die Gräfin einen Schritt nach der Thüre gethan, trat er rasch auf sie zu.

„Gnädiges Fräulein, zu meiner größten Beschämung

muß ich bekennen, daß ich bisher keine Veranlassung genommen, Ihnen für die Güte zu danken, welche Sie mir nach jenem mörderischen Anfalle bewiesen. Ich könnte freilich, zu meiner Entschuldigung, die unausgesetzten Sorgen und Bemühungen für Ungarn vorbringen, die all mein Sinnen und Denken ausschließlich in Anspruch nehmen. Doch, keine Entschuldigung! Ich bekenne mein Vergehen. Empfangen Sie nachträglich meinen wärmsten Dank für die bewiesene Güte."

Sie hatte ihn erröthend und gesenkten Blickes angehört. Der Graf, welcher sie bisher immer neben Maria Theresia gesehen, wunderte sich jetzt, die seltene Schönheit der Gräfin früher nicht bemerkt zu haben. Der Grund des Uebersehens lag freilich sehr nahe; neben dem strahlenden Glanze der Sonne, verschwindet jedes Leuchten des schönsten Gestirnes.

„Ich lasse Ihre Entschuldigung gelten, Herr Graf! Wäre ich ein ungarischer Magnat und ebenso für mein Vaterland begeistert, würde mir dasselbe begegnet sein."

„Ich schätze mich glücklich, Gräfin Agnes, daß Ihre Meinung von mir nicht ungünstig ist."

Sie verbeugte sich mit einem freundlichen Blicke und verließ das Zimmer.

Boskay war auf demselben Flecke stehen geblieben, das Auge längere Zeit auf die Thüre gerichtet, durch welche die leichte Gestalt verschwunden war.

„Blind muß ich gewesen sein bisher!“ sagte er vor sich hin. „Wie schön sie ist!“

Ein Vasall Frankreichs.

Die Verbündeten waren in Oesterreich eingefallen. Die Bayern und Franzosen hatten Linz besetzt und ihre Vorposten bis nach St. Pölten, nur zwanzig Stunden von Wien, vorgeschoben.

Der genußsüchtige Carl Albert schwelgte in endlosen Festen zu Linz. Die Stände jener Landschaft hatten ihm gehuldigt. An diese Huldigungen knüpfte sich eine lange Reihe von Vergnügungen. Der neue Erzherzog von Oesterreich schwamm so munter in dem rauschenden Strome der Freuden und Ehren, daß er gänzlich vergaß, nach dem von Truppen entblößten Wien vorzurücken, und das Herz von Oesterreich wegzunehmen.

In den Straßen von Linz flutheten Truppengattungen aller Art, Bayern, Franzosen, Pfälzer und andere Verbündete. Die Franzosen trugen an Hüten und Helmen blauweiße Quasten, wodurch ausgedrückt

werden sollte, daß sie nicht im Dienste ihres Landes gegen Oesterreich kämpften, sondern im Dienste Bayerns. In dem Gewühle der Straßen tauchten zuweilen offene Wagen auf, worin besternte Herren saßen, mit goldbortirten Röcken und langen Haarzöpfen. Diese Wagen kamen vom Schlosse, wo der neue Erzherzog wohnte, oder fuhren dahin. Die Gesichter jener Herren waren ernst, nachdenkend, ungeduldig, trübe oder freundlich, je nachdem der Diplomatenkopf die Lage der Verhältnisse in seinem Interesse betrachtete. Noch andere Wagen sah man, in denen keine Diplomaten saßen, sondern schnatternde Gänse, blöckende Schafe, klagende Kälber und schreiende Hühner. Lachende Soldaten umgaben diese Wagen, und kräftige Bauernpferde, von Fuhrleuten mit trüben Gesichtern gelenkt, zogen die Beute, welche Franzosen und Deutsche in der Umgegend aufgetrieben. Carl Albert ließ sich von den Oesterreichern nicht bloß huldigen, er begann seine Regierung mit schweren Erpressungen und Zwangslieferungen. Der neue Erzherzog hätte zwar die Lieferungen für das Heer blank bezahlen können; denn Belleisle war neuerdings mit bedeutenden Summen aus Frankreich zurückgekehrt. Aber Carl Albert brauchte viel Geld für seinen Hof, und an die Leistungen seiner Unterthanen war er gewöhnt.

Durch das Gedränge der Straße schoben sich mühsam zwei Männer, — eine ungewöhnlich kleine, lebhafte Gestalt, und eine große, hagere Figur. Der Kleine ging immer voran, der Hagere folgte ihm auf der Ferse, die Lücken augenblicklich benützend, welche des Kleinen Vordringen gleichsam eroberte. Endlich gelangten sie in die Nähe des Schlosses, wo einige Reihen Geschütze aufgepflanzt standen. Sie schritten rasch über den Platz und verschwanden in dem Schlosse.

„Wie gesagt, Herr Oberst," begann der Kleine, nachdem sie in ein Zimmer getreten, „ich wünsche vorläufig unbekannt zu bleiben."

„Wozu aber diese Zurückhaltung, Herr Graf?" fragte der Oberst.

„Weil es noch unbestimmt ist, ob Ungarn die Wege der Verbündeten gehen kann. Ungarn strebt natürlich nach Selbstständigkeit, und wenn die umlaufenden Gerüchte wahr sind, dann habe ich keinen Augenblick am Hofe des Churfürsten zu verlieren."

„Angenommen also, die Verbündeten hätten fest beschlossen, Ungarns Krone auf dem Haupte Maria Theresia's unangefochten sitzen zu lassen, — was dann?"

„Dann, Oberst Kaub, wird Ungarn seine eigenen Wege gehen. Indessen hoffe ich," setzte der Graf bei,

„wird das gemeinsame Interesse die Verbündeten von Ungarn nicht trennen."

Kaub ging einige Male unschlüssig durch das Zimmer. Dann blieb er vor dem Grafen stehen.

„Ich hoffe dies auch, Graf Bath! Sie waren offen gegen mich, — Sie haben mir den Zweck Ihrer Sendung vertraut, ich will auch offen gegen Sie sein. — Hören Sie! König Friedrich sandte den General von Schmettau an den Churfürsten von Bayern. Vor vier Tagen kamen wir an. Der Zweck unserer Sendung ist: — Carl Albert zu bewegen, ungesäumt gegen Wien vorzurücken, und dann auf Preßburg loszustürzen. Dieser Schlag wird Maria Theresia ohne Zweifel vernichten. Ein Zug nach Böhmen hingegen, welchen die Franzosen unbegreiflicher Weise anrathen, wäre durchaus verfehlt. Friedrichs Genie erkannte dies augenblicklich. Er wird den Churfürsten ohne Zweifel für seine Ansicht gewinnen [1])."

Eine lebhafte Erregung spielte im Angesichte des Magnaten. Man konnte aber nicht genau beurtheilen, ob diese Bewegung Schrecken oder Ueberraschung ausdrückte.

„Nun, — und der Churfürst?" stieß er rasch hervor.

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 112 ff.

„Hatte bis jetzt keine Zeit, den Gesandten des Königs von Preußen anzuhören. Die Huldigungen der Stände, das Geräusch der Feste, die Folgen üppiger Gelage, machten bisher den lebensfrohen Fürsten für eine ruhige Audienz unfähig," — fuhr Raub etwas spöttisch fort. „Freilich keine vielversprechenden Eigenschaften für den kühnen Eroberer, der seine Zeit besser benützen sollte. Indessen hat sich Albert doch entschlossen, die ausführliche Darlegung des Planes anzuhören. Morgen zehn Uhr ist die Audienz."

„Der Rath Ihres Königs ist meisterhaft," sagte der Kleine. „Der Zug nach Wien und Preßburg, statt nach Böhmen, wird in der That jede freie Bewegung Maria's zur Gegenwehr im Keime ersticken. Ich habe nur den Wunsch, daß Preßburg die Verbündeten, als Freunde der Unabhängigkeit und Freiheit Ungarns, begrüßen darf."

„Einverstanden, Excellenz!"

„Ein kluger Rath, — ein tadelloser Plan, zum sichern Verderben Maria Theresia's!" rief Bath. „Je mehr ich darüber nachdenke, desto heller strahlt vor meinem Geiste das Genie Ihres Königs. Ein rascher Zug nach Wien und Preßburg überliefert Oesterreich unfehlbar dem Verderben, — durchschneidet der Königin jede Sehne der Bewegung. Und wie natürlich

wiederum dieser Plan ist! Daß die Franzosen, sonst Meister in der Kriegskunst, nicht darauf verfielen!“

„So ganz natürlich ist der Zug nach Wien und Preßburg doch nicht, Herr Graf! Dies scheint nur so, nachdem Friedrichs Feldherrnblick diesen kürzesten und sichersten Weg, zum Verderben des Hauses Habsburg, gefunden.“

„Ich brenne vor Ungeduld, zu erfahren, wie der Churfürst entscheidet. Darf ich morgen anfragen?“

„Warum nicht? Kommen Sie nur, ich stehe zu Diensten! Ich unterschätze die Stellung nicht, welche Ungarn bei dem beginnenden Sturze Oesterreichs einzunehmen vermag, und kein Mensch, — mein König nicht einmal ausgenommen,“ — fügte er voll Rachsucht bei, „wünscht sehnlicher die Vernichtung Oesterreichs, als ich.“

Am folgenden Tage, zur festgesetzten Stunde, traten die Abgesandten des Königs von Preußen in das Cabinet des Churfürsten. Sie fanden bei ihm den Marquis von Beauveau, welcher das Heer als französischer Botschafter begleitete.

Dieser französische Diplomat war ein Mann in vorgerückten Jahren, von mittlerer Größe, hager, mit geistreichen Gesichtszügen und sinnenden Blicken. Die höfischen Förmlichkeiten der preußischen Offiziere er-

wiederte er mechanisch. Aber sein Blick ruhte durchdringend auf ihnen, als wolle er die diplomatische Qualität Beider abwägen. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgte er dem Vortrage Schmettau's. Man konnte in den Mienen des Franzosen lesen, daß der General, in gewandter und schlagender Weise, seines Auftrages sich entledigte.

Carl Albert saß in dem schwellenden Pfühle. Während Schmettau Friedrichs Feldzugsplan begründete, überkam den Fürsten wiederholt ein unbezwingbares Gähnen.

„Ich meine, Sie hätten dies Alles viel kürzer sagen können, General," sprach der Churfürst, nachdem Schmettau geendet. „Meinen Sie das nicht auch, Herr Marquis!"

„Ich finde das Gegentheil, Sire! Der Rath des Königs von Preußen ist von großen Folgen, und ein solcher Rath muß allseitig beleuchtet werden."

„Und was halten Sie von dem Rathe?" fragte der Fürst.

Der Marquis zuckte die Achseln und schwieg.

In Folge dieses Achselzuckens kam der Bayer in Verlegenheit, — ungefähr wie ein Mensch, der, nicht frei in seinen Entschlüssen, seinem Herrn nicht wider den Kopf stoßen möchte.

„Es ist Alles gut, General, was Sie da vorbringen," sagte er ausweichend. „Es fragt sich nur, ob es auch ausführbar ist," — und er sah den Marquis fragend an.

„Wien ist sehr fest, und wir haben keine Zeit zu verlieren," versetzte der Franzose.

„Jawohl, — wir haben keine Zeit zu verlieren," bestätigte Carl Albert.

„Ich verpflichte mich," entgegnete Schmettau, „innerhalb vierzehn Tagen Wien zu erobern. Ich kenne die Festungswerke genau und versichere, daß der Ruf von Wiens Festigkeit nur daher kommt, weil es niemals tüchtig angefallen wurde. Der Inseln und der Leopoldstadt kann man sich ohne alle Schwierigkeit bemächtigen. Wien ist dazu ohne Besatzung. Die Bürger werden beim ersten Kanonenschuß die Thore öffnen, weil sie ihre in den Vorstädten gelegenen Besitzungen nicht der Verwüstung preisgeben wollen. Wien ist dazu der Großherzogin von Toskana abgeneigt, dagegen herrscht daselbst eine mächtige, der bayrischen Dynastie sehr ergebene Partei. Hoheit wird die Documente näher geprüft haben, die ich in letzter Beziehung vorlegte."

Carl Albert nickte beistimmend.

„O ja, die Wiener hatten immer gesunden Ver-

stand," rief er. „Offen gestanden, Herr Marquis, möchte ich über Wien nach Böhmen rücken."

„Obschon 20,000 Sachsen auf dem Sprunge stehen, in Böhmen einzufallen, Sire?"

Der Franzose hatte des Churfürsten Achillesferse getroffen. Mit Mühe konnte der Bayer durch die vorausgegangenen Verhandlungen dazu gebracht werden, einen winzigen Theil Böhmens an Sachsen abzutreten. Er wollte ganz Böhmen gewinnen. Beauveau benützte schlau diese Ländersucht des Fürsten und dessen Neid gegen Sachsen.

„Freilich, den vermaledeiten Sachsen muß man in Böhmen zuvorkommen," sagte er.

„Durch den Zug nach Wien und Preßburg, fällt ja Böhmen viel leichter und schneller in die Gewalt Eurer Hoheit," sagte Schmettau. „Während Sie Maria Theresia in Oesterreich und Ungarn Schach bieten, lassen Sie das in der Oberpfalz stehende Heer auf Prag losrücken."

Diese strategische Bemerkung war so schlagend und klar, daß Beauveau's Gesicht auf einen Augenblick die diplomatische Ruhe verlor.

„Beim Teufel, der General hat Recht!" rief Carl Albert. „Finden Sie das nicht auch, Herr Marquis?"

„Nicht so ganz, Sire! Sie kennen unseren Feld-

zugsplan. Einmal gefaßte Plane dürfen vorschnell nicht geändert werden."

„Ja, — aber, — ist es Ihnen denn nicht klar, daß der kluge Rath unseres Verbündeten von Preußen ganz in unserem Vortheile liegt?"

„Ich erkenne dies wirklich nicht so klar!" antwortete der Franzose, in einem an Sarkasmus grenzenden Tone.

„Gut, — aber mir ist der Handel ganz klar," rief der Fürst, durch Beauveau's Benehmen verletzt. „Wir gehen auf Wien los!"

„Als Bevollmächtigter Frankreichs muß ich dagegen protestiren," sagte der Marquis im Tone des Befehles. „Es steht durchaus nicht in meiner Macht, die Verhaltungsmaßregeln meines Hofes eigenmächtig zu verändern. Sie vermögen dies ebenso wenig, Sire!"

Der Bayer saß unbeweglich und steif. Eine dunkle Gluth des Unwillens färbte sein Gesicht. Auf seinen Lippen schwebte eine heftige Erwiederung; allein er sprach sie nicht aus. Den kochenden Unmuth kühlte rasch das Bewußtsein gänzlicher Abhängigkeit von Frankreich. Mit einem bitteren Lächeln wandte er sich an Schmettau.

„Mich haben Sie vollkommen von der Nützlichkeit

des Planes Ihres Königs überzeugt, General! Versuchen Sie nun, auch diesen Herrn zu überzeugen."

Er machte eine grüßende Handbewegung und verließ das Zimmer.

Schmettau hatte die Lage der Dinge durchschaut. Der Churfürst war eine Puppe in der Hand Frankreichs. Ohne dessen Willen durfte er keinen Schritt thun. — Es entspann sich zwischen ihm und dem Marquis eine sehr lebhafte Unterredung. Durch Schmettau's klare Erläuterungen gedrängt, mußte schließlich der Franzose die Ausführbarkeit des Planes, dessen Vortheile, sogar die Gewißheit des Gelingens anerkennen. Je schlagender jedoch Schmettau bewies, desto lebendiger wurde der Franzose. Zuletzt verlor er alle diplomatische Ruhe und es entschlüpften ihm Worte, die er hätte verschweigen sollen.

„Der Plan ist gut, — dennoch geht es nicht, — es geht unmöglich!" rief er. „Wir nehmen Wien, — wir ziehen siegreich in Preßburg ein, — Maria Theresia ist vollständig zu Grunde gerichtet, — Carl Albert ist Herr von ganz Oesterreich! Aber, General, dann wird uns dieser Mensch nicht mehr nöthig haben, — und das wäre gegen unseren Vortheil[1])."

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 115.

„Wenn Sie den vorgelegten Plan nur im Lichte des französischen Vortheiles betrachten, Herr Marquis," sagte Schmettau, „dann ist jede weitere Erörterung überflüssig. Aber mein Herr und König machte den Vorschlag im Interesse seines Alliirten von Bayern."

Er grüßte kalt und verließ mit Raub das Zimmer.

„Da haben wir ein Stück französischer Falschheit und Tücke," sagte Schmettau entrüstet. „Ich beklage den Churfürsten."

„Ganz Ihrer Ansicht, General!" sagte Raub. „Frankreich wird diesen armseligen Churfürsten für seine Zwecke benützen und dann fallen lassen. Am Ende verschuldet die französische Doppelzüngigkeit noch gar Oesterreichs Rettung," — und der von Haß glühende Mann kniff die Lippen zusammen.

„Sie sehen nicht ganz richtig, Oberst! Mit der Zertrümmerung Oesterreichs meint es Frankreich aufrichtig, — ebenso mit des Churfürsten Erhöhung zum Kaiser. Carl Albert erhält dazu Ober- und Nieder-Oesterreich und Böhmen, — mehr aber ja nicht! Er könnte sonst auf eigenen Füßen stehen und wäre von Frankreich unabhängig." —

Carl Albert legte noch einmal die Geldsäckel und Vorrathskammern der Oberösterreicher unter die Presse,

schlug bei Mautern eine Brücke über die Donau, und rückte der böhmischen Grenze näher.

Die Flüche und Verwünschungen der Oesterreicher folgten ihm. Der neue Erzherzog hatte sie mit der größten Rücksichtslosigkeit behandelt und ausgebeutet.

Das zweite Heer der Bayern und Franzosen, welches bisher in der Oberpfalz gestanden, rückte gleichfalls gegen Böhmen vor. Am sechsten November erreichte es Pilsen.

Die Sachsen stiegen über das Gebirge und zogen gegen Prag.

Der vernichtende, erdrückende Kreis zog sich immer enger um Maria Theresia. Der König von England, anfänglich zur Hilfe bereit, hatte mit Frankreich einen Vertrag abschließen müssen, weil ein französisches Heer in Hannover einzufallen drohte.

So war nun die Königin von aller Welt verlassen und der Raublust ihrer Feinde preisgegeben.

Unausgesetzt brandschatzend, rückten Franzosen und Bayern bis nach Budweis. Dort erfuhr Carl Albert, daß Neippergs Heer bis auf 40,000 Mann angeschwollen sei. Er hatte nämlich alle kleinen Abtheilungen an sich gezogen, welche verschiedene Plätze besetzt hielten und vor der Uebermacht zurückwichen. Durch eine geschickte Bewegung bedrohte der öster-

reichische Feldmarschall die Flanke des verbündeten Heeres. Der Churfürst begriff die Gefahr. Er sandte nach Pilsen einen Eilboten mit dem Befehle, jenes Corps solle unverzüglich zu ihm stoßen, um Reipperg zurückzuwerfen.

Das Corps kam nicht.

Der Churfürst sandte Eilboten über Eilboten, — die Franzosen wichen nicht von der Stelle.

„Nun, das ist doch etwas stark," äußerte Albert unwillig. „Fünf Eilboten schickte ich nach Pilsen, aber die Kerle hören und sehen nicht. Bin ich nicht Oberbefehlshaber der verbündeten Armee? Warum leisten die Franzosen keinen Gehorsam?"

Beauveau zuckte gleichgültig die Achseln.

„Die französischen Generäle," sagte er unbefangen, „werden ihre besonderen Instruktionen haben."

Der Bayer wurde glühendroth, wagte aber keinen Widerspruch. Er griff nach dem vor ihm stehenden Becher und trank seinen Aerger hinab.

„Die französischen Generäle haben Ihnen sagen lassen, Sire," fuhr der Marquis ruhig weiter, „daß sie nicht in Budweis, sondern zu Horzelitz mit uns sich vereinigen wollen. Die Generäle haben jedenfalls ihre Gründe, und ich bin überzeugt, daß sie davon nicht abgehen werden."

Carl Albert, der Vasall Frankreichs, mußte sich unterwerfen.

Auf Schmettau's Rath, der sich noch immer bei dem Heere befand, und dessen strategische Kenntnisse der Fürst hochschätzte, ließ er zu Budweis eine starke französische Besatzung zurück, mit dem Befehle, diese überaus wichtige Stellung gegen die möglichen Angriffe Neippergs zu vertheidigen. Jene Abtheilung stand unter dem Commando des Marquis von Leuville. Kaum war jedoch das Heer abgezogen, als Leuville Budweis verließ und der Hauptmacht folgte. Denn auch Leuville hatte seine geheimen Instruktionen. Hierdurch wurde Graf Törring gezwungen, das sehr stark befestigte Lager bei Wessely aufzugeben, und gleichfalls der Hauptmacht nachzurücken.

Rasch benützte Neipperg diese Fehler. Er besetzte Budweis und schnitt das Heer des Churfürsten von Oberösterreich ab.

Am 25. November erschien Carl Albert vor Böhmens Hauptstadt. Nur 3000 Oesterreicher, unter dem Befehle des Schotten Ogilvy, bildeten die Besatzung. Prag wurde erstürmt.

Der Churfürst saß in dem alten Schlosse zu Prag. Am siebenten December ließ er einen Herold in der

Stadt herumreiten und verkünden, daß er König von Böhmen sei.

Mittlerweile trieben sich die Franzosen brandschatzend durch das Land. Sie legten harte Steuern auf, und zwar nicht im Namen des Königs von Böhmen, sondern im Namen des Königs von Frankreich. Albert mußte es geschehen lassen. Aber die endlose Reihe von Festen und Schwelgereien ersetzten ihm reichlich das drückende Bewußtsein, — ein Knecht Frankreichs zu sein.

Moriamur pro rege nostro.

Maria Theresia blieb bis zum letzten Augenblicke zu Wien. Als die verbündeten Heere Linz besetzten, entwich sie nach Ungarn, mit ihr die letzte Stütze und Hoffnung des unglücklichen Deutschlands.

Von den Ungarn kühl empfangen, saß die Königin auf dem Schlosse zu Preßburg, jeden Tag geängstigt durch die Fortschritte des Feindes.

Minister von Bartenstein fand keine Brücke über den Abgrund, welcher Oesterreich zu verschlingen drohte. Die Stunde lag ihm nicht mehr ferne, in der sich die Verbündeten in den an Maria begangenen Raub theilen würden. Die einzige Stütze für Oesterreichs Rettung war, nach Bartensteins unveränderter Ansicht, ein Bündniß mit dem gefährlichsten und thätigsten Feinde, mit Friedrich II. Die Königin sträubte sich dagegen.

„Ich fürchte mehr die Freundschaft Friedrichs, als dessen offene Feindschaft," sagte sie.

Dennoch arbeitete der Minister unausgesetzt für diesen Plan. Er hatte den einflußreichen Boskay für seine Ansicht gewonnen. Der Magnat suchte Maria für jenes Bündniß zu bewegen, — jedoch vergebens. Friedrichs wiederholt bewiesene Treulosigkeit und politische Versunkenheit hatten auf die Fürstin einen solchen Eindruck gemacht, daß sie nicht das mindeste Vertrauen in dessen Freundschaft setzte.

Aber auch Boskay wurde bald genöthigt, von einem Bündnisse mit Friedrich abzurathen. In einer Audienz nahm er förmlich jedes Wort zurück, das er in diesem Sinne gesprochen.

„Ich bringe eine Anklage gegen mich, Majestät!" begann er. „Ich habe wiederholt ein Bündniß mit dem Könige von Preußen angerathen. Ich nehme hiermit jedes Wort zurück. Dieser Friedrich ist ein —! Doch, — der Ausdruck paßt nicht hierher. Kurz und gut, Majestät, eben lief die Nachricht vom Grafen Bath ein, daß Friedrich den General Schmettau nach Linz geschickt, um den Churfürsten zu bereden, nicht nach Böhmen zu gehen, sondern nach Wien und Preßburg. Ich glaube nicht, daß jemals ein gefährlicherer Rath gegen Eure Majestät ertheilt wurde."

„Diese neue Arglist des Königs von Preußen überrascht mich durchaus nicht," sagte sie. „Uebrigens macht der Rath seinem Scharfsinne alle Ehre. Befolgt ihn Carl Albert, dann steht es schlimm, sehr schlimm mit uns."

Sie sprach die letzten Worte mit tiefer Bewegung.

„Nicht so ganz schlimm, Majestät! In drei Tagen versammeln sich Ungarns Stände um ihre Königin. Von dieser Versammlung hängt Alles ab. Ich bitte inständig, allergnädigste Herrin, die verheißenen Freiheiten zu gewähren. Ich weiß, daß man Ihrem hochherzigen Entschlusse entgegenarbeitet, — daß eine kurzsichtige Partei keine Versöhnung mit Ungarn will. Verschließen Sie Ihr königliches Ohr jenen gefährlichen Rathgebern. — Ungarns ganze Wehrkraft wird seiner Herrscherin zu Gebote stehen."

„Ich halte mein Wort, Graf Boskay!"

Hohe Befriedigung leuchtete im Gesichte des Grafen.

„Ich hätte noch eine Bitte!" sagte er, mit eigenthümlichen, an Verlegenheit grenzenden Manieren. „Meine Bitte ist etwas seltsamer Art, und mag die Verwunderung meiner königlichen Herrin erregen. Aber die Noth ist groß. Jeder helfende Arm muß in der Bedrängniß willkommen sein."

Er hielt inne, bog den Bart zwischen die Zähne, und vergaß vor innerer Erregung jedes Gebot der Etiquette.

„Was haben Sie denn?“ fragte Maria erstaunt.

„Majestät, — in den Wäldern Slavoniens hausen zahlreiche Räuberbanden. Kühne, verwegene Männer, welche das Gesetz aus der Gesellschaft gestoßen. Theilweise Verbrecher, Nichtswürdige, Elende, — ja! Aber nur theilweise. Es sind Leute voll Tapferkeit, abgehärtet gegen alle Gefahren und Strapazen, Männer, die vom Kampfe leben. Jene tapferen Banden möchte ich um mich schaaren. Ich möchte ein Regiment aus ihnen bilden, und an ihrer Spitze der Erste sein im Streite gegen Franzosen und Bayern. Darum bitte ich, gestatten Sie gnädigst jenen Leuten straflose Rückkehr. Erlauben Eure Majestät, daß jene Männer durch ihr Blut die Schande ihres bisherigen Lebens sühnen.“

„In der That ein seltsamer Vorschlag, Graf Boskay! Räuber unter Oesterreichs Fahnen? Kaum möglich!“

„Sind Bayern und Franzosen keine Räuber, Majestät? Brandschatzen Bayern und Franzosen nicht in Ihren Landen? Stehen dieselben nicht im Begriffe, Ihre Provinzen zu rauben und eine Königin vom Throne zu stoßen? Ist es verwerflich, Räuber durch

Räuber zu bekämpfen? Und dann, königliche Herrin, sind die meisten jener Leute keine wirklichen Verbrecher. Widrige Verhältnisse haben sie in jenes Elend getrieben. Wenn die verzeihende Hand Eurer Majestät sie aus dem Abgrunde eines gesetzlosen Lebens heraufzieht, dann steht zu erwarten, daß die Meisten tüchtige brave Soldaten werden."

„Ich will die Sache überlegen! Das Mögliche, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen verantworten kann, soll geschehen[1])."

Ein Kammerdiener meldete den Marquis de Dreux. Boskay verließ das Cabinet.

Der französische Gesandte, Marquis de Dreux, war mit hochfahrendem Wesen eingetreten, wie etwa der Botschafter eines siegreichen Volkes vor die besiegte Königin tritt. Ein einziger Blick verwandelte den Franzosen vollständig. Dieser einzige Blick traf eine blendende Schönheit und eine gebietende Majestät. Der gewandte Mann vollzog zwar pünktlich die vorgeschriebenen Förmlichkeiten, allein er vermochte es nicht, im Laufe der ganzen Besprechung die Gewalt abzustreifen, die Maria's königliche Erscheinung ihm abnöthigte.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 112.

Der Minister von Bartenstein begleitete ihn.

Der Franzose hatte seine Rede in sehr gewählter Form und mit großer Weitschweifigkeit begonnen. Er blähte sich in der Fülle glänzender Phrasen, wie ein Pfau, wenn er das schillernde Rad spannt. Maria folgte längere Zeit dem Phrasenschwulste, bis endlich die vielen Worte, welche nichts sagten, ihren Widerwillen erregten.

„Herr von Bartenstein setzte mich bereits von dem Zwecke Ihrer Sendung in Kenntniß," sprach sie, als der Marquis, eben auf der Höhe einer fulminanten Redefigur angelangt, eine Pause machte. „Der Hof von Versailles verlangt von mir die Bestätigung des Raubvertrages zwischen Frankreich, Preußen, Bayern und einigen anderen deutschen Höfen. Hören Sie kurz meinen Entschluß, Herr Marquis! Niemals kann ich in die schmählichen, an mich gestellten Forderungen willigen. Ich betrachte die Allianz jener Mächte als eine himmelschreiende Verschwörung gegen Oesterreich. Ich verwerfe alle Punkte jenes Vertrages, selbst diejenigen, welche mir Ungarn als Gnadengeschenk zusichern."

Der französische Gesandte folgte mit steigender Verwunderung diesen Worten. Es schien ihm unbegreiflich, wie ein Weib so sprechen konnte, das flüchtig,

in hoffnungsloser Lage, der Uebermacht und der Willkür andrängender Feinde verfallen war.

„Diesen Entschluß Eurer Majestät muß ich tief beklagen," sagte er. „Frankreich anerkennt die Rechte des Churfürsten von Bayern. Zugleich möchte es seine freundschaftliche und versöhnliche Gesinnung Eurer Majestät dadurch zu erkennen geben, daß es Ungarn und einige Erblande der erlauchten Tochter Carls VI. gewährleistet. Möchte der ausgesprochene Entschluß nicht unwiderruflich sein. Machen Sie es Frankreich nicht unmöglich, den Gefahren zu begegnen, die sich allenthalben gegen Oesterreichs Existenz aufthürmen."

„Frankreich will nicht Oesterreichs vollständige Vernichtung, — zugestanden, Herr Marquis! Frankreich will nur ein wehrloses Oesterreich, das zu schwach ist, um den Eroberungsgelüsten des Reichsfeindes zu begegnen. Sie sprechen von sich „„aufthürmenden Gefahren."" Ich kenne meine Lage vollkommen. Berichten Sie jedoch Ihrem Hofe, daß ich entschlossen sei, lieber ehrenvoll unterzugehen, als meinen Rechten zu entsagen und einen entehrenden Vertrag zu bestätigen."

„Majestät, Frankreich kämpft nicht für sein Interesse, sondern für die Idee des Rechtes. Frankreichs Absichten sind getragen von jenen erhabenen Grundsätzen, die ihm seine Mission auferlegen. Diese Ab-

sichten sind ehrenvoll und geleitet durch Verhältnisse, welche es zwingen, seine starke Hand in die Wagschale der Geschicke Deutschlands zu legen."

„Frankreichs Absichten?" wiederholte Maria Theresia, im Innersten über diese Heuchelei empört. „O, Herr Marquis, ich durchschaue diese Absichten sehr gut! Frankreich will in dem begonnenen Kampfe nur sein Interesse, für dieses kämpft es, aber nicht für eine Idee! Frankreich will die Niederlande und das linke Rheinufer, — Frankreich will das deutsche Reich spalten, — Frankreich will aus dem neuen Kaiser, Carl Albert, ein gefügiges Werkzeug sich schaffen, — Frankreich will die Vasallenschaft aller deutschen Fürsten, — Frankreich will in Europa den Vorsitz führen, darum zerklüftet es mein unglückliches Vaterland, — das arme, verblendete Deutschland," sprach sie in bewegtem Tone. Sogleich aber fuhr sie fest und bestimmt fort: „Ja, — dies Alles will Frankreich! Sie aber, Herr Marquis, verlassen unverzüglich meinen Hof! Zwischen mir und dem Erbfeinde des deutschen Reiches darf nicht einmal der Schein freundschaftlicher Beziehung bestehen."

In augenscheinlicher Verwirrung und Bestürzung verließ de Dreux das Cabinet. —

Graf Boskay war in den Wagen gestiegen, der

im Schloßhofe harrte, und rasch in sein Palais zurückgekehrt, das den schönsten Platz der Stadt beherrschte. Der Kammerdiener nannte ihm eine Reihe ungarischer Edelleute, die sich zum Besuche angemeldet. Der Magnat hörte mit vieler Befriedigung diese Namen, unter denen die vornehmsten und einflußreichsten Familien des Landes vertreten waren.

„Vorzüglich, — mehr, als ich erwartete! — Und Skandori?“ fragte er rasch.

„Wartet, seit einer Stunde, im grünen Zimmer.“

„Ist Trenk noch nicht da?“

„Nein!“

„Wenn er kommt, meldest Du ihn sogleich.“

Boskay eilte in das genannte Zimmer.

An einem Tische, den Kopf in die breite Hand gestützt und in einen grauen Mantel gehüllt, saß ein Mann. Bei des Grafen Eintreten hob er den Kopf und stand langsam auf. Eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit breiten Schultern und einem Nacken, der einem ungarischen Stiere alle Ehre würde gemacht haben, stand vor dem Magnaten. Mit einer heftigen Kopfbewegung warf er die langen schwarzen Haare zurück, und ein gebräuntes Gesicht, voll Kühnheit und Verwegenheit, von zwei breiten Narben durchzogen, trat aus der Umrahmung des dicken Haares hervor.

An den Handgelenken trug er silberne Armspangen, und an den Ohren goldenen Schmuck, von dem der eine eine Leier, der andere eine Violine vorstellte. Die sprechenden Augen des Mannes ruhten forschend auf Boskay.

„Setz' Dich, Mathias!" sprach der Graf freundlich, einen Stuhl herbeiziehend. „Ich komme eben von der Königin. Wir haben die beste Hoffnung."

Die Augen des Mannes glitten langsam, mit dem Ausdrucke der Enttäuschung, von dem Edelmanne zum Boden nieder.

„Hoffnung, — nur Hoffnung?" sagte er. „Wir sollten Gewißheit haben. Bin da hereingekommen, hab' meinen Kopf auf's Spiel gesetzt. Ihr wißt doch, Graf, daß zweitausend Marienthaler für den Kopf des Räuberhauptmannes Skandori geboten sind."

„Du wirst Deinen Kopf für zweitausend Thaler nicht abgeben, Häuptling," entgegnete Boskay lächelnd. „Bist Du aber in Sorge, will ich in meinem Wagen Dich in Sicherheit bringen lassen."

„Nicht nothwendig," versetzte der Räuberhauptmann, wobei er den Mantel etwas zurückschob, so daß ein breiter Gurt, mit einigen Pistolen und einem langen Dolche, zum Vorscheine kamen. „Skandori wird seinen Kopf selber beschützen und in Sicherheit

bringen. — Sagt mir Näheres, Graf! Wie nahm die schöne Königin unseren Handel auf?"

„Sehr gnädig, Mathias! Ich habe für euch warm gesprochen, und bin überzeugt, daß ihr Alle, unter der Bedingung gegen die Bayern und Franzosen zu kämpfen, straffreie Rückkehr in die Gesellschaft erlangt."

„Straffreie Rückkehr, — ein schönes Wort! Das Räuberleben ist ein Hundeleben. Man hängt, so zu sagen, Tag und Nacht am Galgen seines eigenen Gewissens. — Ob wir kämpfen wollen gegen Bayern und Franzosen? Glaubt mir, daß hundert der Unsrigen mehr leisten im Niederstechen und Niederschießen, als tausend montirte und gedrillte Soldaten."

„Ich glaube Dir, Mathias! Und wie viele Leute kannst Du stellen?"

„Die Banden zusammen an die zweitausend und darüber."

„Eine schöne Zahl! Das gäbe ein prächtiges Reiterregiment. Aber ich fürchte, Mathias, daß eure Leute, an ein zügelloses Leben gewöhnt, sich den Regeln der Mannszucht kaum fügen werden."

„Das ist ein Irrthum! Unsere Mannszucht ist strenger, als bei den Soldaten. Werdet Ihr unser General, Graf, dann schwöre ich, Jedem eine Kugel

durch den Kopf zu schießen, der keine Mannszucht hält. Hm, — ich denke, das versteht sich von selbst."

„Ich werde mich überzeugen."

„Wovon, Graf?"

„Von der Tüchtigkeit eurer Leute."

„Mustert sie nur!" versetzte der Räuberhauptmann stolz. „Kerle, wie Eichbäume, kühn und verwegen, tapfer und ausdauernd. Einige sind darunter, denen ein Auge fehlt und mehrere Finger. Im Kampfe haben sie die Glieder verloren. Aber sie sehen mit dem einen Auge schärfer, als Andere mit vier. Sie fechten mit sechs Fingern besser, als Andere mit zwanzig."

„So ist's nicht gemeint, Mathias! Prüfen will ich, wie Viele aus euch würdig sind, an dem heiligen Kampfe für die Freiheit unseres Vaterlandes Theil zu nehmen. Möchte prüfen, ob nicht das Räuberleben den letzten Funken der Ehre weggespült. Wie Viele der Begeisterung fähig sind, zu sterben für ihre Königin, — wie Viele werth sind, sterben zu dürfen, für die Tugendreichste ihres Geschlechtes."

„Ihr stellt die Räuber viel zu niedrig im Preise, Graf! Wie gesagt, die Meisten dienen dem Bösen aus Noth und Zwang. Sie wollen als ehrliche Leute sterben. Freilich gibt es auch Bösewichte unter uns,

— Kerle, die rauben und morden aus Lust, — die mögt Ihr ausstoßen. Doch Ihr werdet keine Hundert ausstoßen müssen. Kommt, — urtheilt."

„Abgemacht! An dem bekannten Orte versammelst Du alle Banden. Am sechsten September schickst Du mir einen Führer, wenn Du selber nicht kommen willst. Bis dahin lebe wohl."

„Ich bleibe hier bis zum Abend."

„So lange es Dir gefällt. — Spare den Krug nicht, Mathias! Laß Dir frischen Wein kommen, wenn er leer ist."

Mathias Skandori setzte sich wieder an den Tisch. Der Graf begab sich in den Salon, wo eine glänzende Versammlung seiner harrte.

Boskay entwickelte alle Kunst der Ueberredung, um die abgeneigten und mißtrauischen Magnaten für Maria Theresia zu gewinnen. Nicht bei Allen gelang es ihm. Das vergebliche Bemühen, der ungarischen Constitution Geltung zu verschaffen, hatte seit einer langen Reihe von Jahren eine zu tiefe Mißstimmung hervorgerufen. Klug und vorsichtig bekämpfte Boskay diesen Geist. Schließlich wußte er Allen das Versprechen zu entlocken, die auf den vierten September

angesagte Versammlung zu besuchen, wo die Königin jeden Zweifel an ihre guten Absichten zerstören werde.

Der bedeutungsvolle Tag war da. Zu Preßburg sollte über das Geschick Oesterreichs und Deutschlands entschieden werden. In den Straßen der Stadt fluthete ein ruheloses Gemenge von stattlichen Reitern in malerischen Trachten, von Bürgern, von Landleuten und Bewohnern der Steppen. Sogar die Unwissenden schienen das Gewicht des Tages zu fühlen. In allen Gesichtern Erwartung, zuweilen Hoffnung, größtentheils Zweifel und Argwohn. Das Volk kannte zwar bereits Maria's Versprechen, Ungarn jene Freiheiten zu gewähren, die ihm bei seiner Vereinigung mit Oesterreich zugesichert wurden. Wenn aber ein Volk zwei Jahrhunderte nach garantirten Freiheiten vergebens ringt und strebt, dann haben Zweifel und Argwohn ihre Berechtigung. Darum lag über den Massen eine gedrückte Stimmung, ein banges Erwarten der nächsten Ereignisse. Ein genauer Beobachter konnte bald wahrnehmen, daß für Maria Theresia Alles auf dem Spiele stand. Gelang es ihr nicht, das Vertrauen der Stände zu gewinnen, dann verlor sie in Ungarn jede Stütze. Der flüchtigen, unglücklichen Fürstin blieb in dem weiten Reiche kein Fleck, auf den sie in Sicherheit den Fuß stellen konnte.

Boškay hatte die Königin von Allem genau unterrichtet. Er ließ sie in die drohenden Verhältnisse hineinblicken.

So kam es, daß Maria nach einer durchwachten Nacht den verhängnißvollen Tag mit Bangigkeit hereinbrechen sah. Ihr Antlitz war bleich und angegriffen. Ihre Haltung jedoch ruhig und voll jener duldenden Hingebung, womit das Unglück den schuldlos Leidenden in entscheidender Stunde so schön kleidet.

In königlichem Schmucke strahlend war sie eben im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, als der Minister von Bartenstein erschien.

„Was bringen Sie, Herr Minister? Doch keine Geschäfte, die sich aufschieben lassen?“

„Majestät, bevor Sie die Versammlung der Stände betreten, möchte ich eine dringende Bitte an Ihr großes königliches Herz richten. — Gott walte über der nächsten Stunde,“ fuhr der Staatsmann beklommen fort, „und lenke Alles zum Besten! Wie sich indessen auch Ungarn zu Eurer Majestät stellen möge, immerhin bleibt es eine unabänderliche Forderung der Staatsklugheit, Österreichs mächtigsten und gefährlichlichsten Feind schadlos zu machen.“

„Sie sprechen von dem Könige von Preußen.“

„So ist es, Majestät! Meine Ueberzeugung zwingt mich, abermals die Nothwendigkeit der Aussöhnung mit Friedrich darzustellen. Wäre auch Ungarn zur Hilfe bereit, so liegt die Entscheidung dennoch bei Preußen. Friedrich hält Neipperg fest. Das einzige Heer Oesterreichs ist dazu verurtheilt, thatloser Zuschauer zu sein, wie Bayern, Franzosen und Sachsen eine Provinz um die andere wegnehmen. Bald werden die Verbündeten ihre Streitkräfte vereinigen, Neipperg erdrücken, und zu Wien die Auflösung der österreichischen Staaten erklären. Die Klugheit gebietet, diese unheilvolle Lage rasch zu ändern, bevor es zu spät ist. Sie vermögen dies, Majestät, durch ein Opfer. Ich darf dieses Opfer von Ihrem großen Herzen erwarten. Die Abtretung Schlesiens an Preußen wird Friedrich bewegen, sein Heer gegen die Verbündeten zu führen, und Neipperg freie Bewegung zu gestatten."

Maria's ruhige Haltung wurde erregt, ihr Angesicht glühte, aber sie sprach kein Wort.

„Ich erkenne vollkommen das Bittere meiner Vorstellung," fuhr der Staatsmann nach einer Pause fort. „Aber mein Vertrauen in die Hochherzigkeit und in den politischen Scharfsinn Eurer Majestät ist noch weit größer, als mein Abscheu gegen die bisherige Handlungsweise Friedrichs."

„Und weßhalb stellen Sie ihren Antrag in diesem Augenblicke, Bartenstein?"

„Weil es sehr gefährlich erscheint, einen Schritt zu verschieben, der längst geschehen sein sollte," antwortete er etwas verlegen.

„Sie sind nicht aufrichtig, Bartenstein!" sprach die Königin ernst. „Ich will Ihnen den eigentlichen Grund sagen! Sie stellen Ihren Antrag unter dem Drucke des gegenwärtigen Augenblickes. Sie glauben, daß ein Weib, von allen Seiten gedrängt, — daß eine Königin, in banger Erwartung, die letzte Stütze zusammenbrechen zu sehen, — kurz, daß ich in dieser verhängnißvollen Stunde, wo ich erwarten darf, Ungarns Stände werden offen abfallen und zum Feinde übergehen, — daß ich jetzt zu Allem bereit bin, sogar zu einem Vertrage mit meinem größten Feinde. Sie täuschen sich, Herr Minister. Ich lasse mir nichts abtrotzen. Kein Zwang der Umstände soll mich bestimmen."

„Vergebung, Majestät, — Vergebung! So war es nicht gemeint," entschuldigte der betroffene Staatsmann.

„Ihre Meinung ist wohlwollend und Ihre Gesinnung treu, — dies möge den Mißgriff entschuldigen. Ich verwerfe Ihren Antrag. Wir Habsburger

lassen uns durch unheilvolle Lagen keine Zugeständnisse abnöthigen, die mit Ruhe und kaltem Blute überlegt sein wollen."

Sie schritt an dem Minister vorüber und begab sich in die Schloßkapelle.

Mittlerweile hatten sich die Stände in dem Saale der Burg versammelt: — ein buntes Gedränge von reichen Trachten, ein Funkeln edler Gesteine und ein Blitzen goldener Ketten, — zuweilen auch ein leises Rasseln und Klirren anschlagender Waffen. Ergraute Häupter mit sinnenden, faltigen Gesichtern, kräftige Männergestalten mit trotzigen Zügen und dunklen Augen, in denen stille Flammen loderten. Ueber der glänzenden Versammlung lag das Gepräge stolzer Zurückhaltung, trotzigen Harrens und magnatischen Selbstbewußtseins ausgegossen.

Alle Straßen, welche nach dem Schlosse hinmündeten, hielten Volksmassen besetzt. Bis in den Hof hinein schob sich das Gedränge. Die Wachen hatten Mühe, den Andrang abzuhalten. Sogar die Massen beobachteten ein abwartendes, beinahe stolzes Verhalten. Nirgends Geschrei und Tumult. Die Gesichter der Tausende schauten nach dem Ständesaale hin, aus dem gleichsam der belebende Hauch erwartet wurde, diese erstarrten Massen zu bewegen.

Die Stände harrten noch immer der Königin. Manches Auge blickte bereits mit Ungeduld nach der geschlossenen Flügelthüre, durch welche Maria Theresia eintreten mußte. Es begannen da und dort lebhafte Gespräche, — anfänglich in flüsterndem Tone, dann immer lauter und lauter, bis die Verschiedenheit der Ansichten heftigen Wortstreit hervorrief.

Am lautesten sprach Fürst Czepany, ein langer Herr, hochfahrend, mit harten Zügen, dem Hause Habsburg abgeneigt, das Haupt einer verzweigten Magnatenpartei. Graf Boskay kannte die Gesinnung dieses einflußreichen Mannes. Vergebens hatte er ihn für Maria's Absichten günstig zu stimmen gesucht. Des Fürsten Argwohn glaubte nicht an eine freie Stellung für Ungarn, so lange Habsburg den Scepter führte über dieses Land. Czepany war nicht erschienen zur Verständigung, sondern zur Benützung der Umstände und zum Betreiben der eigenen Plane.

Diesem Herrn hatte sich Boskay genaht, ihm einige Verbindlichkeiten gesagt, und war dann sogleich, als er auf den Zweck der Versammlung zu sprechen kam, mit dem Fürsten in Wortwechsel gerathen.

Boskay, von Natur heftig und leicht gereizt, bot alle Selbstbeherrschung auf, seine Ruhe dem hochfahrenden Manne gegenüber zu bewahren. Nur der Ge=

danke an die Wichtigke

Grafen unbegrenzte Hi

es über ihn, des Fürst

Reden zu ertragen.

„Ich bewundere Ih

Königin," sagte Czepa

selbst habe dieses reizen

die Macht ihrer Schönh

sein. Denn ich wüßte k

welcher den Sprößling

letzten Sprößling der

Dem Grafen schoß

sicht. Er schwieg, und

„Sie täuschen sich,

„Ohne die persönlichen

streiten zu wollen, bilde

meiner Anhänglichkeit."

„Nicht? Was denn

„Einzig und allein

Königin für Ungarn!

willigkeit, meinem Vaterl

zu gewähren, die es nur

Das Angesicht des

verächtlichen Lächeln.

„Nun ja," sagte er t

Deutschen und Franzosen hart bedrängt, ist zu Allem bereit. Warum auch nicht? Ihrer Länder beraubt und flüchtig, haben die tapferen Ungarn weiter nichts zu thun, als der Tochter Carls VI. den verlorenen Thron wieder zu erobern. Wer sollte für solchen Dienst nicht einige verklausulirte Freiheiten gewähren? Ist die Arbeit gethan, nimmt man unter allerlei Ausflüchten das Versprochene zurück."

„Ihr ungerechter Argwohn wäre unmöglich, Herr Fürst," versetzte Boskay, „wenn die nähere Bekanntschaft mit der Königin Sie von ihrer Tugend und geraden Gesinnung überzeugt hätte."

„Tugend, — Tugend, — Weibertugend, — gerade Gesinnung eines Weibes, — lächerlich!" sprach Czepany vor sich hin. „Uebrigens muß ich gestehen," fuhr er fort, den Grafen spöttisch betrachtend, „daß es für junge und bevorzugte Männer großen Reiz haben muß, „„die schönste Frau ihres Jahrhunderts"" aus den Fäusten ihrer Feinde herauszuhauen."

Boskay richtete sich stolz auf, den flammenden Blick auf den Fürsten gerichtet. Eine heftige Ent-
[illegible] schwebte ihm auf den Lippen. Er unterdrückte
[illegible]. Das lange Schwert, von seinen Vorfahren
[illegible]ncher Schlacht getragen, vor sich hinstellend,

legte er die Rechte auf dessen Kreuzgriff und blickte schweigend nieder.

Dieses Benehmen imponirte dem Fürsten. Vielleicht lag es in seiner Absicht, den Grafen zu reizen, einen heftigen Auftritt hervorzurufen, in den sich die zahlreichen Anhänger beider Parteihäupter gemischt haben würden, und so die Versammlung zu stören. Nun aber fühlte er das Unwürdige seines Benehmens. Boskay's Verhalten beschämte ihn.

„Ich wollte durch meine vorige Bemerkung natürlich keine Beleidigung aussprechen," sagte er. „Ich wollte nur ausdrücken, daß es für den ritterlichen Sinn eines jungen Mannes großen Reiz haben muß, dem Dienste einer schönen unglücklichen Frau den Arm zu weihen."

„Es freut mich, Fürst Czepany, daß Sie keinen Tadel gegen diese Absicht aussprechen."

„Keinen Tadel? Ihr Schluß ist falsch, Herr Graf! Weit mehr, als Gefühle und Theilnahme für persönliches Unglück, gilt mir die unbedingte Hingabe an das Vaterland."

„Ich theile Ihre Ansicht vollkommen. Nur in den Mitteln und Wegen zur Freiheit Ungarns zu gelangen, sind wir verschiedener Ansicht. Warten Sie es ab, — Maria Theresia wird jedes ächte Ungarnherz befriedigen."

„Bah, — bah!" rief Czepany heftig aus. „Hören Sie, kluge Benützung der gegenwärtigen Verhältnisse, — vollständige Trennung Ungarns von Oesterreich, — das ist unser Progamm!"

Dieser Austausch der Ansichten hatte sich der ganzen Versammlung mitgetheilt. Allenthalben wurde gestritten. Die Köpfe erhitzten sich. Immer lauter erfüllte heftiges Wortgezänke die Räume des Saales.

Boskay begann das Schlimmste zu fürchten. Viele waren nur mit Widerstreben erschienen. Es lag die Möglichkeit der Auflösung der Stände vor, wenn nicht das Erscheinen der Königin rasch das Umsichgreifen der Bewegung erstickte. In banger Erwartung sah der Graf nach den verschlossenen Flügelthüren. Er hätte forteilen, und Maria die Gefahr ihres verzögerten Erscheinens mittheilen mögen. Sein Angesicht glühte vor Unruhe; denn immer stürmischer wurde das Gezänke der streitenden Parteien. Schon klang das Klirren heftig aufgestoßener Waffen durch den Saal.

Da begann die große Glocke zu läuten: — das Zeichen, daß die Königin von Ungarn in den Ständesaal sich begab.

Boskay athmete tief auf.

Der Wortstreit verhallte, und der tiefe, eherne Glockenruf rauschte beruhigend über der Versammlung.

Aller Augen waren nach der Flügelthüre gerichtet. Diese öffnete sich. Man sah durch die Thüre in einen dämmernden Raum. Die tiefste Stille trat ein. Nur sehr Wenige hatten Maria Theresia gesehen; man erwartete mit Spannung das Erscheinen der vielgerühmten Frau.

Boslay hörte und sah nichts. Sein Herz pochte gewaltig. Ihm dünkte der Erfolg höchst zweifelhaft. Die Ansichten standen zu schroff sich gegenüber, und ohne Uebereinstimmung aller Parteien, war jede erfolgreiche Hilfe für die bedrängte Fürstin unmöglich.

Ein leises Gemurmel der Ueberraschung erwachte im Saale. Maria Theresia war eingetreten, umkleidet vom königlichen Ornate, die strahlende Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ihr folgten der Primas von Ungarn, ein Greis mit langem Silberbarte, Minister von Bartenstein und Gräfin Agnes von Kyburg. Die Abwesenheit eines glänzenden Gefolges wirkte vortheilhaft auf die Gemüther; denn sie drückte Maria's Verlassenheit aus, welche jetzt zur Treue und Anhänglichkeit der Ungarn vertrauensvoll ihre Zuflucht nahm.

Die Königin war bis an den Rand der Erhöhung vorgetreten, zu der einige Stufen emporführten. Hier stand sie einige Augenblicke schweigend und sich sammelnd.

Sodann hob sie das königliche Haupt empor, ihre lichten Augen glitten über die Stände hin, und ihr ganzes Wesen belebte die zwingende Macht ihrer wundervollen Schönheit und weiblichen Anmuth, reizend gepaart mit der gebietenden Majestät ihrer Würde. Unter den Ständen herrschte Grabesruhe. Der Zauber ihrer Erscheinung hielt die Sinne gefangen, das Bewußtsein ihres reinen Wandels erfüllte mit Hochachtung, und der Gedanke an ihr Unglück begann die Gemüther zu bewegen. Der trotzigste Ungar mußte im Innersten bekennen, daß seine Königin einem Engel gleiche an Tugenden, die sich klar und lebhaft in dem reizenden Antlitze widerspiegelten, und einem Könige an Würde und angeborener Majestät.

Fürst Czepany stand mit überschlagenen Armen, den trotzigen Blick fest auf Maria gerichtet. Keine Bewegung malte sich in den strengen Zügen. Aber seine Lippen kniff er fester zusammen, seine Stirne legte sich in tiefere Falten und sein Auge wurde dunkler. Ein stolzes, unbeugsames Gemüth war offenbar in die Lage gekommen, Bewegungen der Seele zu bekämpfen, die sich wider Willen erhoben.

Maria Theresia's klare Stimme hallte in festen melodischen Klängen durch den Saal.

„Wir haben die Stände unseres Königreiches

Ungarn versammelt," begann sie in der lateinischen Landessprache, „um ihnen unseren Willensentschluß zur Gewährung der vollen verbrieften Freiheiten dieses Landes auszudrücken, wie dieselben in der Urkunde des XVI. Jahrhunderts ausgesprochen sind. Indem Wir dieses thun, erfüllen Wir unsere Herrscherpflicht und genügen dem Drange Unseres Herzens. Unser Minister wird den Ständen die ausführlichen Schriftstücke vorlegen."

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit bewegter Stimme fort:

„Die gegenwärtige gefahrvolle Lage Oesterreichs ist den Ständen bekannt. Ja, — Unsere Lage ist so betrübt, daß Wir sie den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um Erhaltung des Königreichs Ungarn, der Krone des heiligen Stephan, Unserer Person, — Unserer Kinder!"

Sie stockte, die Stimme versagte ihr. Der Gedanke an die Kinder hatte die mütterlichen Gefühle über die Majestät der Königin siegen lassen.

Dieser Ausdruck der Mutterliebe wurde verstanden und gewürdigt. Er brachte auf die ohnehin bewegten Gemüther den tiefsten Eindruck hervor. Manchen schlichen Thränen in die Augen, Andere senkten das

Haupt und schlugen den thränenfeuchten Blick zu Boden, als schämten sie sich ihrer Bewegung.

„Von aller Welt verlassen," fuhr sie in überaus wehmüthigem Tone fort, „flüchten Wir, als zu Unserem letzten Hort, zur alten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen Wir Uns und die Unsrigen. In der gegenwärtigen dringenden Gefahr muß ohne Zögerung Rath geschafft und zum Schwerte gegriffen werden, um Unsere und des Reiches Feinde zurückzuwerfen. Fest vertrauen Wir, daß Ungarns Stände, gemäß ihrer Liebe und Treue, Uns mit Rath und That beistehen [1]."

Tausende hätten dieselben Worte sprechen können, ohne zu rühren, oder hinzureißen. In dem Munde Maria's hatten jedoch diese Worte eine ganz eigenthümliche Macht, eine unwiderstehliche Gewalt. Kaum hatte sie den letzten Satz ausgesprochen, als ein unbeschreiblicher Sturm der Begeisterung losbrach.

»Moriamur pro rege nostro!« rief eine Stimme, — und sogleich donnerte es durch den Saal: »Moriamur pro rege nostro!«

Die Rufe im Ständesaale drangen hinaus zu den harrenden Massen, und wie das Rauschen stürmischer Meereswogen donnerte es durch Preßburgs Straßen:

1) Gfrörer. Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 110.

»Moriamur pro rege nostro!«

„Laßt uns sterben für unsere Königin,“ hallte es im Ständesaale nach.

„Gut und Blut für unsere Herrin!“

Die allgemeine Begeisterung riß Alle fort. Viele Stände entblößten die Klingen und schwangen sie gegen Himmel unter dem wiederholten Rufe:

»Moriamur pro rege nostro!«

Andere sanken in die Kniee, das in Thränen schwimmende Auge auf die Königin geheftet. Sogar Fürst Czepany wischte kopfschüttelnd eine Thräne aus dem Auge.

Boskay stand hoch aufgerichtet und verklärten Angesichtes. Noch ruhte sein Blick auf der leeren Fläche der Thüre, durch welche Maria Theresia verschwand. Da fühlte er sich kräftig am Arme gefaßt.

„Graf Boskay, ich bin besiegt!“ rief Czepany. „Nein, hier ist kein Widerstand möglich! Der Teufel selbst müßte ihr Glauben schenken. Es lebe das freie Ungarn, — es lebe unsere Königin! Gut und Blut für unsere Herrin!“

Er umarmte den Grafen. Die Versöhnung der beiden Parteien war besiegelt.

Unter wiederholten Hochrufen und von Begeisterung getragen, stiegen die Stände hinab vom Schlosse

in das sogenannte Landhaus. Dort wurden die Anträge der Königin vorgelesen und die bestätigten Freiheiten Ungarns mit endlosem Jubel begrüßt. Noch in derselben Sitzung beschlossen die Stände das allgemeine Aufgebot, die »insurrectio.« Sie betrug 15,000 Reiter und 30,000 Mann Fußvolk. Aber dies genügte den Ständen nicht. Sie stellten noch 20,000 Rekruten für die kaiserlichen Feldregimenter.

Ein Mann ohne Gewissen.

Die Erklärung der Ungarn, für Maria Theresia in den Kampf zu ziehen, änderte nichts an der gefahrvollen Lage des Augenblickes.

Ober- und Niederösterreich, Böhmen und Schlesien waren in Feindes Hand. Spanien und Piemont schickten sich an, die italienischen Provinzen des Kaiserstaates wegzunehmen.

Die ungarischen Stände hatten zwar das allgemeine Aufgebot beschlossen, von dem Beschlusse aber bis zur Verwirklichung verfloß geraume Zeit. Bis dahin konnte ganz Oesterreich occupirt sein. Kam schließlich das ungarische Aufgebot zu Stande, dann mußte es der Uebermacht der Verbündeten unterliegen. Oesterreichs Geschick vollzog sich dennoch. Die Höfe von Berlin und Paris hatten ihren verbrecherischen Zweck, Oesterreichs Vernichtung, erreicht.

Den klarblickenden Bartenstein beunruhigte die

Lage sehr. Nur ein Vertrag mit Preußen konnte Oesterreich retten. Wiederholt hatte er seine Gebieterin zu diesem Schritte zu bewegen gesucht; immer vergebens. Die Noth trieb den besorgten Staatsmann neuerdings zu diesem Ansinnen. Die Vorstellungen des englischen Hofes unterstützten ihn.

„Dem Räuber den vollbrachten Raub bestätigen? Es ist himmelschreiend und wider alles Recht!" rief sie schmerzlich aus. „Friedrich handelte stets voll Tücke gegen uns. Ich traue ihm nicht. Ich weiß bestimmt, daß er, — er allein Frankreich zu diesem Kriege beredete. Er allein ist die Triebfeder all' dieses Unglückes. Ich weiß, daß er Oesterreichs Untergang will und anstrebt. Und mit diesem Manne einen Vertrag eingehen? Diesem Manne unsere schönste Provinz abtreten?"

„Das Opfer muß dem königlichen Herzen Eurer Majestät schwer fallen, — aber ohne dieses Opfer wird Alles geopfert werden müssen," — und er begann, die politischen Verhältnisse klar und weitläufig zu entwickeln.

Maria war den Erörterungen des Staatsmannes aufmerksam gefolgt. Sie erkannte die Nothwendigkeit des Schmerzlichsten.

„Ich unterwerfe mich der Gewalt zwingender Um-

stände," sagte sie tief betrübt. „Aber ich werde Sie daran erinnern, Bartenstein, daß wir vergeblich das schwerste Opfer brachten, und auch vergeblich großmüthig gewesen sind."

Sie gab die nöthigen Vollmachten zum Friedensschlusse. Noch an demselben Tage eilten zwei Couriere in das Lager der Oesterreicher und Preußen bei Neisse.

Seit dem Gefechte bei Mollwitz hatte Friedrich keine nennenswerthe militärische That vollbracht. Nicht einmal die von den Oesterreichern besetzte Festung Neisse wagte er anzugreifen, aus Besorgniß vor dem schlauen Feldmarschall Neipperg. Dagegen setzte er die militärischen Uebungen fort, in der festen Ueberzeugung, daß die Früchte dennoch reifen würden, welche Bayern und Franzosen für ihn pflückten.

Maria Theresia's Friedensantrag überraschte ihn nicht. Er kannte die verzweifelte Lage der Tochter seines Lebensretters. Mit der größten Bereitwilligkeit ging er in die Vorschläge ein. Tag und Stunde der Zusammenkunft auf dem Schlosse Kleinschnellendorf, in Mitte beider Lager gelegen, wurde festgesetzt.

Der König saß in seinem Zelte vor einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische. Die Bücher bestanden aus philosophischen und geschichtlichen Werken.

Die Papiere enthielten Schlachtpläne und Arbeiten des Fürsten. Denn es muß zum Lobe Friedrichs gesagt werden, daß er sich nur die nothwendigsten Vergnügungen gönnte und seine Zeit mit Studien aller Art ausfüllte.

Der König trug einen ziemlich abgeschabten, bis an den Hals zugeknöpften Soldatenrock, Stiefel mit hohen Schäften, und lederne Hosen. Seine Tracht verrieth überhaupt das Lagerleben, und die Anstrengungen steter Uebungen waren in seinem Anzuge deutlich ausgeprägt. In der Linken hält er spielend die Tabaksdose. Die Rechte lag auf einer Schrift, in der er gelesen, und das lebhafte Auge glänzte im Wiederscheine fortwirkender Geistesthätigkeit. Die leichtbeweglichen Züge des Königs waren gegenwärtig zu einem spöttischen, hinterlistigen Lächeln verzogen. Der Eintritt des Marquis d'Argens störte sein Sinnen. Er blickte freudig auf und reichte dem Freunde die Hand.

„Da setz' Er sich einmal her, mein lieber Marquis! Aber nur recht nahe zu mir, — ich habe Ihm etwas zu beichten.“

„Mit Vergnügen höre ich Ihre Beichte, Sire!“ entgegnete Boyer lachend. „Wenn Ihr Verbrechen nicht gegen die Vernunft verstößt, werde ich Sie bereitwillig absolviren.“

„Sie haben Recht, Boyer! Es gibt nur eine Sünde, — und das ist die Unvernunft, die Dummheit, gegen das eigene Interesse zu handeln. Hoffentlich werde ich niemals in meinem Leben diese Sünde begehen. — Aber hören Sie!“

Er las den Friedensantrag Maria Theresia's vor.

„Was sagen Sie dazu?“

„Ich bin kein Diplomat, Sire! Aber ich finde, daß die Erzkönigin von Oesterreich ebenso klug handelt, indem sie versucht, den mächtigsten Feind zu beseitigen, als Sie unklug handeln, indem Sie diesen Vertrag annehmen.“

Der König lächelte arglistig.

„In der That, Marquis, Sie sind kein Diplomat. Aber Sie sind etwas mehr oder weniger, wenn Sie ein rechter Philosoph sind. Kurz und gut, ich bin nicht unversöhnlich. Ein christlicher König muß durch Versöhnlichkeit glänzen. Er darf die dargebotene Feindeshand nicht zurückstoßen. Darum nehme ich den Vertrag an.“

„In allem Ernste, Sire, — wie ist so etwas möglich? Ich begreife Sie nicht,“ rief Boyer erstaunt.

„Nicht so laut, mein Lieber! Unsere Sache ist Beichtgeheimniß,“ fuhr der König in seiner sarkastischen Weise fort. „Sie hören ja: — die Festung Neisse

fällt uns in den Schoos, — dazu ganz Niederschlesien. Ist dies kein Gewinn? Und wir haben dafür nichts weiter zu thun, als den Feldmarschall Neipperg in Frieden ziehen zu lassen."

„Damit er Ihre Verbündeten in Böhmen angreift?"

„Natürlich! Kann ich Neipperg abhalten, die Franzosen, Sachsen und Bayern zu prügeln? Sie sind ja ihrer Drei und bedürfen meines Schildes gegen den Einen nicht."

„Gut, Sire! Liegt es in Ihrer Absicht, die verlorene Königin von Oesterreich zu retten, dann sage ich „„Amen"" zu Ihrem Entschlusse."

„Langsam, Boyer! Sie vergessen, daß die Staatskunst eine andere Logik hat, als die Philosophie. Wenn ich in Ihrer Schule ein erträglicher Pilosoph zu werden hoffe, dann soll in Ihnen aus meiner Schule sicher ein guter Diplomat hervorgehen. Warten Sie ab," — schloß er mit einer vielsagenden Miene.

Friedrich nahm eine Prise, trommelte mit den Fingern auf der Dose und blickte sinnend über den Tisch hin.

„Daß ich nicht vergesse, Herr Marquis! Sie begleiten mich morgen nach Kleinschnellendorf, wo dieses Ding da," er gab dem Vertrage einen Ruck, „in aller

Form verbrieft und versiegelt werden soll. Wir werden uns vorzüglich amüsiren. Sie werden Gelegenheit haben, in Neipperg und Lentulus die österreichische Staatsklugheit, und in Lord Hyndford die englische Eleganz zu bewundern."

Am neunten October ritt der König, nur von dem Diplomaten Grafen Golz und seinem Freunde Marquis d'Argens begleitet, nach dem Schlosse Kleinschnellendorf. Feldmarschall Neipperg, General Lentulus, zwei biedere deutsche Naturen, und der englische Gesandte, Lord Hyndford, erwarteten ihn.

Der König trug den Soldatenrock, — einen etwas besseren, als den abgeschabten von gestern. Seine Stimmung war vortrefflich und sein Benehmen liebenswürdig. Als er dem Feldmarschall herablassend die Hand reichte, hätte man glauben sollen, daß er einen alten Freund begrüße. Die ehrlichen gutmüthigen Oesterreicher nahmen des Königs Freundlichkeit für ächte Münze. Marquis d'Argens hingegen bewunderte Friedrichs feinen Spott, der sich bis zum Scheine der Wahrheit und Offenheit ausgebildet hatte.

Die Verhandlungen begannen. Lord Hyndford führte das Protokoll. Der Vertrag bestand bekanntlich in der Abtretung von ganz Niederschlesien und in der Uebergabe der Festung Neisse an den König von Preu-

ßen. Zum Scheine sollte Friedrich die Beste einige Tage beschießen und der österreichische Befehlshaber sie dann übergeben. Seinerseits verbürgte der König, Neippergs Abzug nicht zu belästigen, und weiter nichts mehr von Maria Theresia zu fordern.

Aber Friedrich stellte noch eine merkwürdige Bedingung.

„Durch Abschluß dieses Vertrages trenne ich mich von meinen Alliirten und von meinem Interesse," sagte er. „Aber es freut mich, der Königin von Ungarn meine versöhnliche Gesinnung dokumentirt zu haben. Indessen muß ich verlangen, daß diese Uebereinkunft auf das Strengste geheim gehalten werde. Geschieht dieses nicht, dann sage ich mich von aller Verbindlichkeit los."

Der Protokollführer, Lord Hyndford, setzte dem Vertrage diese Clausel bei.

Der König kehrte in das Lager zurück.

„Sie haben da eine Bedingung gemacht, Sire," sagte Boyer während der Rückkehr, „deren Verwirklichung mir unmöglich scheint. Der Vertrag soll geheim gehalten werden. Jeder vernünftige Mensch wird aber aus der Uebergabe der Beste Neisse, und aus dem von Ihnen unbelästigten Abzuge Neippergs erkennen, daß zwischen Ihnen und Maria Theresia ein geheimer Vertrag abgeschlossen wurde."

Friedrich lächelte.

„Dessen ungeachtet bleibt meine Bedingung in voller Kraft," entgegnete er. „Würden die Höfe von Paris, München und Dresden von jenem Vertrage Kenntniß erhalten, — sehen Sie, Boyer, dann würden meine getreuen Aliirten argwöhnisch. Die Folge wäre, daß auch sie vereinzelt mit der Königin abschließen. Maria Theresia bliebe zuletzt Siegerin in einem Kampfe, der zum Zwecke der Vernichtung und Theilung Oesterreichs begonnen wurde."

Boyer zuckte die Achseln. Er vermochte es nicht, die wahren Absichten des Monarchen zu durchschauen. Bald sollten ihm dieselben klar werden.

„Mein lieber Boyer!" redete einige Tage später Friedrich den Franzosen an. „Seitdem wir zu Klein-schnellendorf gewesen, kommt es mir vor, als hätten Sie allen Glauben an meinen Beruf zur Gründung der »»nation prussiene,«« und alles Vertrauen in meinen Scharfsinn verloren. Ich selber muß gestehen, daß mir jener Vertrag schwer auf dem Gewissen liegt. Eher ein Verbrechen, als eine Dummheit begehen. Sehen Sie, darum eile ich, jene Thorheit wieder gut zu machen. Dieser Entwurf sagt Ihnen, daß meine Reue vollständig ist."

Er reichte dem Marquis ein beschriebenes Papier hin.

Bayer las und staunte.

„Sire,“ rief er lachend aus, „Ihre Philosophie wirft alle Gewissensscrupel und Engherzigkeit über den Haufen. Vor sechs Tagen schlossen Sie einen Friedensbund mit Maria Theresia, — und hier schließen Sie ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen und Bayern gegen Maria Theresia. Sie versprechen dem Churfürsten von Bayern Ober- und Niederösterreich, Tyrol und Böhmen, — dem Churfürsten von Sachsen sichern sie Mähren zu. Dagegen haben Ihnen jene Beiden den Besitz von ganz Schlesien zu gewährleisten [1].“

„Allerdings habe ich dieß beschlossen, — selbst auf die Gefahr hin, von der schönen Königin des Vertragsbruches und der Treulosigkeit beschuldigt zu werden.“

„Vor dem Richterstuhle jener frommen Frau werden Sie allerdings schlimm wegkommen! — Aber ich begreife nicht, weßhalb Sie den Vertrag von Kleinschnellendorf abgeschlossen, wenn Sie denselben nicht zu halten gedachten.“

„Kurzsichtiger! Wurde der Ritt nach Kleinschnellen-

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 131.

dorf nicht königlich bezahlt durch Gewinnung der Festung Neisse? Ist Neipperg nicht abgezogen? Habe ich nicht freie Hand in Schlesien? — Doch, hier ist noch etwas Köstlicheres," — fuhr er fort, ein zweites Papier hervorziehend. — „Ein Geheimvertrag mit dem Bayer! Ich verspreche dem Churfürsten meine Stimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl. Dagegen verpflichtet sich kaiserliche Majestät in spe, den König von Preußen für alle Zeit aus dem Staube des Knierutschens bei Uebertragung von Lehen zu erheben. Ferner verwandelt der Kaiser, in Anreden an die Könige von Preußen, den Ausdruck: „Eure Liebden," in den Titel: „Eure Majestät," und „großmächtigster König." Endlich werden die Ausdrücke: „befehlen und gebieten," in die Worte: „freundbrüderlich gesinnen" formulirt[1])."

„Und Sie legen Gewicht auf diese kleinlichen Förmlichkeiten?"

„Förmlichkeiten, — kleinliche Förmlichkeiten? Da sieht man den Philosophen wieder! Merken Sie, Boyer," sprach der König sehr ernst, „diese kleinlichen Förmlichkeiten enthalten im Grunde nicht weniger, als die völlige Losschälung Preußens von allen Verpflichtungen gegen das deutsche Reich und

1) Zschokke, Bayer. Gesch. S. IV. 34.

dessen Oberhaupt. Der Kaiser hat den Königen von Preußen nichts mehr zu befehlen. Die deutsche Nation hat aufgehört, als einheitliches Ganzes zu existiren. Die „nation prussienne“ ist fertig.“

„Ich bewundere Ihr Genie, Sire! Ja, Ihre Politik wird dem deutschen Reiche den Todesstoß versetzen.“

Der König nahm eine Prise und lachte in sich hinein.

Das geheime Schutz- und Trutzbündniß zwischen Bayern, Sachsen und Preußen wurde am ersten November zu Frankfurt wirklich abgeschlossen. Den Vertrag mit der betrogenen, unglücklichen Maria Theresia brach Friedrich fast in demselben Augenblicke, als er ihn sanktionirte.

Im gewöhnlichen Leben nennt man diese Handlungsweise „Treulosigkeit, — Gewissenlosigkeit, — Schurkenhaftigkeit.“

Aber Friedrich II. handelte nicht nach den Grundsätzen des ehrlichen Mannes.

Friedrich II. verlachte die Treue und verspottete die Gewissenhaftigkeit.

„Da die Menschen darüber einstimmig sind,“ sagte er, „daß die Täuschung seines Nächsten eine nieder-

trächtige Handlung ist, so hat man sich bemüht, einen Ausdruck zu finden, der die Sache mildert, und man hat deßhalb das Wort „Politik“ gewählt. Ich verstehe unter dem Worte „Politik,“ daß man suchen muß, die Anderen zu täuschen [1]).“

„Bündnisse zu eigenem Vortheile zu schließen,“ lehrt Friedrich weiter, „ist eine Staatsmaxime, und es gibt keine Macht, die autorisirt wäre, sie zu vernachlässigen. Hieraus entspringt die Folgerung, daß man sein Bündniß brechen muß, wenn es nachtheilig wird [2]).“

Weit bündiger hat Machiavelli Friedrichs Grundsätze ausgesprochen.

„Es kann einem Fürsten nie an einem Vorwande fehlen, sein Wort zu brechen,“ — lehrt Machiavelli.

---

1) Morgenstudien des Königs Friedrichs II. S. 35.
2) Daselbst S. 62.

Rothmäntel und Panduren.

Die Begeisterung in Ungarn für die hochherzige unglückliche Königin war nicht vorübergehend. Mit Eifer wurden die Beschlüsse der Ständeversammlung betrieben und große Opfer der Unterthanentreue gebracht. Das ganze Land wiederhallte von Waffenlärm.

Boskay, von der Trenk, Menzel und andere fähige Männer hatten Freicorps gebildet, und zwar aus den Verwegensten und Kühnsten des tapferen Ungarnvolkes. Während Carl Albert zu Prag schwelgte, zogen sich schwere Wetter in Ungarn gegen ihn zusammen. Zu Ende des Jahres 1741 standen 25000 Mann marschbereit. Graf Andreas Khevenhüller, ein ausgezeichneter General, führte das Heer. Unter ihm dienten Wurmbrand und Bärenklau, sehr fähige und kühne Pandurenführer.

In den letzten Tagen des Jahres 1741 überschritt Khevenhüller die Enns, griff die Franzosen an und

trieb sie vor sich her. Unaufhaltsam rückten die Oesterreicher vor. Die Feinde kämpften nicht mehr, sie flüchteten hinter Thürme und Mauern fester Plätze. Bereits schwärmten Panduren und Rothmäntel an der bayrischen Grenze, — die Vorboten des nahenden Gerichtes über Bayern.

Der französische Graf Segur warf sich mit 10000 Mann nach Linz, Khevenhüller schloß die Stadt ein.

Die Freicorps stürmten weiter.

Am 7. Januar 1742 fiel Schärding, Bayerns Thor, in die Gewalt der Oesterreicher. Schrecken und Entsetzen ergriff die bayrische Regierung. Sie bot die Landfahnen auf, Schützen und Jäger wurden unter die Waffen gerufen. Die Mauthämter erhielten Befehl, alle Brücken über den Inn, die Donau, die Salzach und Isar abzubrechen.

Vergebliche Mühe!

Der wilde Strom, welcher aus Oesterreich über das unglückliche Bayern hereinbrach, war mächtiger, als alle die genannten Flüsse. Die früheren Räuber Slavoniens und der Karpathen durchschwammen die Flüsse, der Winterkälte zum Trotz. Diese Männer, der Schrecken der Franzosen, fochten nicht wie Soldaten, sie fochten wie Räuber, tollkühn, ungestüm, mit Todesverachtung. Sie zählten die Feinde nicht,

sie untersuchten kein Terrain, sie stürzten in den Kampf und trieben den Feind in die Flucht. In den seltsamen Trachten, mit den langen flatternden Mänteln, auf schnellen wilden Pferden, mit den verwetterten verwegenen Gesichtern, die im Kampfe von Nordluft brannten, erschienen sie wie Rachegeister, welche die Nemesis, zur Strafe des Verrathes am deutschen Vaterlande, gegen Bayern losgelassen. Schon streiften die fliegenden Banden bis Passau. Da erschien der bayrische Feldmarschall Graf Törring. Er kam in Eilmärschen aus Böhmen herangezogen, und lagerte am 17. Januar bei Schärding, entschlossen, dem Feinde diese Stadt wieder zu entreißen.

Zwischen Passau und Schärding leuchteten am nächtlichen Himmel rothe Gluthen: — der Wiederschein zahlreicher Feuer von Rothmänteln und Panduren. Sie lagerten im Freien um mächtige Flammen. Kein Zelt, kein Obdach war zu erblicken. Die Krieger gönnten sich und den Pferden nur kurze Rast. Viele mochten dieser Rast nicht einmal bedürfen; denn die Töne einer Geige, wilde Melodieen spielend, klangen durch die Nacht. Eine Schaar, durch die Klänge der Geige geleitet, genoß das Vergnügen ungarischer Tänze. Die Flammen beleuchteten wilde verwegene Gesichtszüge, wogende Mäntel, breitkrämpige Hüte, blitzende scharfe

Fangmesser und Pistolen in den Gurten. Am Boden lagen stark gekrümmte Säbel, standen in Pyramiden lange türkische Flinten, und, im Dunkel der Nacht verschwimmend, sah man die gesattelten Pferde beim Futter, welches in der Nähe ein Dorf liefern mußte. Gefüllte Reitsäcke, Felleisen, zuweilen schlichte Bündel lagen um die Pyramiden herum, sie enthielten Speisen und kostbare Beute aus geplünderten Orten.

Um ein hellloderndes Feuer saßen die Führer der Ungarn. Sie saßen in ihre Mäntel gehüllt, auf Holzblöcken, die Beine nach dem Feuer hingestreckt, rauchend, plaudernd, und die kreisende Feldflasche nicht verschmähend.

Ein junger Mann von starkem Körperbau, fast sieben Fuß hoch, mit rauhen Zügen, stand aufgerichtet im Kreise. Dieser Mann war der bekannte Pandurenführer von der Trenk, welcher sich durch Tapferkeit und Kühnheit in der Geschichte bleibenden Ruhm erworben. Gegenwärtig sah er unwirsch auf einen Genossen mit bedächtigen Mienen und sinnenden Blicken nieder, der sich in militärischen Erörterungen erging.

Boslay saß gleichfalls im Kreise, etwas hinter ihm Matthias, der vormalige Räuberhauptmann, jetzt des Grafen Wachtmeister, an dem er mit der Treue des Hundes hing.

„Du bist zu vorsichtig, Menzel, — du rechnest zu viel," sprach von der Trenk. „Abgeschnitten werden von Bärenklau, — durch wen denn? Laufen die Franzosen und Bayern nicht davon, wie gehetzte Füchse? Offen gestanden, — dieser Rückzug empört mich! Wäre es mir nachgegangen, hätten wir Passau durch einen kühnen Handstreich weggenommen."

Menzel lächelte, wie dies seine Art war, still vor sich hin. Er schwieg einige Augenblicke; dann sagte er:

„Deinem Muthe ist zwar Alles möglich, Trenk! Wie man aber ohne Geschütze, ohne Infanterie, bloß mit einigen Tausend Reitern, eine starke Festung wegnehmen könnte, — dieß übersteigt meine kühnsten Erwartungen."

Der Pandurenoberst Trenk entgegnete nichts. Er sah in die Flammen, aber heller als die Flammen loderten in seinen Augen Kühnheit und List.

„Höre mich an, Menzel," rief er jetzt. „Der Fehler ist einmal geschehen, — basta! Aber der Fehler wurmt mich, er muß wieder gut gemacht werden. Ich will es versuchen, — mein Versuch gelingt ganz sicher. Hört meinen Plan! Bärenklau rückt mit den Geschützen nach. In einigen Tagen ist Passau gefallen, der Weg nach München frei. Wir reiten in Eilmärschen dahin und ich verspreche euch, ohne Geschütze

und ohne Infanterie die Residenz des dicken Churfürsten wegzunehmen. Ich verlange dazu nur deine Mithilfe und den Beistand des Grafen Boskay."

Menzel schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ein militärisches Kunststück wäre das," sagte er.

„Ich mache das Kunststück, — seid ihr dabei?"

„Mit Vergnügen!" erwiederte Boskay.

„In diesem Falle darf ich nicht ablehnen," sagte Menzel.

„Abgemacht!" rief von der Trenk, die breite Hand den beiden Obristen hinreichend.

Mathias hatte seit einiger Zeit in die Nacht hineingelauscht. Er hielt das rechte Ohr gegen den Wind, als wolle er den Luftzug auffangen. Jetzt sprang er rasch empor.

„Meine Herren, — aufgepaßt, — wir bekommen Besuch," sagte er, die Hand nach einer Richtung ausstreckend.

Alle horchten.

„Ich höre nichts," sagte Menzel.

„Entweder träumt es Dir, Wachtmeister, sagte Trenk, oder Du hast verflucht feine Ohren."

Boskay, sich auf die erprobte Feinheit der Sinne des ehmaligen Räuberhauptmannes verlassend, war gleichfalls aufgestanden.

„Ich irre nicht," sagte Mathias. „Ganz deutlich, — immer näher, — Pferde sinds, — drei oder vier."

Im nächsten Augenblicke verstummte die Geige. Man hörte den Ruf der Wachtposten. Die am Boden liegenden Krieger sprangen auf und griffen zu den Waffen.

„Ein Ueberfall? — nicht möglich!" sagte Menzel. „Unsere Vorposten stehen auf eine viertel Meile in der Runde; sie würden gefeuert haben."

„Dort kommt der Ueberfall, — drei Mann hoch," sagte Mathias.

Ein ungarischer Husar, von zwei Panduren begleitet, ritt zu dem Feuer heran.

„Ah, — eine Stafette! Es brennt wieder," rief Trenk.

Der Husar sprang vom Pferde, grüßte nach militärischer Sitte und überreichte Menzel ein versiegeltes Schreiben.

„Trenk hat Recht, — es brennt!" sagte Menzel, nachdem er gelesen. „Feldmarschall Törring bedroht Schärding mit großer Uebermacht. Heute noch wird er angreifen. Bärenklau verlangt Beistand."

Die Offiziere vernahmen mit Ueberraschung diese Kunde. Sie wußten, daß der bayrische Feldmarschall in Böhmen stand.

„Fast unglaublich," sagte Boskay. „Wie konnte Törring so rasch und geräuschlos aus Böhmen anrücken?"

„Gut, daß er da ist," meinte Trenk. „Es gibt 'nen ernsten Strauß; denn hoffentlich laufen die Bayern nicht so schnell davon, wie die Franzosen. Sie werden uns gestatten, ihnen auf den Leib zu kommen."

„Törring steht zwischen Schärding und Engelhartszell," erklärte Menzel. „Hiernach müssen wir unsere Maßregeln treffen."

Es wurde ein Kriegsrath gehalten.

Die Feldzeichen riefen zum Aufbruche, und nach kurzer Zeit waren die letzten Reiter in der Nacht verschwunden. Nur die Feuer brannten fort und auch diese erloschen endlich zur glimmenden Gluth.

Mit Anbruch des Tages griffen die Bayern Schärding an. Eine heftige Kanonade eröffnete den Sturm. Ungestüm drangen sie vor. Sie wurden zurückgeworfen. Angriffe und Rückzüge wechselten in rascher Folge. Bei aller Tapferkeit gelang es den Bayern nicht, in die Stadt zu dringen. Bärenklau hatte die Oertlichkeit klug benützt; bei jedem Schritte stieß der Feind auf Hindernisse. Die Bayern, durch anstrengende Eilmärsche abgemattet, wichen auf allen Seiten. Törring erkannte die Unmöglichkeit des Erfolges. Ohne von den Oesterreichern belästigt zu werden, zog er

sich in guter Ordnung nach dem Rottflusse zurück.

Kaum war dies geschehen, als die Alarmzeichen ertönten. Rothmäntel und Panduren waren im Anzuge. Törring schickte ihnen die Reiterei entgegen. Es entspann sich ein kurzer, aber blutiger Kampf. Die Bayern wurden niedergesäbelt und auseinander gesprengt. Gleich Rotten hungriger Wölfe stürzten sodann die Ungarn auf das Fußvolk, dessen Lage eine verzweifelte wurde; denn Bärenklau war aus Schärding hervorgebrochen und griff die Bayern im Rücken an. Graf Törring erfüllte die Pflichten eines kaltblütigen und muthigen Generals. Mit Aufbietung aller Mittel, welche die Kriegskunst unter so schwierigen Verhältnissen anräth, setzte er sich persönlich den feindlichen Waffen aus. Mit erhobenem Degen feuerte er die Regimenter an. Bald zeigte es sich aber, daß er mit Feinden zu thun hatte, die gegen alle herkömmliche Kampfweise stritten. Mit Sturmeseile brausten die Schwadronen heran, schossen im Rennen die langen Türkenflinten ab, warfen sie über den Rücken, griffen zu den krummen Säbeln, hieben auf das Fußvolk ein, stürmten eben so rasch wieder zurück, um nach einigen Augenblicken an anderen Punkten denselben Anfall zu wiederholen. Keine Minute Er=

holung genossen die ohnehin ermüdeten Bayern; denn kaum sahen sie von dem wilden Anfalle sich befreit, als schon wieder neuer Kugelhagel in ihre Reihen schlug, und eine andere Schwadron heransprengte. Dieses Manöver wiederholten die Ungarn so lange, bis das Fußvolk in's Wanken kam. Jetzt suchten sie mit Ungestüm die Reihen zu durchbrechen. Ein haarsträubendes Niederstechen und Gemetzel begann. Nur hie und da krachten einzelne Schüsse, man hörte nur den Schlachtruf der Ungarn: „Moriamur pro rege nostro!" Am Boden röchelten Sterbende unter den Hufen der Rosse, ein verworrenes gräßliches Gestöhn oder Ausbrüche der Wuth erfüllten den Kampfplatz. In den Panduren und Rothmänteln schien das strömende Blut die alte Räubernatur zu erwecken und ihre Mordgier zu entflammen; denn sie fochten nicht mit dem kalten Muthe erprobter Krieger, sondern mit der Wildheit blutdürstiger Räuber.

Im dichtesten Gewühle sah man Boskay's hohe Gestalt, den blutigen Reitersäbel schwingend. An des Grafen Seite stritt Mathias, weniger bedacht, die Feinde anzugreifen, als deren Streiche von Boskay abzuwenden.

„Nur langsam, Graf, — Ihr dringt zu rasch vor, — wir werden abgeschnitten," rief Skandori, einem

Bayern den Arm vom Leibe hauend, der eben das Bajonett gegen den Obristen gezückt.

„Vorwärts, Kameraden!“ rief der Magnat. „Moriamur pro rege nostro, — nieder mit den Verräthern!“

Mit gleicher Tapferkeit stritt Trenk an der Spitze seiner Panduren, während im Rücken der Bayern die Oesterreicher vordrangen.

Nach Verlauf einer Stunde waren Törrings Regimenter zersprengt, zusammengehauen oder gefangen. Der Feldmarschall selbst entging zur Noth der Gefangenschaft [1]).

In Folge dieses blutigen Sieges übergab General Segur die Stadt Linz. Passau und die Veste Oberhaus fielen einige Tage später. Bayern stand dem Feinde offen. Und nun ergossen sich die Freicorps wie ein reißender Bergstrom über das Land. Allenthalben gingen Dörfer und Weiler in Flammen auf. Die unglücklichen Bewohner flüchteten in Wälder. Bei ihrer Rückkehr fanden sie die öden Brandstätten ihrer Behausungen.

Boskay und Menzel wehrten zwar nach Kräften unmenschlicher Gewaltthat. Aber sie konnten nicht Alles verhüten. Mathias hatte sogar einige auf frischer

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 129.

That niedergeschossen, welche durch Schandthaten den Kriegerstand entehrten, und sich keiner Mannszucht fügen wollten.

So stürmten die fliegenden Reiterschaaren, wie entfesselte Rachegeister, hinauf gegen München, wo sie am 12. Februar anlangten.

Schrecken und Entsetzen ergriff die Bewohner der Hauptstadt. Der vorauseilende Ruf von Brand, Mord und Plünderung, hatte das düstere Kriegsgemälde noch weit übertrieben. Münchens Thore waren verschlossen. Die Bürgerwehr hatte die Ringmauern und Thürme besetzt. Dies geschah einige Tage nach dem Schlusse rauschender Lustbarkeiten, zur Ehre der Krönungsfeier Carl Alberts in Frankfurt. Hundert Kanonenschüsse, von den Mauern der Stadt, hatten die frohe Kunde von der Kaiserwahl des Landesfürsten weit hinausgetragen. Jetzt, nach dem kurzen Freudentaumel, ergriff die Muthigsten Zagen und Bangigkeit vor den mord- und beutelustigen Ungarn.

Trenk hatte mit seinen Panduren das vor den Thoren Münchens gelegene Dorf Sendling besetzt. An ihn schlossen sich, in weitem Halbkreise, Bostany's Rothmäntel und Menzels Husaren.

Der riesige Pandurenoberst schritt in dem Tanzsaale eines Wirthshauses auf und nieder. Ein Ge-

misch von Erwartung und List spielte in seinen rauhen Zügen. Zuweilen trat er an das Fenster und sah die Straße ab- und aufwärts.

In der großen Stube des Erdgeschosses saßen zechende Panduren um lange Tische. Die geängstigten Bewohner boten Alles auf, die wilden Gesellen zu befriedigen. Allein der beste Wille und die sorgsamste Pflege vermochten es nicht, grobe Flüche und Verwünschungen zu verhindern.

Vor dem Hause langten Boslay und Menzel mit einigen Reitern an. Trenk begrüßte die Ankommenden mit derben Handschlägen.

„Ich habe dein Versprechen, Menzel, und auch das Ihrige, Herr Graf, mich gewähren zu lassen," sagte Trenk in ungarischer Sprache, nachdem sich die Gäste in der Nähe des großen Kachelofens niedergelassen. „Bevor zwei Tage vergehen, sitzen wir in München. — He da, verfluchter Bauer," fuhr er im rauhesten Tone seiner rauhen Stimme den Wirth an, „bringe dein bestes Bier und deine besten Speisen. Flugs — vorwärts, wenn dein Leben dir lieb ist!"

Der Mann eilte fort, und mit unglaublicher Schnelligkeit war der Befehl des gefürchteten Obristen erfüllt.

„Dort bleibst du an der Thüre stehen, wenn man dich braucht," herrschte Trenk dem Wirthe zu.

Auf Menzels Gesicht spielte ein feines Lächeln.

„Der arme Teufel an der Thüre dort," sagte er in ungarischer Sprache zu Boskay, „weiß nicht, daß er mit Kugeln, Säbeln, Rauben, Morden und allem Schrecken vollgestopft wird, um diese Dinge in München wieder auszuschütten."

Der Pandur leerte den Bierkrug in langen Zügen.

„Das Gebräu ist vortrefflich," sagte er, dem Wirthe den Krug hinschiebend, welcher ihn aus einem kleinen Faß wieder füllte, das in einer Ecke des Saales lag.

„Wir können morgen sogleich an die Arbeit gehen," fuhr Trenk in deutscher Sprache fort, als der Wirth wieder an der Thüre stand. „Ich habe das Terrain untersucht und kenne mehrere ausgezeichnete Positionen für unsere Geschütze. Bald ist ein Stück Ringmauer zusammengeschossen, — und dann hinein! Geschworen hab' ich, keinen Stein auf dem andern zu lassen. München muß geplündert und niedergebrannt werden; denn es ist die Residenz des Verräthers Carl Albert!"

„Die Stadt verdient allerdings dieses Strafgericht," sagte Menzel; „denn ihre Bewohner billigen die Empörung ihres Herrn gegen das Reich. Carl Albert hat unsere Königin ohne allen Grund mit Krieg überzogen, er hat die Franzosen in das Land gerufen

er steht im Solde Frankreichs zur Verwirrung und Knechtung Deutschlands, — darum Krieg gegen ihn bis auf's Messer."

„Ja, und die Münchener haben vor einigen Tagen noch hundert Kanonenschüsse abgefeuert, ihrem erbärmlichen Churfürsten zu Ehren," sagte Trenk. „Die Münchener schwärmen für den elenden Verräther, — dafür sollen sie schrecklich büßen. Haben sich unsere tapferen Soldaten am Eigenthum und im Blute der Münchener gesättigt, dann soll die Stadt in Flammen aufgehen."

„Ich widerspreche der Plünderung und Einäscherung Münchens gerade nicht," sagte Boskay. „Die Herren mögen aber bedenken, daß wir viele tausend Menschen in das größte Elend stürzen."

„Ganz einerlei, die Schurken haben es verdient," rief Trenk.

„Dennoch möchte ich einen Vorschlag machen," fuhr Boskay fort. „Bieten wir der Stadt Pardon gegen freiwillige Uebergabe an. Weist sie diesen Vorschlag der Schonung zurück, dann habe der Krieg seinen Lauf."

„Pardon? Eher gebe ich der Hölle Pardon, als der Residenz des Verräthers Carl Albert," rief Trenk.

„Und ich muß auf meiner Forderung bestehen," sagte Boskay. „Es widerstrebt meinem Gewissen, eine

ganze Stadt ohne alle Barmherzigkeit dem Untergange zu weihen."

„Sie werden keinen Pardon annehmen."

„Machen wir den Versuch," entgegnete Boskay. „Verwirft München unsere billigen Bedingungen, dann ist wenigstens den Rücksichten der Menschlichkeit Genüge geschehen."

„Meinethalben," rief Trenk nach einigem Zögern. „Hoffentlich verwerfen die Münchener Ihre menschlichen Rücksichten, und dann lebe die Unmenschlichkeit! Ich werde das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Haben Panduren, Rothmäntel und Husaren ihre Beutelust gestillt, dann lasse ich das Nest in der Mitte und an allen Ecken anzünden."

„Einverstanden!" sagte Menzel.

„Aber, Graf Boskay, warum trinken Sie nicht?"

„Das Bier schmeckt meinem ungarischen Gaumen nicht, der an guten Wein gewöhnt ist."

„Wirth, bringe uns Wein," befahl Trenk.

„Gnädiger Herr, wir haben nur Bier."

„Wein will ich, — verstanden Bauer? Auf der Stelle Wein, oder ich lasse dich aufhängen."

„Ach, allergnädigster Herr, in ganz Sendling ist kein Tropfen Wein."

„Gleichviel, — an den Galgen oder Wein!"

„Der Herr möge doch gnädig und barmherzig sein," bat der zitternde Mann mit gefalteten Händen. „Auf dem ganzen Lande ringsherum ist kein Wein, und nach München hinein kann ich nicht."

„Du sollst aber nach München hinein und mir Wein holen."

„An meinem guten Willen fehlt's ja nicht, gnädigster Herr, — werden mich aber die Wachtposten durchlassen?"

„Ah, so, — rufe meinen Wachtmeister!"

Der geängstigte Wirth eilte fort.

„Du spielst deine Comödie ausgezeichnet," sagte Menzel.

„Warte mit deinem Lobe, bis wir in der Stadt sind. — Bernhard," befahl Trenk dem eintretenden Wachtmeister, „Du führst diesen Mann bis an das nächste Thor Münchens. Dort wartest Du, bis er zurückkehrt. — Wirth, ich gebe dir fünf Stunden Frist. In dieser langen Zeit kannst Du alle Wirthshäuser der ganzen Stadt durchsuchen. Kehrst du ohne Wein zurück, dann mußt du ohne Gnad' hängen. Kehrst Du gar nicht zurück, dann lasse ich Dein Weib und Deine Kinder für Dich hängen. Jetzt fort!"

„Das muß der leibhaftige Teufel sein," brummte der Wirth, in der Küche einen großen Krug nehmend.

„Aber es ist gut so! Ich kann den Leuten in der Stadt sagen, was ihnen bevorsteht, wenn sie den Pardon nicht annehmen."

Der Wirth hatte niemals die kleine Strecke, zwischen Sendling und München, so rasch zurückgelegt. Das Thor öffnete sich ihm sogleich. Er verlangte zum Bürgermeister geführt zu werden.

Am folgenden Tage schickte Menzel zwei Offiziere nach München, wo sich das bevorstehende Schicksal der Stadt mit Blitzesschnelligkeit verbreitet und allgemeines Entsetzen hervorgerufen hatte. Die Offiziere boten im Namen Menzels Sicherheit der Personen und des Eigenthumes, Unverletzbarkeit der churfürstlichen Schlösser und der städtischen Freiheiten unter der Bedingung unverweilter Uebergabe. Nach kurzer Verhandlung des Magistrates wurden die Bedingungen angenommen[1]).

An demselben Tage zogen die Ungarn durch die weit geöffneten Thore Münchens.

---

1) Gfrörer, B. III. S. 130.

Ein Kaiser ohne Land.

Graf Boskay bewohnte dieselben Zimmer des churfürstlichen Schlosses, die er bei seinem früheren Besuche zu München inne hatte.

Der junge Mann stand eben vor dem wohlgetroffenen Porträt Maria Theresia's. Er hatte das Bild, beim Durchwandern der Zimmer, gefunden und es nun auf einen Tisch gestellt. Den Tisch rückte und schob er so lange, bis das Gemälde dem günstigsten Lichte ausgesetzt war. Offenbar stand das nämliche Porträt vor ihm, welches der Trödler damals für den Erzengel Raphael ausgegeben, und das von einem Herrn des Hofes mochte erworben worden sein.

Nachdenkend und bewegt betrachtete er die ihm wohlbekannten Züge.

„Den Erzengel Raphael stellst Du zwar nicht vor," sagte er, „wohl aber den Schutzgeist Deutschlands. — Was mochte jenen Krämer verleitet haben, die Dar-

stellung eines Engels zu vermuthen, — was anders, als diese engelgleiche Schönheit, — diese Seelenreinheit, diese Anmuth und Grazie? — Und doch, wie weit steht das Bild hinter der Wirklichkeit zurück! Farben und Formen, — aber kein belebender Geist! Wenn diese Augen leuchten und strahlen, — wenn dieser Mund lächelt in holder Güte, — wenn auf diese Stirne die Majestät tritt! — Wie matt das Bild ist. — Der Erzengel Raphael, — wie treffend! Wenn ich nicht irre, hat Raphael den Tobias aus dem Rachen eines Seeungeheuers befreit. Ist nicht der Rachen des Verrathes weit aufgerissen gegen das deutsche Reich? Wird nicht Maria Theresia Deutschlands Schutzengel durch ihre bewunderungswürdige Standhaftigkeit, durch ihren männlichen Muth, durch ihre Tugend und Geistesgröße? Möge es ihr gelingen, dem Rachen jenes Ungeheuers Oesterreich und Deutschland zu entreißen."

Trenks Stimme schallte durch den Gang. Der Graf nahm das Gemälde vom Tische und stellte es verkehrt an die Wand.

Die Thüre ging auf und Bath lag in den Armen des überraschten Freundes.

„Ich konnte mir, auf meiner Reise von Frankfurt nach Wien, die Freude nicht versagen, Dich zu sehen,

Stanislaus!" sagte Graf Bath, den Freund immer noch an beiden Händen haltend. „Wie schön die kriegerische Tracht Dich kleidet! — Meine Herren!" fuhr er gegen Trenk und Menzel gewandt fort, „gestatten Sie dem Diplomaten, seine Bewunderung für die kühnen Erfolge auszusprechen, welche Sie, an der Spitze ungarischer Freiwilligen, so rasch im Felde errungen. Wie ich vernommen, hat Khevenhüller ganz Bayern besetzt. Kaiser Carl VII. gehört kein Dorf seiner Erblande mehr."

„Was treibt denn eigentlich jene französische Puppe in Frankfurt? Hat er bald ausgeschwelgt?" fragte Trenk.

„Gönnen Sie doch dem länderlosen Kaiser wenigstens das Vergnügen der Gastmähler, Maskeraden und Schauspiele," antwortete Bath. „Was er macht? Er belauscht die Rathschläge des Franzosen Belleisle und empfängt Befehle aus Paris."

„Ein würdiger Nachfolger Carls des Großen," sagte Boskay.

„Ja — und ein elender Verräther," sagte Trenk verächtlich.

„Zürnen Sie dem armen Tropfe nicht, Oberst," entgegnete Bath. „Sie sollten den Mann am Tage der Krönung gesehen haben! Du mein Gott, welch

eine Figur, — welches Schattenbild von einem Kaiser! Wissen Sie, was Carl Albert vorstellte an jenem Tage? Genau das Bild eines Opfers, das man zur Schlachtbank führt."

„Hm, — hätte nichts dagegen, wenn er gleich wäre geschlachtet worden," brummte Trenk.

„Sie haben die Krönungsfeierlichkeiten angesehen?" fragte Menzel. „Man hat so viel davon gelesen und gehört."

„Und Sie wünschen von dem Augenzeugen eine getreue Schilderung, nicht? Ich gebe sie Ihnen in Kürze mit Vergnügen. — Wahrhaft großartig und erhebend fand ich nur die Feierlichkeiten in der Kirche. Jede Handlung dort hatte tiefen Sinn und hohe Bedeutung. Durch alle Ceremonien sah man die geheiligte Majestät des Herrn der Erde, seinen großartigen Beruf, den höchsten Glanz irdischer Macht. Man glaubte sich in die Zeit des Mittelalters versetzt, wo es nur einen Kaiser gab auf Erden und nur ein Scepter, dem alle Könige und Fürsten der Christenheit Gehorsam schuldeten. — Nach vollbrachter Krönung begab sich der neue Kaiser nach dem Rathhause. Der Weg dahin war mit Brettern belegt, und die Bretter bedeckten schwarze, blaue und gelbe Tücher. Auf diesem sauern Gange hätten Sie das neue Reichsoberhaupt

sehen sollen, mit der Krone auf dem Haupte und wie verloren in dem kaiserlichen Ornate, der nach den riesigen Gliedmaßen Carls des Großen angelegt zu sein scheint. Die Krone allein wiegt vierzehn Pfund, — für den siebenten Carl eine Last. Rechnen Sie dazu den schweren Kaisermantel, das wuchtige Kleid, die unbequemen Fußsohlen und alle Einzelnheiten des heiligen Ornates, — bedenken Sie, daß Alles aus den schwersten Stoffen gefertigt und mit Gold, mit Perlen und Kleinodien veralteter Mode überladen ist, und Sie können sich einen Begriff von dem Geschleppe machen. In diesem Anzuge mußte der arme Kaiser nach dem Rathhause gehen, niedergedrückt unter seiner Last, keuchend, und dazu in den heftigsten Schmerzen, da ihn gerade eine starke Kolik plagte. Dazu mußte die Majestät fortwährend lächeln und huldreich mit den Händen winken; denn das Volk drängte in dichten Massen um ihn her. Das Volk schrie wie besessen sein »Vivat imperator Carolus!« — Betrachtete ich dabei den gequälten Carl, so erschien mir das Volk wie eine Menge diabolischer Gestalten, die sich über den Geplagten belustigten. Bei jedem Schritte, den er that, stürzte und drängte die Masse hinter ihm her. Sie schnitten das Tuch von den Brettern, oder rissen es in eiliger Hast in Stücken. So wankte er auf das

Rathhaus, wo er halbohnmächtig in ein Sopha sank. Der gehetzte Mann sollte jedoch nicht ruhen. Er mußte die Frau des Marschalls Belleisle und andere Damen begrüßen, — er mußte sich dem harrenden, schreienden Volke an den Fenstern zeigen, und fortwährend lächeln zu seinen Schmerzen[1])."

„Eine klägliche Figur," sagte Boskay.

„Hoffentlich wird ihn die Kaiserkrone nicht lange drücken," versetzte Trenk.

„Carl Albert ist der Schlimmste lange nicht," entgegnete Bath. „Ich habe diese hohe Aristokratie gründlich verachten gelernt. Käufliche Menschen! Belleisle verschwendete Berge französischen Goldes, um die Churstimmen zu gewinnen. Noch mehr: — Belleisle fütterte wörtlich die Herrn für seine Zwecke. „„Damit ich Ansehen gewinne und Ehrfurcht einflöße,"" schrieb er nach Paris, „„so ist es nöthig, daß ich mich mit großem Glanze umgebe. Und da die Deutschen sehr viel auf gut Essen und Trinken halten, so ist es gut, wenn man von Paris aus meine Frankfurter Tafel gehörig mit Leckerbissen versorgt[2])."" — Und so geschah es. Zwischen Paris und Frankfurt wurde ein regelmäßiger Vorspanndienst errichtet. Jede Woche

1) C. B. Menzel n. Gesch. d. Deutschen Bd. X. S. 420 ff.
2) Gfrörer Bd. III, S. 125.

kam eine Ladung wohlschmeckender Dinge auf den Tisch des französischen Botschafters. Durch Pariser Gold und Leckerbissen wurden die Fürsten von der Würdigkeit des bayrischen Churfürsten zum deutschen Kaiser überzeugt."

Am folgenden Tage reiste Bath nach Wien weiter. Boskay begleitete ihn zum Wagen.

„Ich hätte noch einen Auftrag," sagte der Magnat etwas verlegen, als Bath schon im Wagen saß. „Ich weiß nicht, ob Du Agnes von Kyburg, das Kammerfräulein der Königin, bemerkt hast."

„Ich erinnere mich, ja, — ganz richtig, ein liebenswürdiges reizendes Geschöpf. — Nun, was soll's?"

„Bringe ihr meine aufrichtigsten Grüße! Sage ihr, daß jeden Tag die Scene auf dem Wallfahrtsberge mir vor der Seele schwebt. Bitte sie, meiner zuweilen zu gedenken."

„Ah, — ich errathe!" sagte Bath lachend. „Sieh' doch, wie man sich täuschen kann! Wer hätte unter diesem rauhen Rothmantel zärtliche Empfindungen vermuthet? — Sei guten Muthes, Freund! Ich werde mich Deines Auftrages mit Geschick entledigen. Deine „aufrichtigsten Grüße" an die schöne Gräfin, sollen zu meinen wichtigsten diplomatischen Akten gelegt sein."

„Lassen Deine diplomatischen Akten ein baldiges Wiedersehen zu Wien hoffen?“

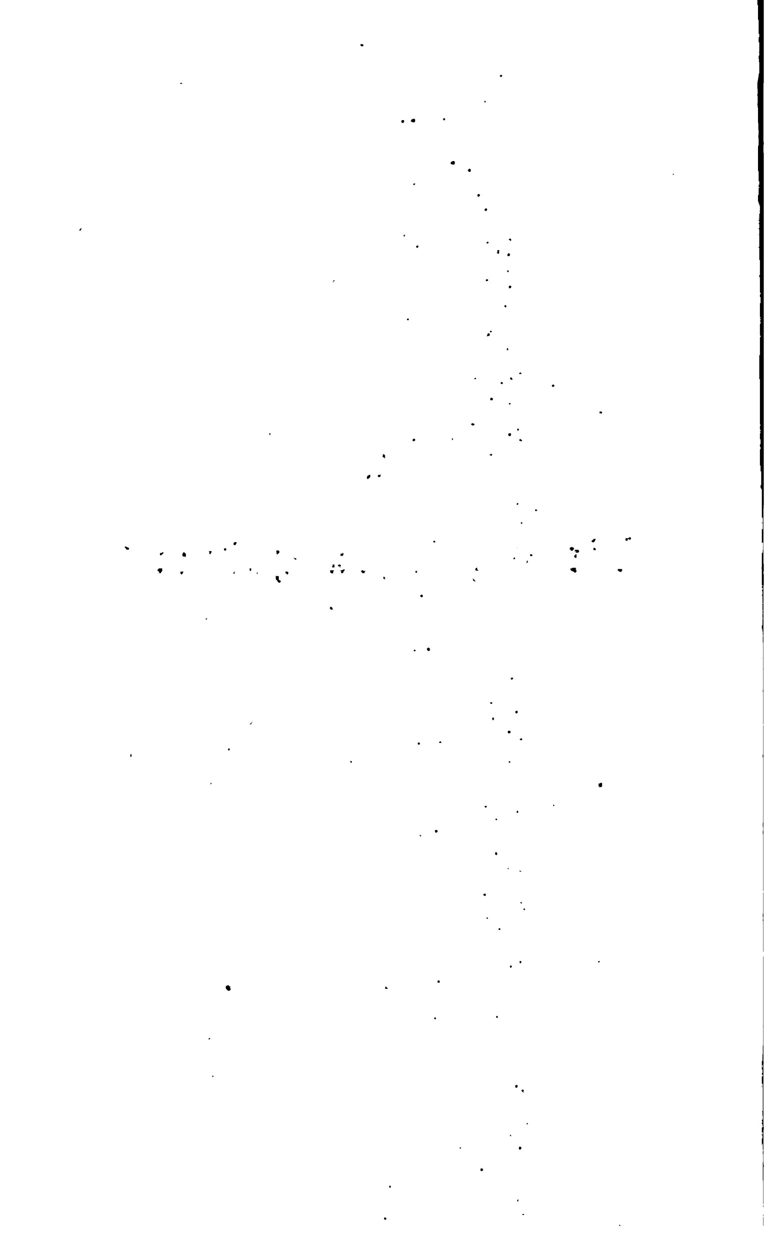
Bath zuckte die Achseln, und Boskay lächelte unwillkürlich über des Freundes geheimnißvolles Diplomatengesicht.

„Für den Augenblick ist das Drama zu Ende,“ sagte er. „Der Feind ist niedergeworfen, — danken wir Gott dafür. Ob aber Friedrich von Preußen und die Franzosen Deutschland Ruhe gönnen, das wird die Zukunft lehren.“

Nochmals reichte er dem Freunde die Hand und der Wagen rollte aus dem Schlosse.

IV.

Die mährischen Hühner.



Der getreue Alliirte.

Aus Oesterreich war der Feind hinausgeschlagen, ganz Bayern in Maria Theresia's Gewalt. Böhmen hielten die Franzosen noch besetzt. Die Oesterreicher rüsteten. Der Erbfeind Deutschlands sollte vollständig aus dem Reiche geworfen werden. Ein günstiger Erfolg stand nicht zu bezweifeln. Die Truppen waren voll Siegesmuth, und die Heere der Königin wuchsen täglich stärker an.

Friedrich II. gewahrte mit Ueberraschung diesen schnellen Wechsel der Dinge. Ein Krieg, zur Vernichtung Oesterreichs kaum begonnen, drohte, mit einem glorreichen Friedensschlusse für Maria Theresia zu enden. Dies mußte verhütet werden.

Der König überlegte. Sein Scharfsinn zeigte ihm bald jenen Weg, den er zur Förderung seiner Plane und Interessen einschlagen müsse. Die Verhältnisse

drängten zur raschen That. Friedrich begab sich an den Hof nach Dresden.

König August III. von Sachsen empfing den Aliirten mit offenen Armen. Gleich bei der ersten Unterredung kam die Politik zur Sprache.

„Der Kaiser steckt schön in der Klemme," sagte August, ein Mann von beschränkter Geisteskraft, aber von großem Hange zu sinnlichen Genüssen. „Da sitzt er in Frankfurt und lebt von französischen Subsidien, während die Oesterreicher seine Erblande bis zum letzten Weiler weggenommen haben. Wie beklagenswerth!"

„Ehe zwei Monate vergehen, haben wir den Krieg in Böhmen," sagte Friedrich. „Und dann, verehrter Bruder, sind die Franzosen aus Böhmen hinausgeschlagen, wird das Kriegsungewitter über Sachsen hereinbrechen."

„Das verhüte Gott!"

„Ich glaube nicht, daß es Gott verhütet, wenn wir selbst es nicht verhüten. Kurz, es gilt die Ausführung eines raschen und kräftigen Schlages. Man muß dem Feinde zuvorkommen und den Schauplatz des Krieges in das Herz Oesterreichs verlegen."

Er schwieg einen Augenblick, um die Ansicht des

Königs zu erforschen. August erwiederte nichts; er begnügte sich mit einer bejahenden Kopfbewegung.

„Nach dem Vertrage ist Ihnen von den österreichischen Provinzen Mähren zugefallen," fuhr der Preußenkönig fort. „Mähren ist aber noch ganz in Feindeshand. Nach meinem Plane wäre der Krieg nach Mähren, und von da nach Oesterreich hinüberzuspielen. Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, Mähren für meinen getreuen Aliirten zu erobern, und hiedurch dem Kriege zugleich eine andere Wendung zu geben. Aber ich muß eine Bedingung machen: — nämlich diese, daß die sächsischen Truppen unter meinen persönlichen Befehl gestellt werden."

In diesem Augenblicke erschien der Kammerdiener mit dem Bemerken, daß die Oper eben begonnen habe.

König August brach das Gespräch sogleich ab, entschuldigte sich und ging in das Theater.

Friedrich rächte sich für diesen Verstoß durch eine sarkastische Bemerkung.

„Ich bin der Ansicht, Boyer," sprach er zu dem Philosophen, welcher den Monarchen nach Dresden begleitet hatte, „daß August von Sachsen ein ausgezeichneter Schauspieler im Fache des Lächerlichen gegeben hätte. Die Glücksgöttin ist wirklich blind, sie vergreift sich manchmal gegen alle Vernunft."

Der König von Preußen erreichte indessen seine Absicht vollkommen. Das sächsische Heer wurde seinem Befehle unterstellt.

Von Dresden begab er sich nach Prag, wo der Marschall Graf Broglie, die französischen Truppen befehligte. Der Marschall empfing den König mit französischer Artigkeit, aber das Ansinnen, die französischen Truppen Friedrichs Führung zu überlassen, schlug er rund ab.

„Die Soldaten Frankreichs," sagte Broglie stolz, „kämpfen nur unter Generälen ihrer Nation."

Diese kurze Abfertigung war jedoch nicht stark genug, um den philosophischen König in die Flucht zu schlagen.

„Sie übersehen, Herr Marschall, daß die von Ihnen ausgesprochene Maxime auf den gegenwärtigen Fall nicht anwendbar ist. Frankreich, mit Preußen alirt, bekriegt Oesterreich. Beide Mächte verfolgen denselben Zweck. In dieser gemeinsamen Sache kann es unter Umständen, welche die Klugheit gebietet, auch nur eine gemeinsame oder einheitliche Führung geben. Sie vergeben weder dem Interesse Frankreichs, noch Ihrer Würde, wenn sie den Marschallstab über das französische Corps für einen Augenblick an den König von Preußen abtreten."

„Ich bedaure, Ihre Ansicht nicht theilen zu können, Sire! Die von Ihnen angeführten Gründe und Consequenzen bestreite ich nicht, muß aber bemerken, daß ein Marschall von Frankreich nach denselben nicht handeln kann."

Friedrich biß in die Lippen. Er hatte Mühe, seinen Aerger dem Franzosen nicht zu verrathen.

„Es bliebe dann nichts übrig," sagte er, die Stirne in Falten ziehend, „als einen Befehl an Sie nach meinem Wunsche in Paris zu veranlassen. Es müßte den Herrn Marschall zugleich alle Verantwortlichkeit für alle schlimmen Folgen eines Fehlers treffen, den das strenge Festhalten des Herrn Marschalls an Förmlichkeiten verschuldete."

Diese Bemerkung verfehlte den beabsichtigten Druck auf Broglie nicht. Friedrich hatte des Marschalls Besorgniß erregt, aber zugleich dessen Stolz gekränkt.

„Ihre Beschwerde gegen mich zu Paris wäre mir selbstverständlich unangenehm, Sire. Es fragt sich aber, ob dieselbe gerecht ist. Sie verlangen von mir das Commando über französische Truppen, ohne mich klar in die Motive blicken zu lassen, welche den Krieg in Mähren nothwendig machen."

„Ich glaubte, meine Andeutungen genügten, um eine so natürliche Sache klar zu machen," versetzte der

König, indem er eine Prise nahm. „Hier eine nähere Erläuterung. Die Oesterreicher haben Bayern überschwemmt. Der Kaiser ist aus seinen Erblanden verbannt. Ein starkes feindliches Heer ist im Entstehen, um Böhmen zurück zu erobern. Mähren ist noch im unbestrittenen Besitze des Feindes. Die Verwirklichung meines Planes wird Maria Theresia zwingen, ihre Truppen aus Bayern zurück zu ziehen und des Kaisers Erblande ihrem Herrn zurück zu geben. Mähren wird erobert und der Angriff auf Böhmen verhindert. Ich hoffe sogar, mit einem Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Mein Heer ist marschfertig aber zu schwach. Die Truppen der Alliirten müssen, zur vollständigen Vernichtung des Feindes, rasch zusammentreten. Die Sachsen werden sich mit meinem Heere vereinigen. Zugleich übertrug mir König August das Commando über seine Leute, weil er der vernünftigen Ansicht ist, daß, wo der König von Preußen im Felde erscheint, der König auch befehligen müsse. Sie, Herr Marschall, dürften derselben Ansicht sein."

Graf Broglie machte dem Monarchen eine Verbeugung, sprach aber kein Wort.

„Zugleich kann ich Ihnen nicht verhehlen," sagte der König nicht ohne Schmeichelei, „daß es für mich der höchste Genuß wäre, die vereinigten Truppen der

französischen und preußischen Nation gegen die Oesterreicher zum Siege zu führen."

„Der preußischen Nation, Sire?" fragte Broglie mit einigem Erstaunen. „Bisher kannte ich nur eine deutsche Nation, aber keine preußische."

Der stolze Marschall hatte sich empfindlich gerächt. Offenbar kannte er das ruhelose Streben Friedrichs zur Gründung der „nation prussienne," — eine Idee, worin die ganze Verderblichkeit der fridericianischen Politik lag.

Aber der König erwiederte Brogli's Stich augenblicklich durch einen kräftigen Hieb.

„Ich vergebe Ihnen diese Unkenntniß, Herr Marschall," sagte er mitleidig lächelnd. „Für mich wäre indessen die Anerkennung der „nation prussienne" von Ihrer Seite wirklich schmeichelhaft."

Der hochfahrende Graf sah den König mit lodernden Augen an. Er beherrschte sich.

„Da Sie es für eine hohe Ehre halten, Sire, französische Soldaten commandiren zu dürfen, so gebe ich Ihnen 5000 Mann, und zwar unter dem unmittelbaren Befehle des Generals Polastron."

Der König mußte sich begnügen.

Am 5. Februar 1742 brach die verbündete Armee in Mähren ein.

Die Marschordnung der Armee war merkwürdig. Nach Friedrichs Befehl zogen die Preußen stets voran, Sachsen und Franzosen folgten. Aber diese Marschordnung entsprang der geheimen Absicht des Monarchen, welche ihn zum mährischen Kriege trieb. Friedrich wollte weder jene Provinz für August von Sachsen erobern, noch Maria Theresia zwingen, ihre Truppen aus Bayern zurück zu rufen. Er wollte nur sein Interesse, und dieses lag, in gegenwärtigem Falle, in der Ausplünderung und Brandschatzung von ganz Mähren.

„Es ist meine Absicht," lautete des Königs Befehl an die Generäle und Obristen, „daß ihr an den Orten, die vorwärts liegen, nehmen sollt, was ihr kriegen könnt. Mit den Orten, welche hinterwärts liegen, und durch unsere Garnisonen in Contribution erhalten werden, sollt ihr gelinde verfahren [1])."

Diesem königlichen Befehle gemäß handelten die Offiziere. Sie betrachteten Mähren als ein Bergwerk, dessen Adern man gründlich ausbeuten, als einen Körper, dem man den letzten Blutstropfen abzapfen müsse. Dem Leichname wieder Lebenskraft einzuflößen, war Sache des Königs von Sachsen.

1) Preuß, Urkundenbuch I. S. 5.

Unerschwingliche Brandschatzungen wurden auferlegt, Dörfer und Schlösser ausgeplündert. Aber dies genügte Friedrich nicht. Seine Erfindungsgabe zur Förderung seiner Interessen war unerschöpflich. Er ließ alle kriegstüchtigen mährischen Jünglinge aufheben und unter die Regimenter stecken. Die evangelischen Familien wurden angehalten, das Land zu verlassen und preußische Provinzen zu bevölkern.

Gleich einem Heere heißhungriger Heuschrecken zogen die Preußen voraus, — die nachfolgenden Franzosen und Sachsen fanden wüste, geplünderte Orte und keine Mittel zum Unterhalte der Soldaten. Die Sachsen murrten, die Franzosen schimpften. Polastron machte Vorstellungen. Sie fruchteten nichts. Der General gerieth in Verzweiflung. Er beschloß, sich persönlich zu dem nächsten preußischen Corps zu begeben.

In einem großen Dorfe, von einem auf der Anhöhe gelegenen Schlosse beherrscht, fand Polastron den Obristen Kaub, eben im Begriffe, den Befehl seines Königs zu vollziehen. Kaub hatte die Vorstände und vermögendsten Bürger des Ortes nach dem Schlosse entboten, und ihnen befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden 10000 Thaler zu entrichten. Die bestürzten Leute betheuerten ihr Unvermögen. Vergebens. Kaub drohte mit Erschießen. Dies wirkte. Alle Kassen des

Dorfes wurden bis zum letzten Heller geleert und 8000 Thaler zusammengebracht.

In acht Säcken, mit Kupfer und Silbermünzen angefüllt, trugen die Ortsvorstände die auferlegte Brandschatzung nach dem Schlosse.

Raub saß mit einigen Offizieren in einer großen Stube. Die Herren karteten, rauchten und tranken. Der Obrist war guter Laune; denn er gewann.

„Bringt ihr das Geld, gute Leute," sagte Raub, als die Männer mit den Säcken hereinkamen. „So ist's recht! Ihr spart mir durch euren guten Willen weitere Mühe und euch das Schlimmste.. Wie gesagt," — und der Obrist legte die Karten weg, stand auf und trat vor die Leute, „der Krieg, welchen unser König zu eurem Heile und zum Wohle des Reiches unternommen hat, kostet viel Geld. Ihr seid billig genug, einzusehen, daß ihr von Gott und Rechtswegen auch an den Lasten tragen müßt. — Stellt nur die Säcke dort auf jenen Tisch."

Die Säcke standen in einer Reihe auf dem Tische. Sie enthielten die Thaler der Vermögenden, die Groschen der Armen, und die Heller der Aermsten.

„Ich werde das Geld zählen lassen und euch dann einen Schein ausstellen. Hoffentlich fehlt an den 10000 Thalern kein Pfennig."

„Herr Oberst,“ sagte ein alter Mann, durch einen Knix den gekrümmten Nacken noch tiefer beugend, „Sie werden verzeihen, — wir haben nur 8000 Thaler zusammenbringen können.“

Raubs Gesicht wurde strenge und finster.

„Zehn tausend Thaler, keinen Pfennig weniger! Der Krieg kostet Geld. Der Krieg ist zu eurem Besten unternommen und ihr müßt den Krieg bezahlen. Also, — zehntausend Thaler, oder,“ — und der Oberst zog die Achseln in die Höhe und schnitt dazu ein sehr häßliches Gesicht, — „ich bin gezwungen, euch erschießen zu lassen.“

„Seien Sie doch barmherzig,“ sagte der alte Mann wieder. „Den letzten Heller haben wir hergegeben. Das Geld der Aermsten ist dabei, im ganzen Dorfe ist nichts mehr zu finden.“

„Zehn tausend Thaler oder Erschießen,“ unterbrach ihn der Offizier.

Die Männer senkten die Köpfe tief über die Brust herab. Sie wußten aus Erfahrung, daß es mit dem Erschießen ernst sei.

„Herr Oberst,“ sagte der alte Mann, „wenn Sie mich erschießen lassen, so liegt gerade nicht viel daran; denn ich muß doch bald sterben. Aber betrachten Sie diese zwölf Männer, — es sind Familienväter. Denken

Sie, zwölf Familien ohne Väter, — ohne Brod. Zwölf Familien, die weinen, weil ihre Männer und Väter todt geschossen wurden!"

„Alles überflüssig, Alter!" unterbrach ihn der Soldat. „Ihr wißt, was ihr zu thun habt. Ihr wißt, was euch bevorsteht, wenn ihr es nicht thut. Fertig!"

Und Kaub wandte ihnen den Rücken.

„Ich wollte nur sagen, Herr Oberst," begann der Greis abermals, „daß ich die noch fehlenden zwei tausend Thaler zahlen will."

Kaub wandte sich wieder um.

„Weil ich das gräßliche Elend voraussehe, darum will ich's bezahlen. Geld hab' ich zwar keines, aber doch Geldes Werth. Ich hab' einen kräftigen Sohn von zweiundzwanzig Jahren. Nehmen Sie den, Herr Oberst," — und Thränen rollten dem alten Manne über die verwelkten Wangen.

„So, — Er hat einen kräftigen Burschen?" rief Kaub. „Sehr gut! Der Kerl hat sich heute noch zu stellen. Ist er ein tüchtiger Lümmel, können wir ihn schon brauchen. Aber die zwei tausend Thaler sind damit nicht bezahlt. Nach dem Befehle unseres Königs, ist Euer Sohn an und für sich verpflichtet, zu den Fahnen zu stoßen. Heute noch will ich den Kerl sehen. Gefällt er mir, dann ist Er frei. Aus beson=

derer Gnade will ich annehmen, daß Er Alles geleistet hat, was Er leisten kann. Allein die Uebrigen müssen für die vollen zehn tausend Thaler mit ihrem Leben bürgen."

Die Härte des Offiziers und die Unmöglichkeit, dessen Forderung zu befriedigen, trieb die Männer in Verzweiflung. Ein hochgewachsener Bauer trat etwas ungestüm vor den Tisch, und heftete seinen Blick, worin ein eigenthümliches Feuer loderte, fest auf Raub.

„Herr Oberst," begann er, „die Preußen haben uns Alles weggenommen. Unser Vieh ist geschlachtet, — unsere Lebensmittel sind aufgezehrt oder weggefahren, — wir haben nichts mehr zum Leben. Die Sachsen und Franzosen, welche nachrücken, und nichts finden, werden uns vollends ausziehen. Den letzten Heller haben wir Ihnen gebracht, — Sie haben Alles. Nehmt noch das Letzte, — unser Leben! Lassen Sie aber nicht blos uns todt schießen, sondern auch alle Männer, Weiber und Kinder. So wird's dann gut sein. — Sind wir alle todt, — dann lassen Sie das Dorf anzünden. Das verbrannte Dorf und die gemordeten Leute werden dann aller Drangsal los sein."

Diese Rede hatte der Bauer stoßweise vorgebracht, bald laut schreiend, bald leise flüsternd, wie geistesverwirrt. Raub sah in die wahnsinnigen Züge des Man-

nes, und aus diesen Zügen sprach etwas, das ihn zwar nicht rührte, aber doch beunruhigte.

„Er ist ein Narr! Geh' Er," rief der Obrist mit abwehrender Handbewegung.

In diesem Augenblicke erschien General Polastron. Raub stand überrascht auf und verließ mit dem Franzosen den Saal.

Der stolze Marschall von Frankreich, Graf Broglie, hatte in Polastron einen Mann zum unmittelbaren Befehlshaber jener fünf tausend Franzosen gesetzt, welcher fast ebenso hochfahrend war, wie Broglie selbst. Aufgebläht durch das Bewußtsein, jener großen Nation anzugehören, die seit dem dreißigjährigen Kriege Deutschland zum Tummelplatze ihrer Ränke machte, die jeden Augenblick ein Stück deutscher Erde wegriß, die jetzt im Begriffe stand, die schönen Rheinlande, sowie Oesterreichs niederländische Besitzungen sich anzugliedern, verachtete Polastron die Deutschen aufrichtig.

Der französische General konnte jedoch seine Verachtung begründen.

Polastron kannte die Verschwörung deutscher Fürsten gegen die deutsche Fürstin. Er sah die Sachsen, Bayern und Preußen deutsche Länder verwüsten. Er sah, wie Deutsche das Blut ihrer Brüder vergossen,

und Deutschlands Kaiser, Carl VII., sah er französischen Befehlen gehorchen. Er wußte, daß Carl VII. durch Frankreichs Geld, durch pariser Leckereien, durch französische Vorspiegelungen auf den Kaiserthron erhoben wurde. Dies Alles sah und wußte Polastron.

Hatte Polastron ein Recht, die Deutschen zu verachten? . . . .

Getragen von dieser Gesinnung, und aufgebracht durch die Erpressungen der Preußen, traf der General mit Raub in ein Seitengemach.

„Herr Oberst," begann der Franzose, den Kopf in die Höhe werfend, „ich habe Sie wiederholt schriftlich ersuchen müssen, nicht wie ein verheerend Wetter vor uns her zu ziehen. Ihre Soldaten schwelgen im Ueberflusse, sie verderben Alles, was sie nicht genießen können. Wir finden wüste Dörfer, verzweifelte Menschen, aber nicht die geringsten Lebensmittel. So kann dies unmöglich fortgehen. Sie haben meine schriftlichen Vorstellungen nicht beachtet, darum sehe ich mich genöthigt, dieselben persönlich zu wiederholen."

„Ich habe Ihre Vorstellungen nicht beachten können, Herr General, weil mich allerhöchste Instruktionen zu diesem Verfahren verpflichten."

Polastron machte große Augen.

„Allerhöchste Instruktionen?" wiederholte er. „Das

ist mir unbegreiflich! Der Zweck unseres Einmarsches in Mähren ist, die Oesterreicher zur Räumung Bayerns zu zwingen. Dieser Zweck wird auch ohne diese unerhörten Brandschatzungen vollkommen erreicht."

„Ich habe meine Instruktionen, Herr General!"

„Kaum möglich," versetzte Polastron etwas gereizt. „Ein König wird solche Raubzüge niemals fordern."

Raub zog seine Brieftasche hervor und überreichte dem General Friedrich's Befehl.

„Hier lesen und überzeugen Sie sich."

Dem Franzosen schoß während des Lesens eine dunkle Gluth in das Gesicht.

„Um Vergebung, Herr Oberst!" sagte er bitter. „Sie sind allerdings gerechtfertigt. Mit dieser Ordre in der Hand, kann ein Offizier thun, was er will. Und wenn er den Leuten die Haut vom Leibe zieht, um sie zu verwerthen, so ist auch das gerechtfertigt durch eine solche Instruktion."

„Die Ihren Beifall nicht verdient, wie es scheint," sagte Raub, durch des Franzosen Bitterkeit verblüfft.

„Meinen Beifall?" rief Polastron höhnisch lachend. „Wie kann eine solche Kriegsführung den Beifall eines französischen Generals finden? Allein Ihr König hat seine Absichten, — jawohl, — seine Absichten."

„Und diese Absichten wären, Herr General?"

„O diese Absichten sind sehr klar, — diese Absichten sind handgreiflich,“ entgegnete Jener mit gesteigertem Hohne.

„Dürfte ich um Ihre Ansicht bitten?“

„Meine Ansicht? Beim Teufel, — jeder Schulknabe findet den offenbaren Sinn dieser königlichen Instruktion. Sehen Sie, Herr Oberst, den Verträgen gemäß fällt Mähren an Sachsen. Ihr König nun occupirt Mähren, um es auszusaugen. Allenthalben treibt er unerschwingliche Contributionen ein. Den letzten Cent zieht er aus den Säcken. Mährens flüssige Mittel wandern nach Berlin, — Mährens kriegstüchtige Burschen werden in das preußische Heer gesteckt, — Mährens evangelische Familien werden nach Preußen getrieben. Mähren ist zu Grunde gerichtet, verarmt. Und dieses ausgeplünderte Mähren wird Ihr König mit Vergnügen an Sachsen abtreten. — Da haben Sie die Absicht Ihres Königs.“

Anstandshalber mußte der Obrist, von dessen Kriegesherrn so gesprochen wurde, seinen Unmuth oder wenigstens seine Mißbilligung zu erkennen geben. Kaub that dies auch; denn er zog die Brauen finster zusammen und machte den Versuch, einen grimmen Blick auf den General zu werfen. Aber dieser grimme Blick glitt von Polastron ab, wie ein leichter Gegenstand,

den man gegen einen festen Körper wirft. Des Obristen Blick hatte keinen Geist, keine Wahrheit, weil er nicht einer wirklichen Entrüstung entsprang. Dagegen schlug ein inneres frivoles Lachen in die Züge Raubs.

„Ihre Ansicht scheint mir doch etwas zu hart," sagte er.

„Ich urtheile nach dem, was ich gesehen und jetzt gelesen habe," entgegnete Polastron. „Was mich aber empört, das ist die geringe Meinung Ihres Königs von den französischen Truppen. Nein, wir geben uns dazu nicht her, um den Rücken vorausziehender plündernder Corps zu decken. Ich werde unverweilt rapportiren."

Ohne den angebotenen Imbiß anzunehmen, verließ General Polastron im höchsten Unwillen das Schloß.

Nach einigen Tagen empfing der französische Gesandte Valori, der sich im Hauptquartiere Friedrich's befand, Polastrons Beschwerde. Valori erhob Vorstellungen bei dem Könige.

„Die Oesterreicher setzen sich in Bayern immer fester," sagte er. „Rücken Sie nicht unverzüglich gegen Wien vor, sind des Kaisers Erblande unrettbar verloren."

„Wir befinden uns auf dem Wege nach Wien,“ versetzte der König trocken.

„Wohl, Sire! Allein dieser Weg wird unbegreiflich langsam zurückgelegt.“

„Einverstanden,“ entgegnete Friedrich. „Aber in Mähren will ich nach Belieben schalten, Geld, Pferde und Rekruten ohne Widerspruch wegnehmen [1].“

„Um Vergebung, Sire!“ sprach der Gesandte in schneidendem Tone. „Ich wußte bisher nicht, daß Ihr Hauptgrund zur Besetzung Mährens darin liegt, Geld, Rekruten und Pferde wegzunehmen.

Valori berichtete ungesäumt an Broglie.

Der Marschall rief das französische Corps nach Böhmen zurück. Friedrich erhob Protest. Er fruchtete nichts; die Franzosen zogen ab.

Auch die Hunger leidenden Sachsen drohten, dem Beispiele der Franzosen zu folgen. Friedrich mußte etwas thun. Er gab Befehl, die gröbsten Gewaltthätigkeiten zu verhüten.

Der Schluß der königlichen Weisung lautete:

„Ihr sollt mit Methode verfahren. Ihr mögt das Huhn immerhin rupfen, aber so, daß es nicht schreit [2].“

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 153.

2) Daselbst S. 144. Denselben Befehl gab Friedrich dem

Dieser Schluß hob natürlich den Befehl, zur Vermeidung der gröbsten Gewaltthätigkeiten, wieder auf. Die Erpressungen blieben. Aber die Offiziere bemühten sich, „„mit Methode““ zu verfahren. Sie trugen Sorge, daß „„das Huhn nicht schreie,““ — daß der Aufschrei des Schmerzes und der Verzweiflung verstumme. Hiedurch wurden die Drangsale der unglücklichen Bewohner Mährens nur gesteigert.

„Von einem biblischen Heerführer heißt es, daß er seine Truppen fasten ließ, bevor sie in den Kampf zogen,“ sagte Boyer, als neuerdings Klagen der Sachsen einliefen. „Sie scheinen dasselbe Verfahren mit den Sachsen zu beobachten. Die armen Teufel leiden große Noth. Sie lassen fünfzehn tausend Mann fasten, um das Wohlgefallen Gottes für Ihre Campagne gegen Oesterreich zu erzwingen.“

Der König lachte.

„Die guten Schlesier haben mich zu einem „„Judas Makkabäus““ canonisirt, weil ich dem „„lauteren Evangelium““ zu Hilfe kam. Ich habe nichts dagegen, wenn mich nun die Mähren zu einem „„Gideon““ stempeln oder zu einem „„Josua.““ Die

---

Prinzen Leopold von Dessau, welchem der Auftrag geworden, Böhmen auszuplündern.

Hauptsache bleibt unser Interesse. Ich will den mährischen Brunnen auspumpen; — der reiche und glänzende August von Sachsen bedarf der mährischen Quellen ohnehin nicht."

„Die Sache ist komisch, Sire! die sächsischen Quellen reichten nicht mehr aus, zur Befriedigung des Golddurstes am Hofe zu Dresden. Da machte August zur rechten Zeit die reiche österreichische Erbschaft. Nun kommen Sie, und graben die Quellen ab. Das ist doch gar keine Manier!"

„Es ist allerdings mehr possierlich, als manierlich," sprach der Fürst. „August erhält das mährische Huhn, aber ohne Federn."

„Sie könnten übrigens dem Sachsen leicht helfen," sagte der Marquis, wobei das Lächeln der Laune um seinen Mund spielte. „Mit Ihrer Erlaubniß will ich das Mittel angeben."

„Ich denke, Boyer, ein Philosoph habe nicht nothwendig, den Philosophen zu bitten, etwas Gescheidtes sagen zu dürfen."

„Gut, Sire! Ihre Finanz-Brunnengräber sind eben in Schlesien fertig geworden. Leihen Sie dem Könige von Sachsen jene kundigen Leute, damit sie Mährens Goldadern ausnützen."

Der König legte die Hand auf einen Papierstoß, der vor ihm auf dem Tische aufgeschichtet war.

„Hier sind die Resultate der schlesischen Operationen, und es ist meine Pflicht, genaue Kenntniß von der Sache zu gewinnen. Viele Arbeit, Boyer, — viele Arbeit!"

Der Marquis verstand den Wink und zog sich zurück.

Friedrich begann sogleich die Arbeit. Er las alle Schriftstücke. Er machte auf ein neben ihm liegendes Papier Bemerkungen. Er rechnete und prüfte. So ging es fort, die ganze Nacht hindurch. Eine Schrift um die andere wanderte von der linken Seite nach der rechten. Zuletzt schrieb der Fürst einige ausführliche Ordres. Mit der letzten kam er nicht zu Ende. Die Natur forderte ihr Recht. Die Feder entglitt seiner Hand, er sank in den gepolsterten Lehnstuhl zurück und schlief. Vor ihm brannte die Lampe in den dämmernden Tag hinein. Die Riesenarbeit einer ganzen Nacht lag überwunden auf dem Tische, — in dem Stuhle ruhte der von Arbeit erschöpfte König: — ein schönes Bild eines Fürsten.

Friedrich II. verfolgte Plane, die vor dem Richterstuhle des Rechtes nicht bestehen können. Allein er verfolgte seine Ideen mit eisernem Fleiße, mit uner=

schütterlicher Ausdauer, — und das verdient Lob und Bewunderung.

„Die Festung ist gewonnen," sagte der König, auf den Papierstoß deutend, als ihn der Marquis am folgenden Tage besuchte. „Ihren Witz von Gestern bei Seite, Boyer, muß ich gestehen, daß die Finanz-Brunnengräber in Schlesien ihre Sache ausgezeichnet gemacht haben. Das Resultat übersteigt meine Erwartung. Die Einkünfte sind glänzend," — und er nahm die Miene eines strengen und genauen Rechners an. „In meine Kasse fließen vom jährlichen Ertrage der Rittergüter 28⅓ Procent, von dem Bauerneigenthum 34, — von den Besitzungen der geistlichen Stifte und Klöster 50 Procent[1]). Sind das nicht herrliche Erfolge?"

Zu des Königs Verwunderung zuckte Boyer zweifelnd die Achseln.

„Ihre Kasse mag gut dabei wegkommen, — Ihr Ruhm desto schlimmer."

„Wie verstehen Sie das?"

„Die Wahrheit ist zuweilen unangenehm, Sire, — aber ich muß meine Behauptung begründen. —

---

1) Mirabeau und Mauvillon: preußische Monarchie II. S. 268.

Durch diese finanzielle Operation haben Sie mit den schlesischen Grundeigenthümern getheilt. Im ganzen Lande sind Ihre Finanzpumpen aufgestellt, um regelmäßig ungefähr die Hälfte des jährlichen Ertrages in Ihre Kassen abzuleiten. So etwas ist noch nicht dagewesen. Die Nachwelt wird sich erlauben, darüber ein Urtheil zu fällen. Sogar die deutschen Eroberer des fünften Jahrhunderts werden in Schatten gestellt. Als jene barbarischen Völkerfürsten Spanien, Italien, Südgallien und Afrika eroberten, nahmen sie den überwundenen Romanen ein Dritttheil sämmtlichen Grundbesitzes weg. Sie sehen, die Forderung jener Eroberer war etwas geringer als die Ihrige. Noch mehr, — jene Heerführer begnügten sich mit einem Theile des Bodens; — Sie lassen den Schlesiern zwar den Boden, ziehen aber die Interessen in baarem Gelde ein, ohne die Arbeiter zu entschädigen."

„Wo wollen Sie denn eigentlich hinaus?" fragte der König etwas ungehalten.

„Ich wollte nur zeigen, daß unter dieser straffen Finanzoperation Ihr Ruhm leiden muß, — und ich weiß, daß Ihnen der Ruhm nicht gleichgültig ist, Sire."

„Meinen Dank, Boyer! Der Ruhm ist mir allerdings nicht gleichgültig, — klingende Realitäten sind

mir aber noch weniger gleichgültig. Mit dem Ruhme läßt sich kein Krieg führen. Meine Soldaten stehen noch lange nicht auf jener Höhe, daß sie den Ruhm für baare Münze hinnehmen. — Lassen Sie uns also die mährischen Hühner rupfen und mit deren Federn unsere Soldaten schmücken. — Was schließlich den Ruhm anbelangt," fügte er schmeichelnd bei, „so wird den meinigen Ihr Genie vor der Nachwelt glänzen lassen."

Die Vergeltung.

Mähren war ausgeplündert. Friedrich stand an der March und warf sehnsüchtige Blicke nach Ungarn und Niederösterreich. Er sah im Geiste die reichen Kirchen und Klöster dieser katholischen Länder, und schüttelte unmuthig den Kopf über die Thorheit, solche Reichthümer todten Händen zu überlassen. Die Versuchung war zu groß. Friedrich beschloß, wenigstens einen Theil des Mammons jenen todten Händen zu entreißen.

Fünftausend Mann rückten auf des Königs Befehl in Niederösterreich ein. Die Cabinetsordre lautete diesmal etwas kürzer und bestimmter an die Offiziere.

„Unter Androhung des Galgens, des Erschießens und augenblicklicher Zerstörung ganzer Ortschaften, habt Ihr Geld, Pferde und Rekruten einzutreiben[1]).“

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 154.

Die bestürzten Oesterreicher gaben mit vollen Händen; denn sie wollten weder gehängt, noch erschossen sein.

Wien zitterte. Ziethens Husaren streiften bereits bis Stockerau, vier Meilen von Wien. Maria Theresia schickte Eilboten an Khevenhüller. Sie verlangte eiligst Mannschaft aus Bayern, zum Schutze der bedrohten Hauptstadt. Es kamen vier Regimenter Fußvolk, dreitausend Croaten, Bosnay's Rothmäntel und Trenks Panduren.

Friedrich erwartete den Feind nicht.

„Unser Zweck ist erreicht," sagte er. „Die schöne Königin hat ihre Truppen theilweise aus Bayern zurückgezogen. Der arme Kaiser hat Luft; die mährischen Hühner sind gerupft; sogar den Oesterreichern haben wir in die Säcke gegriffen. Mähren vermag kaum noch für vierzehn Tage Lebensmittel zu liefern. Es ist Zeit, an den Rückzug zu denken."

Der Rückzug begann, und zwar ein höchst gefährlicher Rückzug.

Eine fortlaufende Kette von Hindernissen stellte sich den Preußen entgegen. Bei jedem Schritte fielen Ungarn, Rothmäntel und Panduren über sie her. Jeder Soldat, der zurück blieb oder von dem Regimente sich trennte, war verloren. Wie Todesschatten

folgten die schnellen und verwegenen Reiter dem preußischen Heere.

Besonders gefährlich wurden die zum Aeußersten gebrachten mährischen Bauern. Diese ausgeraubten und in Verzweiflung getriebenen Leute rotteten sich zusammen. Sie trugen Sensen, Gabeln, Aexte und andere ländliche Werkzeuge. Aber die höchste Erbitterung stählte ihre Arme, und die Wuth machte sie hungrigen Wölfen ähnlich, die unausgesetzt Friedrich's Colonnen umschwärmten und Alles tödteten, was in den Bereich ihrer Gewalt kam.

Tag und Nacht mußten die Preußen unter den Waffen ausharren. Kamen sie in ein Dorf, um dort Nachtquartier zu nehmen, so fanden sie es verödet. Nach des Königs Befehl, mußten sogleich alle Zugänge durch in einander geschobene Wagen versperrt werden. Hinter diesen Barrikaden wurden die Nachtposten aufgestellt. In den Häusern mußten Lichter brennen, die ganze Nacht hindurch. Gewehre und Patrontaschen mußten mit besonderer Sorgfalt aufgehängt werden, so daß sie jeder Soldat, beim plötzlichen Ueberfalle, sogleich greifen konnte. Kurz, — Friedrich entwickelte jetzt ebenso große Vorsicht zur Sicherung des Heeres, wie er vorher mit Berechnung und Geschick das unglückliche Land auszusaugen verstanden hatte.

Trenk und Boskay lagen mit ihren Leuten in einem herrschaftlichen Gute. Die Oekonomie=Gebäude, die Ställe, das herrschaftliche Haus waren mit Panduren und Rothmänteln angefüllt.

Eine stürmische Märznacht war angebrochen. Die beiden Führer hatten sich in das beste Zimmer zurück gezogen, dessen schöne Möbel sie erbrochen und ausgeraubt gefunden.

Der riesige Panduren=Oberst lag am Boden hingestreckt, und schlief auf einem Bündel Stroh. Boskay saß auf einem Stuhle. Er sah gedankenvoll in das qualmende Oellicht, das einige Schritte vor ihm auf dem Tische stand.

Die Ungarn mochten größtentheils zur Ruhe sich niedergelegt haben; denn selten hörte man in den weitläufigen Gebäulichkeiten den Laut einer Stimme, oder klirrende Sporntritte.

Plötzlich wurde der sinnende Magnat durch ein Geräusch aufgeschreckt. Das Geräusch glich dem Springen einer Stahlfeder. Er blickte bei Seite, und vor ihm stand ein stattlicher Mann von vornehmer Haltung. Der Unbekannte trat an den Tisch, so daß die Lichtstrahlen seine Züge beleuchteten. Boskay staunte. Es war derselbe Unbekannte, der ihm zu Wien warnend gegenüber getreten und damals sein

Nachdenken erregt hatte. Das männlich schöne Angesicht des Fremden trug das Gepräge tiefer Trauer, und seine dunklen Augen ruhten einige Sekunden fest auf dem erstaunten Obristen.

„Auf, meine Herren!" sprach er nachdrucksvoll. „Auf, — zu den Waffen!"

Trenk schnellte aus dem Schlafe empor, und betrachtete in sitzender Haltung und mit weit aufgerissenen Augen den Unbekannten.

„Zweihundert Preußen liegen in dem Dorfe, kaum eine Stunde von hier, in Quartier," fuhr er fort. „Ich habe den Untergang dieser Räuber beschlossen und bedarf Ihrer Hilfe. Sind die Herren dazu bereit?"

„Das versteht sich," rief Trenk, indem er rasch aufsprang und nach dem Säbel griff.

„Nur langsam, Herr Obrist, — Vorsicht thut Noth," sagte der Fremde. „Alle Maßregeln sind getroffen. Dreihundert bewaffnete Bauern stehen zwischen hier und dem Dorfe. Die Preußen sind auf ihrer Hut. Sie haben alle Zugänge des Dorfes verrammelt und starke Wachtposten ausgestellt. Mein Rath geht dahin, daß Sie einen Theil Ihrer Leute absitzen und mit den Bauern sich vereinigen lassen. Die übrigen Reiter umschwärmen den Ort, damit Keiner jener Elenden

entkomme. Alles übrige sei Ihrer Klugheit überlassen. Bei den Bauern treffen wir uns. — Eilen Sie!"

Nach diesen hastigen Worten verließ er rasch das Zimmer.

„Ja, — aber, — halt!" rief Trenk, dem Fremden nacheilend.

Der Pandur riß die Thüre weit auf. Ein finsterer Gang lag vor ihm. Trenk lauschte. Kein Tritt wurde hörbar.

„Das ist doch seltsam! brummte er. Da wittere ich Hinterhalt und Verrath."

„Nur keine Besorgniß deßhalb," sagte Boskay, welcher den Säbel umgeschnallt und jetzt nach dem Mantel griff. „Ich kenne den Mann und nehme alle Verantwortung auf mich."

„Sie kennen ihn? Wer ist's denn?"

„Verlieren wir keine Zeit mit Erläuterungen! Ist die Arbeit gethan, stehe ich zu Diensten, Trenk. Jetzt vorwärts!"

Eine halbe Stunde später ritt Boskay an der Spitze seiner Rothmäntel nach dem Dorfe hin. Dicht neben ihm ritt Matthias, dessen Augen in der Nacht leuchteten, wie die Augen eines Panthers, der auf Beute auszieht. Trenks Panduren hatten, dem Rathe

des Fremden gemäß, die Pferde zurückgelassen, und marschirten in aller Stille den Reitern zur Seite.

In geringer Entfernung von dem Schlosse stießen sie auf die Bauern. Nach kurzer Berathung zwischen dem Obristen und dem Unbekannten, theilten sich die Bauern in vier gleiche Schaaren. An die Spitze jeder Schaar trat ein Haufe Panduren.

„Meine Herren," sprach der Fremde, „erlauben Sie mir, das Losungswort auszugeben. Es sei: Maria Theresia."

Flüsternd lief die Losung durch die Reihen, und leise, wie nächtliche Schatten, setzten sich diese in Bewegung.

„Graf Boskay!" sprach der Fremde, den Magnaten zurückhaltend, welcher eben in den Sattel springen wollte. „Für jene harten Worte zu Wien bin ich Ihnen Genugthuung schuldig. Ich nehme Alles zurück. Ihre Treue und seltene Thätigkeit für unsere unglückliche Königin, haben meinen Argwohn tief beschämt. Auf Wiedersehen. Gott sei mit Ihnen!"

Er drückte dem Grafen warm die Hand und trat in die Dunkelheit zurück. Boskay sah die Umrisse eines Pferdes, welches der Unbekannte bestieg. So sehr es ihn drängte, einiges Licht über den räthselhaften Fremden zu erhalten, so gestatteten dies die

Umstände doch nicht. In der Meinung, nach dem bevorstehenden Kampfe ihm zu begegnen, schwang er sich in den Sattel und ritt an der Spitze seiner Schaar dem Dorfe entgegen.

Mitternacht war vorüber. Die Preußen hatten die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln pünktlich vollzogen. In allen Häusern brannten Lichter. Starke Wachtposten waren ausgestellt. Die Soldaten, durch einen anstrengenden Marsch ermüdet, lagen in tiefem Schlafe. Nur hie und da hörte man aus wenigen Häusern lautes Reden.

Oberst Kaub, ein leidenschaftlicher Kartenspieler, saß mit einigen Offizieren um einen Tisch beim Spiele. Der Oberst war sehr aufgelegt; denn er hatte fabelhaftes Glück. Neben ihm lag ein Häuflein Gold und Silber, das mit jedem Spiele anschwoll.

„Du hast heute wieder verfluchtes Glück, Kaub," sagte Major Geyer, mit verdrießlicher Miene seinen Verlust dem Gewinnenden hinschiebend. „Fünfzig Thaler habe ich diesen Abend an Dich verloren. Geht es so fort, machst Du mich bankrott."

Ein verschmitztes Lächeln spielte um Kaubs Mund.

„Du darfst fünfzigmal fünfzig Thaler verlieren," sagte er, ohne bankrott zu werden. „Es gibt zwar nichts mehr zu rupfen in Mähren, — die Hühner

sind aller Federn ledig. Aber ich denke, Du wirst verständig genug gewesen sein, und nicht verschmäht haben, herumfliegende Federn einzustecken."

Man lachte; denn nicht alle Summen flossen in des Königs Kasse.

Es fiel ein Schuß in der Ferne.

Die Offiziere hörten es nicht. Das schallende Gelächter verschlang das mahnende Zeichen nahender Gefahr.

Abermals fiel ein Schuß, dann wieder einer, jetzt viele von verschiedenen Seiten.

„Was ist das?" stießen Alle hervor.

„Bei Gott, wir sind angegriffen!" rief Geyer, als die Flintenschüsse ununterbrochen krachten und Getöse den Ort erfüllte.

Alle sprangen empor und griffen zu den Degen.

Es stürmte durch den Hausgang, die Stubenthüre flog auf und der riesige Panduren-Oberst, den blanken Säbel in der Faust, trat über die Schwelle.

„Ah, meine Herren, noch munter und lustig bei Spiel und Krug, — wie ich sehe! Ergeben sie sich, — nur keine weitere Mühe, sie ist vergeblich," — und er deutete auf den nachdrängenden Schwarm.

Die überraschten Preußen standen eine Sekunde unbeweglich. Sie sahen die Panduren mit den krummen

Säbeln im Munde und den schußfertigen Pistolen in den Händen. Sie sahen die ländlichen Waffen der Bauern, und die wüthenden Blicke ihrer Träger.

Die Lage war verzweifelt.

„Vorwärts, meine Herren!" wiederholte Trenk. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wählen Sie augenblicklich zwischen Tod oder Gefangenschaft."

Kaum war das letzte Wort gesprochen, als ein Schuß fiel. Kaub, mitten durch die Brust geschossen, stürzte zusammen.

Ein wildes, blutdürstiges Geschrei ausstoßend, fielen die Bauern über die Offiziere her. Diese vertheidigten sich mannhaft. Aber die sicheren Schüsse der ehemaligen Räuber der Karpathen streckten rasch die Angegriffenen nieder. In wenigen Augenblicken war die blutige Arbeit gethan.

Den wüthenden Bauern genügte dies aber nicht. Gräßliche Flüche ausstoßend, durchstachen und zerhackten sie die zuckenden Leichname. Sogar die Panduren sahen mit Ekel auf das blutige Schauspiel.

„Da seht her," rief ein Bauer, auf Kaub's Leichnam deutend. „Das ist der Hauptschinder! Der hat uns ausgeplündert, — der hat unsere Buben gestohlen, — der hat uns erschießen und hängen lassen,"

— und bei jedem Ausrufe zerschmetterte seine Axt das Haupt des Todten.

„Halt, — jetzt ist's genug!“ donnerte Trenk. „Beim Teufel, ihr gleicht eher wüthenden Bestien, als Menschen. — Kameraden, tretet zurück!“ befahl er den Panduren. „Kommt her, Bauern! Dort liegt ein schönes Sümmchen; es ist euch geraubt worden. Theilt es unter einander.“

Die Bauern fielen über das Geld her.

„Jetzt vorwärts!“ befahl der Pandurenoberst.

Der Haufen stürmte hinaus.

Die Lichter auf dem Spieltische brannten fort, sie beleuchteten das am Boden strömende Blut und die verstümmelten Leichname. — Draußen krachten die Schüsse noch einige Zeit. Man hörte wildes Getümmel und Geschrei. Dann wurde es ruhig. Die Preußen waren nach kurzer Gegenwehr niedergemacht, Viele schlaftrunken in den Häusern überfallen worden. Nur Wenige entkamen, um die Schreckenskunde dem nächsten Corps zu überbringen.

So ging es fort. Unausgesetzt angefallen, wichen die Preußen zurück. Friedrich erlitt schwere Verluste und mußte den Grimm, der durch unerhörte Gewaltthätigkeiten zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung, bitter empfinden. Immer zahlreicher schwollen die

Feinde an; denn die Ungarn setzten in dichten Schaaren über die March. Sogar Olmütz mußte der König aufgeben, und verlor auf dem Marsche nach Troppau sechzig Geschütze und sechshundert Wagen.

Ebenso schlimm erging es den Sachsen. In Folge der grenzenlosen Treulosigkeit Friedrichs, hatten sie sich von ihm getrennt und den Rückzug angetreten. Von den fünfzehn Tausend, welche in Mähren eingefallen waren, sahen nur sieben Tausend, halb verhungert und völlig entkräftet, die Heimath wieder.

Czaslau.

In Böhmen angelangt, zog Friedrich das Heer an sich, welches unter dem Commando des alten Fürsten Leopold von Dessau in Schlesien stand. Abermals gebot er über bedeutende Streitkräfte, entschlossen, die nachrückenden Oesterreicher zu erwarten.

Prinz Carl von Lothringen, Maria Theresia's Schwager, befehligte die österreichischen Truppen. Der Prinz ordnete die mährischen Verhältnisse und folgte den Preußen nach Böhmen.

Weiteres Blutvergießen stand bevor. Die Engländer drängten Maria Theresia unablässig zum Frieden mit dem Könige von Preußen. Die Tochter Carls VI. gab den Vorstellungen des englischen Hofes nach. Sie beauftragte Lord Hyndford, dem Könige Oberschlesien und die Grafschaft Glatz anzubieten, unter der Bedingung, den Franzosen den Krieg zu erklären, seine Truppen mit den österreichischen zu

vereinigen, und den Reichsfeind aus Deutschland hinauszuwerfen.

Kaum hörte der alte Fürst Leopold von diesen Anträgen, als er zum König eilte.

Dessau's Ansichten waren unveränderlich dieselben geblieben. Er betrachtete den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich als eine unnatürliche Fehde, als einen Bruderkrieg. In der Verbindung Preußens mit Frankreich, zur Vernichtung Oesterreichs, sah er einen Reichsverrath, eine That ewiger Schmach für das Haus Brandenburg. Fürst Leopold machte aus seinen Ansichten kein Hehl. Bei jeder schicklichen Gelegenheit redete er dem Könige in das Gewissen. Friedrich bedauerte die Engherzigkeit des alten Mannes, und begriff nicht, wie ein so tüchtiger General ein so schlechter Politiker sein könne.

Leopold traf den König bei einer Karte Böhmens, die er studirte.

„Mein Herr und Gebieter," sagte Dessau, „ich kann es mir nicht versagen, Sie wegen der prächtigen Geschenke zu beglückwünschen, die Maria Theresia Ihnen entgegenbringt."

Friedrich hatte den Fürsten verwundert angesehen. Jetzt begriff er den Sinn seiner Worte und sah auf die Karte nieder.

„Ah, ich verstehe! Habe längst schon bemerkt," sagte er gleichgültig, „daß Politik Ihre stärkste Seite nicht ist."

„Sie haben Recht, Majestät! Aber ein Junge von sechs Jahren sieht ein, daß es klüger ist, ein Land geschenkt zu nehmen, als es durch großes Blutvergießen zu gewinnen."

„Und ein Mann von Ihren Jahren sollte weniger unbefangen sein! Merken Sie denn nicht die Arglist der Großherzogin von Toskana?" rief der König erregt. „Meine Truppen soll ich dazu hergeben, die Franzosen zu schlagen, um dann hintendrein von den Oesterreichern überwältigt zu werden? Wie plump, wie albern!"

„Ich halte Maria Theresia eines Vertragsbruches unfähig," sagte Dessau. „Und Sie, Majestät, haben nicht einen einzigen Beweis gegen meine Behauptung."

Der Gedanke an die eigene Treulosigkeit machte Friedrich etwas verlegen. Sogleich aber gerieth er in leidenschaftliche Aufregung.

„Die Großherzogin von Toskana wird mir niemals verzeihen! Sie ist ein Weib, und Weiber sind maßlos in der Rache. Der gegenwärtige Friedensantrag ist weiter nichts, als ein Attentat auf meine sichere Stellung, — ein Kunstgriff, von den Alliirten

mich zu trennen, — eine Schlinge, um den gekirrten Thoren zu fangen. Es ist empörend, daß die Erzkönigin mich für so dumm hält! Aber ich werde mich rächen," rief er aufspringend. „Ihr Friedensantrag, der auf meinen Untergang berechnet ist, soll mich nur enger mit Frankreich verbinden."

Fürst Leopold ließ den Sturm austoben.

Friedrich wurde nach einigen Gängen durch das Zimmer, und nachdem er seinen Grimm ausgeschüttet, ruhiger.

„Wenn Maria Theresia sich des Andranges ihrer Feinde zu erwehren sucht," sagte Dessau, „so finde ich dies ganz natürlich und hierin durchaus keinen Grund zur Rache. Offen gestanden, Majestät, sind nach meiner vollsten Ueberzeugung nicht Sie der Beleidigte, sondern Maria Theresia. Nicht die Tochter Carls VI. hat den Krieg begonnen, — nicht Maria Theresia hat ein Stück von Preußen weggerissen, und in Verbindung mit Frankreich Preußens Untergang beschlossen. — Man muß die Thatsachen festhalten, um die Klarheit seines Urtheils zu bewahren."

Des Königs Augen blitzten neuerdings auf. Er sah den Sprecher fast drohend an. Aber Dessau's männlicher Freimuth und die Wahrheit seiner Bemerkungen imponirten dem Monarchen.

„Wie gesagt," fuhr Leopold fort, „Oesterreich hat den Kampf nicht begonnen. Sie kennen meine Ansichten über diesen unglückseligen Krieg."

Friedrich wollte auffahren. Er dachte an den Sieger bei Mollwitz, und schwieg.

„Meine Befürchtungen sind theilweise schon eingetroffen. Deutschlands Erbfeind steht im Lande. Schrecken und Verwirrung erfüllt die Gemüther, — Preußen ist bei allen Patrioten verhaßt."

„Das ist nicht wahr!" stieß der König hervor.

„Ich habe dennoch die Genugthuung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, — ja, Preußen ist verhaßt! Man mißtraut ihm, man fürchtet seine Eroberungssucht. Philosophen und Literaten haben zwar durch allerlei Kniffe die Sache verdreht, aber das wird nicht lange währen. Sie wurden in Schlesien als Wiederhersteller des „„lauteren Wortes Gottes,"" als Befreier von „„papistischem Zwange"" begrüßt. Hören Sie nur heute die Schlesier! Alles wünscht Oesterreichs milde Herrschaft zurück, und ist uns heute das Kriegsglück ungünstig, dann ist morgen Alles verloren."

„Schon wieder die alten Lamentationen!" rief der Monarch voll Unwillen. „Schweigen Sie, — ich will nichts davon hören. Ich greife Ihren veralteten Patriotismus nicht an, — lassen Sie mir den meinigen,

und dieser ist — die nation prussienne. Ja, Preußen ist Deutschland. Alles übrige Deutschthum ist leeres Gefasel. Alle Gefühlspolitik, alle deutsche Schwärmerei ist mir verhaßt. Hierdurch wird Preußen nicht groß und mächtig. Indessen," setzte er in herabgestimmtem Tone bei, „es wäre überflüssig, Ihnen meine Grundsätze zu predigen."

„In der That, Majestät, Grundsätze dieser Art übersteigen meine Begriffe von Vaterlandsliebe," sagte Dessau, in seinem Innersten empört. „Aber das begreife ich klar, daß eine tiefe Kluft Deutschland spalten muß, daß Argwohn und Mißtrauen nicht sterben, wenn in Preußen solche Grundsätze erblich werden."

„Fürst von Dessau," rief der König hitzig, „jedes Wort in dieser Sache ist Ihnen entzogen."

„Ich gehorche, Majestät! Meine Greisenkräfte habe ich Ihrem Dienste geweiht. Erlauben Sie mir, nur zu sagen, daß dieser Dienst gegen meine Ueberzeugung mir das schmerzlichste Opfer auferlegt. Darum bitte ich wiederholt und dringend um Entlassung."

„Abgeschlagen! Den besten General heimschicken, während Preußen im Kriege ist? Dies verlangen Sie von mir? Nein, mein lieber Fürst von Dessau, Ihr König ist einer solchen Thorheit unfähig. Ich

allein trage die Verantwortung für meine Politik, und Ihre Kriegskunst schlägt den Feind, welcher dieser Politik widerstrebt."

Noch an demselben Tage schrieb Friedrich dem englischen Gesandten, daß von Vermittlung nicht weiter die Rede sein könne.

Carl von Lothringen rückte vor. Durch seine Kundschafter falsch berichtet, glaubte er, die Preußen ständen bei Czaslau. Er beschloß, den Feind zu überraschen.

Am sechszehnten Mai, Abends zwischen acht und neun Uhr, brach er auf. Das schwere Geschütz, das Gepäck, Alles wurde zurückgelassen, was den Eilmarsch hindern könnte. Nicht einmal die Marketenderinnen durften mitziehen. Die Oesterreicher marschirten die ganze Nacht und zwar so geräuschlos und schnell, daß die Preußen nicht die mindeste Nachricht vom Anzuge des Feindes erhielten. Der Prinz hatte bei Todesstrafe jeden Trompetenstoß, jeden lauten Zuruf verboten. Man hörte nur den Fußtritt der Männer, den Hufschlag der Pferde und das Klirren der Waffen. Allein der Weg dehnte sich. Es gab viele Hohlwege zu überwinden und manche Hindernisse der Straße. Um vier Uhr Morgens erreichten die Oesterreicher Czaslau; der Feind war nicht da. Ohne Rast eilten

sie weiter nach Chotusitz, wo sie um sieben Uhr erschöpft anlangten.

Die überraschten Preußen stellten sich in Schlachtordnung. Friedrich führte achtundachtzig Geschütze in den Kampf, Prinz Carl nur vierzig leichte Kanonen. Die Basis des Operationsplanes der Preußen war Chotusitz. Der Herzog von Lothringen befahl, Chotusitz zu erstürmen. Mit Ungestüm griffen die Oesterreicher an, trieben die Preußen zurück und steckten Chotusitz in Brand. Auf allen Linien begann der Kampf. Der Geschützdonner brauste über die Landschaft und mit ihm vermischte sich das Kampfgeschrei der Regimenter, das Wirbeln der Trommeln und der dröhnende Hufschlag anstürmender Reiter. Die Preußen stritten wacker, allein sie vermochten es nicht, dem Ungestüm der Oesterreicher zu widerstehen. Allenthalben wichen sie zurück, und als jetzt das Schlachtgeschrei der Ungarn im Rücken ihrer Stellung erscholl, entstand namenlose Verwirrung.

Friedrich gewahrte mit Entsetzen das Zurückweichen der Seinen. Alle Kräfte spannte er an, Ruhe und Fassung zu bewahren; denn alle Schrecken von Mollwitz kamen über ihn. Das Fernglas in der Hand, übersah er von einem Hügel herab das Schlachtfeld. Im Hintergrunde das brennende Chotusitz, dessen

Lohe gegen Himmel wirbelte; auf der Ebene ein namenloses Gewirre daherstürmender Reiterschaaren, angreifender und fliehender Regimenter, Geschützdonner, hinsinkende Reihen; Siegesgeschrei und Flucht. Immer näher kam das blutige Gewoge Friedrichs Standpunkt. Bereits flogen Kugeln zischend um sein Haupt, hie und da sanken Offiziere seiner Umgebung getroffen nieder. Der König hatte seine Umgebung vergessen, er blickte unabläßig gegen Norden. Er sah die Oesterreicher plündernd über das Gepäck herfallen. Der Monarch gab Befehle, und während er sie gab, blitzte sein Auge, und das Feldherrngenie verklärte seine Züge. Die Adjutanten sprengten nach allen Richtungen davon. Die Geschütze schwiegen, die Preußen wichen allenthalben nach einer Anhöhe zurück.

Unterdessen fielen die Oesterreicher immer massenhafter über das Gepäck her. Vergebens bemühten sich die Offiziere, ihre Leute vom Plündern abzuhalten und zur Verfolgung des Feindes zu nöthigen. Die Leute zeigten keine Lust, einem Feinde nachzusetzen, den sie vollständig geschlagen wähnten. Sie sahen es nicht, wie die Preußen sich wieder sammelten und aufstellten, wie die ganze feindliche Artillerie eine das Schlachtfeld beherrschende Anhöhe besetzte. Aber jetzt begannen die Kanonen einen Hagel von Kugeln

über die Oesterreicher auszuschütten. Die Plünderer wichen zurück, die Preußen griffen an und neuerdings begann die Schlacht. Unausgesetzt von den Geschossen der achtundachtzig Feuerschlünde überschüttet, begannen die Oesterreicher zu wanken. Prinz Carl gab das Zeichen zum Rückzuge. Unbelästigt vom Feinde, ging er bis Czaslau, wo er eine feste Stellung einnahm.

Die Schlacht wüthete vier Stunden. Dreitausend Oesterreicher und viertausend Preußen bedeckten den Kampfplatz.

„Ganz dieselbe Geschichte, wie bei Mollwitz," sagte Friedrich. „Die Oesterreicher schlagen sich ausgezeichnet, ihre Reiterei verdient Bewunderung, — aber sie vergessen über der Beute den Feind, und das ist ihre Achillesferse."

Des Königs Stimmung war ausgezeichnet, als er in sein Quartier zurückkehrte. Er sah die Folgen des Tages voraus und fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen.

„Weißt Du auch, Freund Boyer," sagte der König am folgenden Tage, „daß gestern Preußens schmaler Leib um ein Drittel angeschwollen ist? Ja, gestern habe ich ganz Schlesien erobert, — dieses herrliche Land mit siebenhundert Quadratmeilen, — mit hun-

dertfünfzig Städten, mit dreitausend Dörfern, — mit drei Millionen Thalern Einkünften."

„Ich bezweifle diesen glänzenden Erfolg," sagte der Marquis. „Prinz Carl steht nicht überwunden uns gegenüber. Das Treffen von gestern war im Grunde kein Sieg, sondern nur ein Zurückweichen des Feindes aus dem Bereiche Ihrer Kanonen."

Der König lächelte.

„Dennoch ist meine Behauptung richtig! Das Treffen ist in militärischer Beziehung kein vollständiger Sieg, — der politische Sieg wird um so befriedigender sein. Man muß die Umstände klug benützen."

„Ich werde mit Vergnügen Ihren politischen Scharfsinn glorificiren, Sire!"

„Obwohl die Politik eine ziemlich gemeine Sache ist, wenigstens in gegenwärtigem Falle. Das Beste an meiner Politik ist die Freiheit des Handelns, ohne mich durch Gewissensscrupel und durch Engherzigkeiten christlicher Grundsätze einschränken zu lassen. — Aber ich bin Ihnen den Beweis für meine vorige Behauptung schuldig! Hier haben Sie ihn: — Prinz Carl wird die Franzosen angreifen. Ich gebe mir den Anschein, die Franzosen unterstützen zu wollen, knüpfe aber zugleich Unterhandlungen mit Maria Theresia an. Der Preis des Friedens ist ganz Schlesien. Will

die Großherzogin nicht erdrückt werden, muß sie meine Bedingungen annehmen."

„Und die Franzosen?"

„Mögen sehen, wie sie mit den Oesterreichern fertig werden."

„Sie scheiden aus dem Bunde?"

„Was denken Sie? Unser Programm bleibt — Oesterreichs Theilung. Für den Augenblick nehme ich Schlesien und schließe Frieden, — betrachte aber mein Verhältniß zu Frankreich keineswegs für aufgelöst. Mittlerweile mag die Großherzogin ihr Glück an den Franzosen versuchen. Der Gewinn bleibt mir. Denn je länger der Krieg dauert, desto mehr müssen sich die Hilfsmittel Oesterreichs erschöpfen, und je länger dagegen Preußen Frieden genießt, desto besser ist es im Stande, seine Kräfte zu stärken [1])."

„Ah, ich verstehe!" sagte der Marquis. „Haben Oesterreicher und Franzosen sich gegenseitig aufgerieben, dann treten Sie mit ungeschwächter Kraft hervor, und führen den letzten Schlag in Ihrem Interesse."

„Sie haben die Sache ganz vernünftig aufgefaßt, Boyer!"

Des Königs Berechnung traf ein. Maria Theresia wurde zum Frieden gezwungen.

---

1) Friedrich in seinem Werke: Hist. de mon temps. Cap. VII.

Am fünfzehnten Juni gab Friedrich im Lager bei Kuttenberg seinen Offizieren ein Gastmahl. Der Monarch war in der heitersten Stimmung. Er sprach viel und die Adern seines Witzes sprudelten unablässig. Gegen Ende des Mahles erhob er sich.

„Ich habe den Herren mitzutheilen," sagte er, „daß ich den Frieden angenommen, welchen Maria Theresia mir anbot. Indem ich dieses that, folgte ich dem Drange meines Herzens; denn es ist nie meine Absicht gewesen, Oesterreich zu Grunde zu richten. Nur mit Widerstreben zog ich das Schwert gegen das Haus Habsburg, zur Eroberung der Rechte Preußens auf Schlesien, die man nicht anerkennen wollte [1])."

Fürst Leopold von Dessau sah den Sprecher verwundert an, und die Wangen des biederen alten Mannes rötheten sich.

„Ihrem Muthe und Ihrer Tapferkeit," fuhr der König fort, „haben wir nächst Gott, dem Lenker der Schlachten, diesen glänzenden Erfolg zu danken. Denn die Königin von Ungarn tritt, für sich und ihre Nachfolger, mit allen Hoheitsrechten das niedere und das obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land jenseits des Oppaflusses und des hohen Gebir-

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 167 ff.

ges, sowie auch die Grafschaft Glatz an mich und meine Nachfolger ab. — Dies, meine Herren, ist in wenigen Worten der Inhalt des Friedensvertrages, — dies sind die Früchte Ihrer Ausdauer und Ihres Muthes. Sie haben sich mit Ruhm bedeckt, und Ihnen bleibt die süße Genugthuung, Preußens gutes Recht erobert zu haben. — Schließlich folge ich abermals dem Drange meines Herzens, indem ich Sie, meine Herren, ersuche, in ein dreifaches Hoch für Maria Theresia mit mir einzustimmen."

Die Gläser klirrten und Hochrufe erschallten.

Boyer schwieg. Vielleicht kam er nicht zu dem Hochrufen, in Folge seiner Bewunderung über die Meisterschaft des königlichen Freundes in der Heuchelei und Verstellungskunst.

Ganz andere Eindrücke brachten der Frieden und Schlesiens Verlust zu Wien hervor. Der Hof trauerte. Maria Theresia war untröstlich. In ihre Gemächer eingeschlossen, vergoß sie Ströme von Thränen.

Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit hatte sie den Kampf mit Oesterreichs zahlreichen und mächtigen Feinden aufgenommen und geführt, dazu in einer Zeit, wo die Finanzen erschöpft, das Heerwesen zerrüttet, die Staatslenker kaum nennenswerthe Kräfte waren.

Sie allein besaß unter allen Reichsfürsten ein lebendiges Gefühl für deutsche Ehre, — sie allein war Deutschlands Hort in einer Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung. Und wenn es ihr nicht gelang, ohne schweren Verlust aus diesem ruhmreichen Kampfe hervorzugehen, so verschuldete dies Friedrichs Treulosigkeit und Tücke.

Gleich nach dem Friedensschlusse schrieb der englische Gesandte Robinson an seinen Hof:

„Der Schmerz der Königin von Ungarn ist unbeschreiblich! Alle Uebel scheinen ihr gering im Vergleich mit dem Verluste Schlesiens. Wenn sie einen Schlesier sieht, verstummt die Monarchin in ihr, und nur das Weib fühlt und bricht in Thränen aus [1].“

---

1) Stenzel VI. 198.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

„Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister aufgeklärt werden."

Dritter Band.

5. Deutschlands Dämon.
6. Die böhmische Canaille.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Deutschlands Dämon.

Die böhmische Canaille.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

V.

Deutschlands Dämon.

I.

Herodias.

Im Monate August des Jahres siebzehnhundert vier und vierzig hatten sich auf dem Marktplatze der Stadt Metz einige Bürgergruppen gebildet. Die Gruppen standen unter den schattigen Bäumen, deren dichtes Blätterwerk die Augustsonne abhielt. Die Männer sprachen eifrig; zuweilen laut, zuweilen flüsternd. Dann vereinigten sich die Stimmen zu einem drohenden Gesumme, dem fernen Grollen des Donners vergleichbar, bis heftige Flüche und Verwünschungen aus den Gruppen emporschlugen. Die Bürger sahen oft hinüber nach dem stattlichen Palais, wo zwei Cuirassiere, den gewichtigen Säbel im Arme, Kopf und Brust durch den blanken Helm und Harnisch geschützt, Wache standen. In dem bewachten Palais wohnte König Ludwig XV. von Frankreich. Der König kam aus Flandern. Dort hatte er rasch einige Festungen erobert, und jetzt eilte er mit seinem Heere, zum Schutze

Frankreichs gegen Carl von Lothringen, der mit siebenzig Tausend Oesterreichern den Rhein überschritten, in sein Reich zurück.

So oft die Männer nach dem Palais hinübersahen, blitzten ihre Augen, die Brauen zogen sich finster zusammen, der Mund lächelte höhnisch, und die Fäuste ballten sich.

Noch größer wurden diese Ausdrücke des Zornes, wenn sie das an die königliche Wohnung grenzende Gebäude, „die Abtei," betrachteten. Die Mönche hatten zwar längst jenes Gebäude verlassen, der Staat hatte des Klosters Eigenthum eingezogen, aber noch immer hieß das Haus „die Abtei." Dort wohnte die Herzogin von Chateaurour, des Königs Freundin.

Die Herzogin, ein sehr schönes, geistvolles und kühnes Weib, hieß früher Frau de la Tournelle. Der König erhob die schöne Frau in den Herzogsstand, und schenkte ihr die königliche Huld in so hohem Grade, daß für die Königin von Zuneigung und Liebe nichts mehr übrig blieb.

Das Volk sah den Scandal und schimpfte. Denn der Scandal verletzte des Volkes Sittlichkeitsgefühl im höchsten Maße. Das Volk war noch der sittlichen Entrüstung fähig, weil die zersetzenden Lehren der

Philosophen jener Zeit noch nicht in das Volk gedrungen waren.

Voltaire und Genossen benagten zwar unermüdlich die Fundamente der gesellschaftlichen Ordnung. Aber es bedurfte einer Reihe von Jahren, bis jene benagenden, giftigen Würmer die Bande christlicher Verhältnisse durchgefressen hatten.

Die stolze und schöne Herzogin fühlte den auf ihr lastenden Druck des schimpflichen Verhältnisses. Allein ihr Stolz war größer, als ihr Schamgefühl. Sie zog die Beherrschung des Königs von Frankreich der Rückkehr in ehrenvolle, aber einflußlose Verhältnisse vor.

Dagegen bemühte sich die Chateauroux, den thatlosen und genußsüchtigen Monarchen zur Thatkraft zu entflammen. Dieses edle Bestreben sollte, nach ihrer Absicht, den Makel ihres Rufes vor den Augen des Volkes einigermaßen abwaschen.

Als der Krieg gegen Oesterreich in Flandern losbrach, beredete sie den Fürsten, sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Ludwig zeigte hiezu keine Lust. Die Herzogin aber setzte ihre Bemühungen so lange fort, bis er den Schmeicheleien und Liebkosungen der Freundin nachgab. Sie wollte den Geliebten in den Krieg begleiten. Ludwig war entzückt darüber. Allein

der Marineminister Maurepas widersprach entschieden. Er zeigte dem Monarchen die schlimmen Folgen eines solchen Geleites: — den Zorn der öffentlichen Meinung, das Grollen des Heeres. Die Herzogin mußte zu Hause bleiben, — jedoch nur einen Monat. Dann eilte sie, von Sehnsucht getrieben, dem Geliebten nach, und langte im Juni bei dem Könige an. Die Soldaten murrten und schämten sich. Der Herzog von Richelieu aber, ein treuer Genosse des Königs bei allen Ausschweifungen, wußte diesen „Ungehorsam der Liebe“ durch die glänzendsten Phrasen zu entschuldigen.

Als Ludwig aus Flandern nach Frankreich zurückeilte, wich ihm die Herzogin nicht von der Seite, — dem Murren des Heeres und den Spottliedern des Volkes zum Trotze. Da sie es nicht wagte, in Metz dasselbe Haus mit ihm zu bewohnen, so bezog sie die angrenzende Abtei, und ließ dieselbe durch einen hölzernen Gang mit dem Palais verbinden. Ungesehen konnte sie jeden Augenblick Besuche machen und empfangen, ohne den verächtlichen Blicken der Soldaten und Bürger ausgesetzt zu sein[1].

Dessenungeachtet stieg die Gährung jeden Augenblick. Man kannte den Zweck des verdeckten Ganges.

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 251.

Die Spottlieder und Gassenhauer mehrten sich. Die wunderlichsten Hofscenen wurden erzählt, und diese gossen Oel in das glimmende Feuer. Die Herzogin durfte nicht öffentlich erscheinen, ohne Demüthigungen zu begegnen und Spottlieder zu hören.

„Wie engherzig diese Menschen sind, und auch wie undankbar," sagte bei solchen Vorfällen die schöne Frau. „Ich habe den König, meinen hohen Gönner, einer trägen Ruhe entrissen. Ich habe aus dem müßigen Fürsten einen siegreichen Feldherrn gemacht, und ihn der glänzenden Schaar französischer Heerführer eingereiht. Dafür ist Frankreich mir Dank schuldig und Anerkennung. — Und nun diese Undankbarkeit! Aber ich will dieses dumme, rigorose und bigotte Volk verachten."

Die Herzogin verstand es eben nicht, des Volkes sittliche Entrüstung zu würdigen.

Und wenn, im Urtheile des Volkes, unter solchen Verhältnissen der kriegerische Ruhm allen Werth verlor, so dachte das Volk edler und größer, als die Herzogin von Chateauroux.

Dennoch war die Chateauroux nicht ohne Bewunderer. Friedrich II., König von Preußen, war nicht so engherzig und rigoros, wie das französische Volk. Er pries bei jeder Veranlassung die kühne, unter-

nehmende Frau. Er setzte ihr sogar ein Denkmal in seinen Schriften.

„Eine Frau unternahm es, aus Liebe zum Vaterlande, Ludwig XV. aus dem müßigen Leben zu reißen, welches er führte, ihn zu bewegen, daß er sich an die Spitze seiner Heere stellte. Sie opferte für Frankreich die Interessen ihres Herzens und ihres Glückes. Das war die Frau von Chateauroux. Sie sprach mit solcher Kraft, sie rieth zu, sie drängte den König so lebhaft, daß er sich zur Reise in's Lager entschloß. Eine so großmüthige und selbst heroische That verdient um so mehr, in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnet zu werden, als die Maitressen, welche dieser Frau vorangingen, ihren Einfluß nur zum Unheile des Königreiches angewendet haben [1]).“

Diese Lobrede hielt Friedrich II. der Maitresse Ludwigs XV.

Die Bürgergruppen auf dem Marktplatze hatten sich in einen großen Haufen vereinigt, und dieser Haufe wurde immer größer. Sie waren unter den Bäumen hervorgetreten. Sie standen vor der Abtei, nur durch die Planken des Platzes, und die vorüberziehende Straße von derselben getrennt. Die Reden

---

1) Oeuvres III. 44.

wurden immer lauter und heftiger. Wenn die erhitzten Köpfe nach der Abtei sich kehrten, so glaubte man, der Haufen wolle jeden Augenblick auf das Haus losstürzen, und das verhaßte Weib dem Grimme der Menge überliefern. Die Wachen sahen gleichgültig in den Lärm. Auch die übrigen Krieger, welche einzeln oder in Gesellschaft vorüberkamen, kehrten sich nicht daran. Sie hörten die Schimpfreden, zuckten die Achseln, oder begleiteten dieselben durch beistimmendes Kopfnicken. Die Bürger kannten die Stimmung im Heere, und wußten, daß eine Gewaltthat gegen die verhaßte Chateauroux von den Soldaten gerne gesehen würde.

Kaum entsteht im Volke eine Bewegung, so hat sich schon ein Haupt gebildet. Wie die Heerde ihren Leithammel besitzt, und die Züge gewisser Vögel ihren Führer, so muß auch die Menge ihren Leithammel haben. Dieser lenkt das Ganze. Er denkt für Alle, — oder vielmehr: Gesinnung und Anschauungen der Masse kommen bei ihm zum schlagendsten, klarsten Durchbruche. Daher folgt ihm bereitwillig die Menge. Er ist der Mann ihres Vertrauens.

Die Bewegung des Volkes zu Metz gegen die Maitressenwirthschaft besaß gleichfalls ein Haupt, nämlich Werner, den Grobschmied. Er stand gegenwärtig

in Mitte des Kreises, der sich um ihn gebildet hatte. Sprach er, so nickten alle Köpfe beifällig. Ballte sich seine Faust gegen die Abtei, so ballten sich alle Fäuste. Sprühten seine Augen Zornesflammen, so entzündeten diese Flammen Feuer in Aller Augen.

Der Grobschmied hatte blonde Haare, blaue Augen, gewaltige Fäuste, ein ehrliches Gesicht und eine Stimme, deren Klang an das Metall erinnerte, welches er täglich bearbeitete. Er trug einen langen Tuchrock mit großen blanken Knöpfen, eine rothe Weste mit vier Reihen kleinerer Knöpfe, von denen jeder ein Frankenstück war, kurze Lederhosen, weiße Strümpfe, silberne Schnallen auf den Schuhen, und auf dem Kopfe einen mächtigen dreieckigen Hut. Dieser Sonntagsstaat war älter, als Herr Werner; denn er hatte ihn von seinem Vater geerbt. Die Lederhosen und die Silberschnallen auf den Schuhen sollten sogar aus jener Zeit stammen, da Metz noch zum deutschen Reiche gehörte. Werner behauptete es wenigstens, und so oft dies geschah, knüpfte er Bemerkungen daran, die nicht zur Sache gehörten.

„Seht," sprach er, „Metz gehörte vormals zum deutschen Reiche, — und die Deutschen waren die stolzeste und mächtigste Nation auf Erden. Gegen den deutschen Kaiser war so ein Königlein von Frankreich,

was ein Schlosserhämmerlein gegen meinen großen Zuschlaghammer ist. Aber durch Verrath kam die freie deutsche Reichsstadt Metz an Frankreich, und jener deutsche Fürst, welcher den Verrath beging, muß dafür ewig in der Hölle brennen."

Der Grobschmied machte aus seiner deutschen Gesinnung kein Geheimniß. Die Bürgerschaft nannte ihn deßhalb nur den „Deutschen," — damals noch ein Ehrentitel in Metz.

„Die Schmach ist groß, Bürger!" rief Werner. „Ganz Frankreich steht da in Schimpf und Schande vor der ganzen Welt. So etwas ist noch nicht dagewesen, das könnt ihr glauben. Wer noch ein Bischen Ehre im Leibe hat, den muß der Zorn umbringen. Betrachtet nur den Schlauch dort!" — und er deutete auf den verdeckten Gang. „Ja, die Chateauroux ist erfinderisch! Sie wohnt nicht im Palais, um keinen Anstoß zu geben. Weil sie uns für übermäßig dumm hält, darum läßt sie dort den Schlauch machen, durch den man jeden Augenblick ungesehen zum Könige gelangen kann. Wir dummen Leute dürfen aber ja nicht glauben, daß die sittsame Chateauroux jemals durch den Schlauch geht. Bewahre Gott! Darum kommt mir das Ding dort, der

Schlauch, gerade so vor, wie ein Rasenstümper, den man uns gibt, — uns einfältigen Leuten."

Die Bürger murrten.

„Man muß zum König gehen und ihm sagen, daß wir in Metz keine schändliche Wirthschaft dulden," rief der Gerbermeister Fritz.

„Zum König?" entgegnete Werner spöttisch. „Weißt Du nicht, daß die Chateauroux doppelte Wachposten an alle Thüren gestellt hat? Der König ist ja krank, — und die Wachposten sollen jeden störenden Besuch an der Schwelle abweisen. Und dann, Bürger, wißt ihr nicht, daß ein sterbenskranker Mann nur an die vier letzten Dinge denkt? Weshalb beschmutzt ihr die Ehre der keuschen Chateauroux durch schändlichen Verdacht?"

„Die Erfindung ist gut, — sehr gut!" rief es im Kreise. „Ja, der König ist krank, und die barmherzige Chateauroux ist seine Wärterin."

„Laßt euch sagen, Bürger, was wir thun wollen," rief der Grobschmied. „Jeden Tag seht Ihr die Dirne ausfahren, so frech, wie die leibhaftige Schamlosigkeit, und so aufgebläht, wie ein Pfau. Mir dreht sich jedesmal das Herz im Leibe herum, wenn sie da kommt im Wagen des Königs. Hört meinen Vorschlag! Unsere Jungen singen zwar Spottlieder auf

die Dirne, aber das hilft nichts, wie ihr seht. Wir müssen stärkere Mittel anwenden. Wir müssen sie auspfeifen, so oft sie ausfährt. Wir müssen ihr so derben Schimpf an den Kopf werfen, daß selbst ihre Unverschämtheit es nicht ertragen kann."

„Ganz recht, — das wirkt, — das wollen wir thun!"

„Und wenn das Schreien und Pfeifen nichts hilft, dann gibt es noch Pflastersteine."

„Machen wir heute gleich den Anfang," sagte Fritz. „Vor einer Stunde fuhr sie mit dem Grafen Schmettau durch das Thor und muß bald zurückkehren. Wer nicht pfeifen und schreien kann, der nehme Kannen und Blechtöpfe zur Hand, damit es einen tüchtigen Lärm gibt."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Einige gingen fort, um sich die erwähnten Instrumente zu verschaffen.

„Wer ist der Graf Schmettau?" fragte Werner.

„Der Gesandte des Königs von Preußen," antwortete Fritz. „Mein Vetter, welcher Lakai am Hofe ist, sagte mir, daß der steife Mann in der blauen Uniform Graf Schmettau heiße, und von seinem Könige geschickt worden sei."

„Und der Graf fährt mit der Landläuferin? Muß mir auch ein schöner Vogel sein!“

„Bah, — das thut er nur aus Politik! Wer beim Könige etwas durchsetzen will, der muß sich an die Chateauroux halten.“

„Natürlich! Denn die Chateauroux ist König, — und wir sind die Unterthanen dieses Königs. Merkt es euch, Bürger, — erwägt es,“ rief Werner mit glühenden Blicken, „eine Dirne ist eure Königin!“

„Gott verdamme sie!“

„Daran wird es nicht fehlen, Bürger! Denn die Chateauroux müßte den Himmel verpesten durch ihre Schamlosigkeit, und die Engel ärgern durch ihre Hoffahrt. Und der König? Nun, — wenn er uns die Schmach nicht hätte angethan mit seiner Herodias, würde ich sagen: Gott sei ihm gnädig! Wenn er das Gebot nicht wüßte: „„Du sollst nicht ehebrechen,““ — würde ich sagen: Gott verzeiht dem Unwissenden. Und wenn ich an die arme Königin nicht dächte, die vergeht vor Gram und Herzeleid, — würde ich sagen: Der König thut mir leid.“

„Und wenn Du dies Alles nicht sagst, Werner, was sagst Du in Wirklichkeit,“ fragte Roth, der Metzger.

„Ich sage nichts, Gevatter! Aber ich wünsche dem

Könige einen Geistlichen, der ihn bekehrt und dem Teufel entreißt. Mein Wunsch aber ist eitel; denn wir haben keine Geistlichen."

„Keine Geistlichen? Die Menge!"

„Doch nicht, Bürger! Ihr kennt doch die Bibel? Dort wird erzählt von einem Judenkönig, Herodes hieß er. Dieser Herodes hatte seine Herodias, geradeso wie Ludwig die Chateauroux hat. Damals gab es zwar viele Schriftgelehrte und Priester, aber nur einen Geistlichen, Johannes den Täufer. Dieser Johannes erinnerte den König an das sechste Gebot. Er sagte ihm die Wahrheit, er hielt ihm seine schlechte Bekanntschaft vor. Wo ist denn bei uns Johannes der Täufer? Wo ist bei uns der Geistliche, welcher dem Könige sagt: Das ist Dir nicht erlaubt? Ja, wir haben viele Schriftgelehrte und Priester, aber keine Geistlichen, — nicht einen einzigen."

Diese Worte rief der Grobschmied mit lauter Stimme, und zwar in demselben Augenblicke, als eine gebeugte Gestalt unter den Bäumen hinschritt. Ein leichter Ueberwurf fiel dem Manne bis zu den Füßen hinab, und ein dreieckiger Hut, etwas feiner, als ihn die Bürger trugen, bedeckte sein greises Haupt. Er blieb in einiger Entfernung stehen, und folgte, durch einen Baumstamm gedeckt, der Unterhaltung.

„Du hast Recht, Gevatter," sagte Roth. „Unsere Geistlichen taugen nichts; denn ihre Pflicht wäre es zuerst, den König zurechtzuweisen."

„Ganz Frankreich würde den Geistlichen segnen, der zum Könige ginge und ihm sagte: „„König, es ist Dir nicht erlaubt, diese Chateauroux, diese Landläuferin, diese Dirne bei Dir zu haben. König, bedenke, welches Aergerniß Du dem Volke gibst! Sieh' Dich vor, König, daß sich Deine Unterthanen an Dir kein Beispiel nehmen; denn Du hättest Alle auf dem Gewissen, die um Deines nachgeahmten Beispiels willen verdammt werden. Darum schaffe die Herodias aus Deinem Hause, — fort mit ihr; sonst trifft Dich, o König, der Fluch des Himmels, die Schmach des Lasters, und der Zorn Deines Volkes!"" —

„Bürger," rief Werner mit starker Stimme, „meine linke Hand für so einen Geistlichen!"

Der Greis hinter dem Baume wiegte nachdenkend das Haupt.

„Werner hat Recht, — so ist's, die Geistlichen thun ihre Schuldigkeit nicht," rief es im Kreise.

„Ihr geht zu weit, Bürger," sagte eine Stimme. „Nicht alle Geistlichen sind Feiglinge, — es gibt auch noch gewissenhafte unter ihnen. Aber die Gewissenhaften sind selten an den Höfen der Fürsten. Haltet

Ihr den Pfarrer von St. Peter und den Pfarrer von St. Germain nicht für gewissenhafte, fromme Männer?"

Es schwieg im Kreise. Werner nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Laßt aber einmal den Pfarrer von St. Peter, oder von St. Germain es versuchen," fuhr die Stimme fort, „dem Könige eine Predigt zu halten! Ich setze mein Leben auf die Behauptung, daß man die Pfarrer von der Thüre weisen würde."

„Ganz recht, Gutwein," sprach Werner. „Die Chateauroux würde eher zehn Teufel einlassen, als einen frommen Geistlichen. Aber ich spreche nicht von den Pfarrherren, — ich rede von den Bischöfen! Haben diese nicht das Recht, den König zu sprechen? Ich rede von dem Pater Perussean, des Königs Beichtvater! Wohnt er nicht mit dem Könige unter einem Dache? Ißt er nicht mit ihm an einem Tische? Hat er nicht des Königs Seele auf dem Gewissen? Jeden Augenblick könnte er ihm Vorstellungen machen. Schon Ehren halber sollte er keine Minute in dem Hause bleiben, wo die Dirne wohnt. Aber nichts thut Perussean, — nichts, gar nichts! Was soll man davon denken? Hat unser Herrgott zweierlei Gebote gegeben, für das Volk und für die Könige? Oder soll man

denken, daß Alles leeres Stroh gedroschen ist, — daß manche Geistlichen selber nicht glauben, was sie predigen?"

Das Gesicht des Mannes hinter dem Baume wurde immer ernster, und sein Haupt sank immer tiefer auf die Brust herab.

„Ihr geht zu weit, Werner!" sagte Fritz. „Die Sache ist ganz einfach: — Perusseau will höher hinauf. Er will einmal Bischof oder gar Papst werden. Und darum darf er's mit dem Könige nicht verderben."

„So ist's, — getroffen!" riefen Mehrere.

„Und mit der Herodias darf er's auch nicht verderben," sagte Hirsch, der Färber. „Wie die jüdische Herodias das Haupt des Täufers forderte, so würde die Chateauroux für Perusseau wenigstens den Laufpaß begehren, — und mit der Bischofskappe wäre es vorbei."

„Ihr habt Alle Recht, Bürger!" rief Werner. „Ich aber hab' auch Recht, wenn ich sage, daß in dem Perusseau kein Funken Pflichtgefühl steckt, — daß er ein armseliger Mensch ist. Will doch sehen, ob unsere Bischöfe gerade so viel taugen, wie der Perusseau. Ob Keiner das Maul aufthut. Ob sie Alle schweigen und stumme Hunde sind. Geschieht dies, Bürger, dann o weh, — o weh! Dann ist's nimmer

weit vom Ende der Welt. Sind einmal die Geistlichen pflichtvergessen, dann geht's mit der Post bergab."

Es entstand eine schwüle Stille.

Der Mann am Baume nickte einige Male traurig mit dem Haupte.

„Vox populi, vox Dei!" sagte er.

„Nun, Freunde," rief Hirsch, „wir wenigstens haben noch den Muth, der Chateauroux eine tüchtige Predigt zu halten. Und was für eine Predigt?" sagte er lachend, beim Anblicke der Blas- und Klopfinstrumente in den Händen Vieler. „Die Dirne soll sich wundern! Sie soll erfahren, wie das Volk denkt! Sie soll wissen, daß wir zu Metz kein Schandleben dulden, und der König soll es auch wissen."

„Wer kommt denn dort gelaufen?" sagte Fritz, indem er die Straße hinabsah. „Ist es nicht Gerhard? Was hat er nur? Der rennt ja, als ob ihm der Tod auf der Ferse wäre."

„Nun, Gerhard, was hast Du, — was gibt's?"

„Eine Neuigkeit, — eine prächtige Neuigkeit!"

„Was denn? Hat die Chateauroux den Hals gebrochen?"

„Nichts da, — meine Neuigkeit ist größer, — laßt mich nur erst ausschnaufen!"

„Wenn die Chateauroux nicht den Hals gebrochen hat," sagte Roth, „dann gebe ich keinen Franken für Deine Neuigkeit."

„Hört nur, hört!" eiferte Gerhard. „Ihr wißt ja, daß Prinz Carl von Lothringen mit siebenzigtausend Oesterreichern über den Rhein ging, daß er in Frankreich einfiel."

„Ja," — unterbrach ihn Fritz, „und daß er unsere Truppen geschlagen, daß er Weißenburg eroberte, daß es so viele Tausend Todten gab. Was hilft dies Alles, wenn die Chateauroux nicht unter den Todten ist?"

„Gebt acht, was ich sage," rief Gerhard. „Eben erhielt Marschall Belleisle die Kunde, daß die Oesterreicher unsere Truppen dreimal hinter einander geschlagen und bereits Zabern erobert haben. Wartet noch vierzehn Tage, und die Oesterreicher stehen vor unserer Stadt."

Die Nachricht machte keinen Eindruck. Nirgends Zeichen patriotischer Erhebung. Im Gegentheile, — Manchen schien die Kunde der Niederlage nicht unangenehm.

„Laßt ihn nur kommen, den Prinzen Carl!" sagte Werner. „Wenn der Prinz verspricht, daß er von

der Chateauroux uns erlöst, dann will ich ihm als Freund und Bundesgenosse die Hand reichen."

„Bst, — nimm Dich in Acht, Gevatter!" warnte Roth.

„Bah! Prinz Carl ist Herzog von Lothringen, — Lothringen ist sein Stammland. Wenn er nun kommt, das Seinige zu nehmen, dann sollen es ihm die Räuber seines Eigenthumes wehren. Recht bleibt Recht! Ich rühre weder Hand, noch Fuß gegen den Prinzen Carl, denn er hat keine Dirne."

„Aufgepaßt, dort kommt sie!" rief eine Stimme.

Alle Köpfe wandten sich nach der angedeuteten Richtung.

Ein prächtiger Hofwagen, von vier schönen Pferden gezogen, fuhr die Straße herauf.

Werner ordnete rasch die Leute. Er stellte sie in drei Reihen, dicht hintereinander, an den Planken der Abtei gegenüber auf.

„Blast, — schreit, — heult, — pfeift, — klopft aus Leibeskräften, daß es einen Höllenlärm gibt," mahnte er. „Aber nicht eher, bis ich das Zeichen gebe."

Damit stellte er sich vor die Reihen, wie ein Kapellmeister vor sein Musikcorps.

Die Wachposten sahen die Vorbereitungen der Bür-

ger, sie sahen den Hofwagen, und erriethen Alles. Auch einige Offiziere, die gerade über den Platz gingen, bemerkten die sich vorbereitende Begrüßung der Herzogin. Sie standen einen Augenblick stille, sahen nach dem Wagen, dann auf die Bürger, lächelten und schritten rasch unter den Bäumen hin, um von einiger Entfernung den Spektakel zu beobachten.

Der greise Mann trat hinter dem Stamme hervor und blickte verwundert hinüber.

Der Hofwagen war auf hundert Schritte herangekommen. Schon öffnete sich das Thor der Abtei zur Einfahrt. Die Bürger hielten die Instrumente bereit. Werner blickte nach dem Wagen und Zornesgluth überströmte sein Gesicht.

Die Herzogin von Chateauroux war in der That ein sehr schönes Weib, jung, geistreich und mit allen jenen reizenden Körperformen ausgestattet, die einen Mann, wie Ludwig XV., zu den schmählichsten Verirrungen verlocken konnten.

Ihr gegenüber saß Graf Schmettau, durch den Schattenkaiser in den Grafenstand erhoben, zum Lohne für die Siegesnachricht bei Chaslau, die er, im Auftrage Friedrichs II., Carl VII. überbrachte. Der Graf trug die preußische Generalsuniform, und war,

wie es schien, mit den Erfolgen seiner Sendung wohl zufrieden.

Neben der Chateauroux saß eine Kammerfrau, deren fast häßliches Gesicht die Schönheit der Herzogin um so glänzender hervorhob.

„Ich bewundere das Genie Ihres Königs, Herr Graf!“ sagte die Herzogin. „Der Kriegsplan gegen Oesterreich verräth ebensoviel Scharfsinn, wie Sicherheit des Erfolges. Zweifeln Sie keinen Augenblick, daß die Majestät von Frankreich den kühnen Plan mit allen Kräften unterstützen wird. — Aber, was ist denn das?“ — unterbrach sie sich, als der Wagen zehn Schritte von den Bürgern entfernt war.

„Herodias, — Dirne, — Landstreicherin, — Buhlerin,“ — riefen viele Stimmen.

Die Herzogin, der deutschen Sprache unkundig, verstand den Sinn der zugerufenen Benennungen nicht. Aber das Wort „Herodias“ erschloß ihr augenblicklich die Bedeutung aller übrigen. Eine glühende Röthe überströmte ihr Gesicht, als in demselben Augenblicke ein furchtbares Schreien, Pfeifen, Heulen und Anschlagen der Metallstücke losbrach, und so lange fortgesetzt wurde, bis der Wagen unter der Einfahrt verschwand.

Alle Fenster der Umgebung wurden aufgerissen.

Es zeigten sich lachende, schadenfrohe Gesichter. Hin und da wurde durch schrilles Pfeifen aus den Fenstern das Musikcorps der Bürger unterstützt. Die Schildwachen standen so theilnahmslos, als ginge sie der ganze Spektakel nichts an.

Die Offiziere verschwanden lachend in der nächsten Gasse.

Friedrichs Verbündete.

König Ludwig XV. kannte die Stimmung des Heeres und Volkes nicht. Die schlaue Herzogin hatte den Monarchen mit einer doppelten Wache von Personen umstellt, die ihr unbedingt ergeben waren. Niemand wurde vorgelassen, von dem man fürchtete, er möchte dem Fürsten die Augen öffnen. Eine getreue Helferin, zur Erhaltung des schmachvollen Verhältnisses, besaß die Begünstigte in ihrer Schwester, der Marquise von Flavacourt.

Diese beiden Frauenzimmer beherrschten den König vollkommen. Die Höflinge wußten dies, und säumten nicht, den Schwestern die unbedingtesten Huldigungen darzubringen. Sollten Entschlüsse von Wichtigkeit gefaßt, oder eine Staatsangelegenheit geordnet werden, dann suchte man das Interesse der Chateauroux hiefür zu gewinnen, — die königliche Genehmigung war gesichert. Die Herzogin, welche den trägen, genuß-

süchtigen Fürsten zum Feldzuge gegen Oesterreich in Flandern beredet, vermochte Alles über ihn. Und das stolze Weib war sich dieses Einflusses mit Freude bewußt. Sie mischte sich in alle Regierungsgeschäfte, und vereitelte oft mit Absicht die Plane des tüchtigen und ihr verhaßten Marineministers Maurepas. Ihr unternehmender Geist gefiel sich in dieser Sphäre, und gerne hörte sie die Versicherung der Schmeichler, daß sie zur Förderung der Größe Frankreichs berufen sei.

Friedrich II., klug und vorsichtig bei allen Unternehmungen, hatte die Verhältnisse des französischen Hofes genau ausgekundschaftet. Graf Schmettau überbrachte der Begünstigten ein sehr schmeichelhaftes Schreiben des Königs, und dieses Schreiben gewann das eitle Weib vollkommen.

In die Herrschaft über den Bourbonen theilte sich mit der Chateauroux der Herzog von Richelieu, — ein gewandter Höfling, genußsüchtig, sittenlos, wie sein Herr, voll Ehrgeiz und Ränken.

Dieser Mann wartete in dem Vorzimmer der Herzogin. Bereits vor einer halben Stunde hatte er sich anmelden lassen, und immer noch ließ die Dame den Herrn warten.

Der Herzog stand am Fenster, und sah auf den Ort, wo die Bürger den Lärm aufgeführt.

„Die Demonstration von gestern muß ihre Nerven etwas angegriffen haben," sagte er mit einem Lächeln des Spottes und der Schadenfreude. „Die Lektion war freilich stark. Indessen," — und er verzog den Mund verächtlich, „die edle Herzogin weiß sich mit Gleichmuth über solche Kleinigkeiten hinwegzusetzen. Ueber Schmach und Katzenmusik ist sie erhaben. Ich will meinen Degen verschlucken, wenn sie nicht heute schon Alles vergessen hat."

Richelieu hatte nicht ganz Unrecht. Die Nerven der Chateauroux befanden sich in der besten Ordnung. Freilich zürnte sie heftig unmittelbar nach der Beschimpfung; sie vergoß auch einige Thränen. Heute war der Vorfall überwunden. Und wenn sie den Herzog lange warten ließ, so geschah dies nur deshalb, weil sie mit ihrer Schwester, der Marquise von Flavacourt, eine wichtige Unterredung hatte.

Die Marquise hielt einen Brief in der Hand, den sie eben vorgelesen. Die Chateauroux saß auf dem Stuhle, das Haupt in die Hand gestützt, die Augen nachdenkend niedergeschlagen, das hübsche Gesicht voll Besorgniß.

„Die Nachricht ist ganz sicher, wir können uns darauf verlassen," sagte die Flavacourt. „Die Herzoge von Orleans, von Chatillon und Bouillon sind

auf dem Wege nach Metz. Jeden Tag können sie eintreffen. Der Brief bemerkt, daß eine Intrigue gegen uns angesponnen sei, und daß die Prinzen Deinen Sturz beschlossen hätten."

„Meinen Sturz?" — und ein verächtliches Lächeln spielte um ihren Mund. „Die Herren mögen kommen, — ich fürchte sie nicht, — nein, nicht im Geringsten."

„Du nimmst die Sache zu leicht, Louise," sprach die Flavacourt. „Du kennst das Schicksal unserer Schwester. Auch sie verlor des Königs Gunst [1])."

„Unsere Schwester, — nun unsere Schwester," — wiederholte die Chateauroux etwas spöttisch, wobei sie in den gegenüber hängenden Spiegel sah, als wolle sie sagen: „Unsere Schwester und ich, — welch' ein Unterschied!"

Statt dessen sagte sie aber: „Unsere Schwester hatte eben Unglück."

„Auch Du könntest Unglück haben. Bedenke die gewichtigen Stimmen der Prinzen."

„Sei unbesorgt, Henriette! Die Herren mögen kommen und erfahren, daß sie der König — nicht empfängt, — nicht einmal empfängt."

„Nicht empfängt?" wiederholte die Marquise eifrig. „Weißt Du nicht, daß Prinzen von Geblüt

1) Madame de Mailly.

ein Recht haben, jeden Augenblick den König zu sprechen?"

„Ich weiß es. Aber der König ist krank. Sein Zustand gestattet keinen Empfang. Die edlen Prinzen müssen daher warten, bis der König gesund ist."

„Du scherzest, Louise! Und ich bin von Besorgniß erfüllt."

„Weil Du des Königs treue Liebe nicht kennst," sagte die Begünstigte stolz. „O ich fürchte jene Herren gar nicht, — ich will es sogar auf eine Audienz ankommen lassen. Sie mögen ihre Vorstellungen machen, — von dem Kummer der vergessenen Königin erzählen, von dem Uebelwollen der Pariser, von dem Zürnen des Seebären Maurepas und von tausend anderen gleichgültigen Dingen. Dann mögen die Prinzen über ihre Niederlage sich trösten."

„Wie sicher Du bist! Mich schreckt der bloße Gedanke, von dieser glänzenden Höhe plötzlich hinabgestürzt zu werden. Ach, welche Leiden und Verfolgungen stünden uns bevor!"

„Genug hievon, Henriette! Erwarten wir festen Fußes unsere Feinde," sprach die stolz aufgerichtete Chateauroux. „Es ist zwar eitel, selbst vor der Schwester dies zu sagen, — aber zu Deiner Beruhigung sei's gesagt: — ein einziger Blick von mir

wirft alle gehässigen Einflüsterungen der Großen Frankreichs über den Haufen. Ich kenne meinen Louis, und weiß, daß er der Liebe nicht widerstehen kann."

„Wäre es nicht gerathen, Richelieu von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen?"

„Ich will es überlegen. — Aber Du erinnerst mich, daß der Herzog schon lange wartet."

Sie klingelte. Die erscheinende Kammerfrau wurde beauftragt, Richelieu eintreten zu lassen.

Die Marquise verschwand durch eine andere Thüre, in demselben Augenblicke, da Richelieu hereinkam.

Die erste Verbeugung machte der Höfling, als er noch an der Thüre stand, — die zweite, nachdem er einige Schritte gegen die sich stolz blähende Chateauroux vorgetreten, — die dritte, bevor er sich auf ein Knie niederließ und ihre Fingerspitzen küßte.

„Verzeihen Sie, Herr von Richelieu, wenn ich Sie, wider meinen Willen, mußte warten lassen."

„Wider Ihren Willen, Gnädigste? Ich staune! Bisher glaubte ich, daß Alles hier, — und hier ist Frankreich, — sich Ihrem Willen fügen müsse. — Was mein Warten anbelangt, so verstrichen mir die fünf oder sechs Minuten so rasch und angenehm, wie jenem Glücklichen, der in himmlischer Atmosphäre athmen darf."

„Es freut mich sehr, daß Ihnen die halbe Stunde, wie einige Minuten, vorkam. Allein es war nicht anders möglich. Der Herzog von Richelieu mußte in geziemender Toilette empfangen werden."

Der Mann machte eine sehr tiefe Verbeugung.

„Sie hätten die Majestät heute noch nicht durch einen Besuch beglückt?"

„O gewiß, mein Herr! Allein der König verlangt, bezüglich der Toilette, jene Aufmerksamkeit nicht, die ich dem Herzoge von Richelieu schuldig bin."

Und sogar der Herzog von Richelieu bewunderte im Stillen die Hoffahrt und zugleich die Unverschämtheit der Maitresse.

„Freilich, — freilich!" sagte er, wie zerstreut. „Ich habe immer gefunden, daß die Pracht der Toilette neidisch schöne Frauen bewacht, — daß sie, wie ein Wall umgibt und schützt, — daß sie in gebietender Ferne den glühendsten Verehrer hält. Freilich, nur die Majestät hat das Glück, diese neidische Schutzwehr vermissen zu dürfen."

Er lehnte sich hiebei etwas auf dem Stuhle zurück, und sah, wie von Bewunderung hingerissen, auf die Chateauroux.

„Sie haben mich zu großem Danke verpflichtet, Herr Herzog! Der König hörte den Lärm gestern, —

Sie waren zufällig bei ihm, — er fragte nach der Ursache des Tumultes, —"

„Und ich erklärte," unterbrach er sie, als die Herzogin abermals inne hielt, „daß eine Schaar betrunkener Menschen eine Maskerade aufführe. Natürlich! Die Unverschämtheit dieses rohen Pöbels darf das Herz der Majestät nicht auf die empfindlichste Weise kränken."

Die Herzogin war an den Schreibtisch getreten und hatte einen Brief hervorgezogen.

„O ich weiß mich zu trösten über die Rohheit des Pöbels!" sagte sie. „Der geistreichste Monarch Europa's ist für dieselbe Person von Bewunderung erfüllt, welche der Pöbel zu Metz insultirte. — Hier lesen Sie!"

„Ah, — schmeichelhaft, — außerordentlich schmeichelhaft," sagte Richelieu, indem er las. „Friedrich II. bewundert Ihren Heroismus, — Ihre Verdienste um Frankreich durch den bewunderungswürdigen Einfluß Ihres klaren, scharfsinnigen Geistes auf den König. Muß gestehen, diese Anerkennung des intelligentesten Fürsten Europa's ist das schönste Denkmal Ihrer hohen Vorzüge."

Er gab das Schreiben mit einer sehr ehrfurchtsvollen Miene zurück.

„Die Angelegenheit des Königs von Preußen ist es auch, die mich zu Ihnen führt, Madame. Sie kennen den Zweck der Sendung des Grafen Schmettau. Ich setzte der Majestät die Angelegenheit auseinander. Allein ich zweifle," fügte er bedauernd bei, „ob Friedrichs großartiger Plan die Zustimmung der Majestät erhält."

„Und ich bin begeistert für den Plan," entgegnete die Herzogin hastig. „Die Ausführung des Planes ist die Rettung Frankreichs, und zugleich die tiefste Demüthigung seines mächtigsten Feindes, — Oesterreichs."

„O Madame, wenn Sie für den Plan begeistert sind, dann wird die Majestät nicht widerstehen können."

„Welche Einwendungen erhob der König?"

„Er mißtraut Friedrich, — und ich selber muß gestehen, er mißtraut nicht ohne Grund. Vor einigen Monaten wurde zwar ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen. Jetzt aber, da es zum Schlagen kommen soll, ignorirt die Majestät den Vertrag, — aus Mißtrauen gegen den Alliirten. Der König von Preußen scheint zwar ein geistreicher und kühner, aber auch ein sehr egoistischer Mann zu sein. Wenigstens hat der König diese Ansicht von ihm, — und die Majestät begründete ihre Ansicht."

„Wodurch, mein Herr? Sie kennen diese Gründe des Mißtrauens?“

„Ganz Frankreich kennt sie. Erinnern Sie sich nur gefälligst an den böhmischen Krieg.“

„An den böhmischen Krieg,“ — wiederholte die Chateauroux, wobei sie nachdenkend niedersah. „Ich habe davon gehört. Aber es ist schon etwas lange her. Wie verhält sich die Sache eigentlich?“

„Frankreich war mit Preußen, Bayern, Piemont und einigen kleinen Fürsten Deutschlands, gegen Oesterreich verbündet. Wir schickten zwei Heere nach Deutschland. Ober- und Nieder-Oesterreich wurden rasch erobert, sodann folgte Böhmen. Aber Maria Theresia's Persönlichkeit riß die Ungarn zur Begeisterung hin. Jenes tapfere Volk griff zu den Waffen für seine unglückliche und schöne Königin. Auch die deutschen Unterthanen Maria's ergriff Begeisterung. Rasch bildeten sich Freicorps und eine Armee unter tüchtigen Generälen. Maria eroberte ihre Stammlande wieder und Bayern dazu. Eine österreichische Armee wandte sich nach Böhmen, das unsere Truppen besetzt hielten. Auf dem Marsche dahin gewann Friedrich von Preußen das Treffen bei Czaslau. Hier beginnt die Treulosigkeit des Königs. Dem Vertrage gemäß, sollte er den Marschall Broglie gegen die Oesterreicher

unterstützen. Statt dessen schloß er mit Maria Theresia Frieden, und gewann Schlesien. Vergebens erinnerten wir den König an seine Verpflichtungen. Vergebens bestürmten ihn unsere Marschälle. Des Königs Egoismus war durch Schlesiens Gewinn befriedigt. Ruhig sah er zu, wie der Feind Prag erstürmte, unsere Truppen aus Böhmen hinauswarf, und ihnen großen Schaden zufügte. In Folge dieser Treulosigkeit entstand zwischen Paris und Berlin eine heftige Spannung. Und jetzt, nach drei Jahren, tritt Friedrich mit neuen Anträgen gegen Oesterreich hervor. Schlesien genügt ihm nicht, er möchte auch noch Böhmen haben. — Madame möge nun beurtheilen, ob unser Mißtrauen gegen den König von Preußen gerechtfertigt ist."

„Der Schein spricht gegen ihn, — aber der Schein trügt oft," entgegnete sie. „Wissen wir denn, welcher Zwang für den König bestand, mit Oesterreich Frieden zu schließen? Und nachdem er den Frieden geschlossen, konnte er denselben im nächsten Augenblicke brechen, um Frankreichs Marschälle zu unterstützen?"

Richelieu zuckte die Achseln.

„Wie gesagt, Madame, ich habe in der Sache durchaus kein Urtheil. Wollte Ihnen nur die An-

schauungsweise des Königs mittheilen, und Ihre weiteren Befehle empfangen."

„Meinen Dank, Herr Herzog! Ich werde überlegen. Offen gestanden, liegt mir Alles daran, das Bündniß mit Preußen zu erneuern. Friedrich will offenbar Oesterreichs Untergang, — wir haben die schlagendsten Beweise dafür. Und wenn Oesterreich von der Karte Europa's verschwindet, kann es nur im Interesse Frankreichs geschehen."

„Vollkommen einverstanden, Madame!"

„Unsere Aufgabe ist es, dem Könige dies klar zu machen, und ihn für den Krieg zu begeistern."

„Niemand vermag dies besser, als Sie, gnädigste Frau! Haben Sie ja den König bewogen, das Heer persönlich nach Flandern zu führen, wodurch ganz Frankreich in Freude und Jubel ausbrach."

„Ich will abermals meinen geringen Einfluß wirken lassen," sprach sie. „Indessen, Herr von Richelieu, zähle ich auf Ihre Unterstützung."

„Sie wissen, Madame, daß Ihr leisester Wink mir Befehl ist."

„Gut, — gehen Sie sogleich zum Könige. Ich werde folgen. Wir müssen planmäßig arbeiten. Wie bekannt, ist Louis sehr argwöhnisch. Jede Conspiration ist ihm verhaßt. Er darf nicht merken, daß wir

uns verabredet. Daher müssen Ihre Gründe ganz andere sein, als die meinigen. Als General erklären Sie das Bündniß vom Standpunkte der Nothwendigkeit. Wir haben im Felde einige Niederlagen erlitten, — der Feind steht in Frankreich. Unsere Marschälle vermochten es bisher nicht, die Oesterreicher über die Grenzen zurückzuwerfen. Die Oesterreicher rücken vielmehr immer weiter vor. Diese Umstände drängen zum Bündnisse mit Preußen. — Ich stelle die Angelegenheit als Ehrensache hin. Berühren Sie diese Seite nicht entfernt. Unsere Gründe werden um so stärker wirken."

Richelieu erhob sich. Sie wollte ihm die Hand reichen, zog dieselbe aber wieder zurück.

„Haben Sie keine Nachrichten aus Paris?" fragte sie unbefangen.

„Nichts von Belange, Madame!"

„Die Krankheit des Königs soll dort tiefen Eindruck machen. Meinen Sie nicht, daß einige Prinzen von Geblüt zum Besuche kommen?"

„Möglich! Bekannt ist mir nichts."

Der Herzog ergriff die dargereichte Hand und küßte dieselbe.

„Lassen Sie doch den Grafen Schmettau wissen, daß ich ihn um fünf Uhr heute Abend erwarte."

Richelieu verbeugte sich und ging.

„Prinzen von Geblüt!“ murmelte der Herzog, während er durch den verdeckten Gang in das Palais zurückkehrte. „Sollte sie Nachricht haben? Teufel, — die Prinzen kämen sehr ungelegen. Das Volk murrt, — das Militär grollt, — dazu die Vorstellungen der Prinzen, die sich nicht abweisen lassen! — Und mein Einfluß ist an den ihrigen gekettet. Fällt sie, — gelangt die strenge Partei an's Ruder, dann ist es mit den lustigen Tagen vorbei. Louis wird Buße thun, — die Kapuzinerkutte anziehen, den leichtsinnigen Richelieu hundert Meilen von seiner allerchristlichen Majestät verbannen. — Doch, unsere Hoffnung ist die Liebe, — die Liebe aber ist blind und allmächtig, besonders wenn sie Leib und Seele eines so liebebedürftigen Fürsten ergriffen hat. Die Prinzen mögen kommen!“

Ein Bischof.

Nachdem jener Mann, in dem schwarzen Ueberwurfe, die Klagen der Bürger über des Königs schmachvolles Leben vernommen, ihren Zorn über die Feigheit des Paters Perussean angehört, und schließlich die Katzenmusik angesehen, schritt er über den Platz und gelangte durch eine Seitengasse in eine schöne Straße. Er folgte der Straße, das Haupt wie von schwerer Last niedergebeugt, und den sinnenden Blick immer auf das Pflaster gerichtet. Nur selten sah er auf, um sich zu überzeugen, wo er war. In dieser Weise verfolgte er die Straße, welche jetzt mit einem stolzen Palais schloß, über dessen Einfahrt ein adeliges Wappen prangte, und dem Wappenkundigen erklärte, daß hier Graf Paix wohne. Vor dem Palais lag ein schöner Garten mit Blumen aller Art, mit Zwergbäumen, Schling- und Zierpflanzen, Springbrunnen und antiken Statuen.

Der Mann schritt durch den Garten, stieg die Treppe empor und wurde von dem Portier mit einer tiefen Verbeugung eingelassen. Ein Bedienter in dunkelgrüner Livrée folgte ihm. Im Vorzimmer nahm er den Ueberwurf von den Schultern seines Herrn. Ein violettes Gewand mit hochrothen Ueberschlägen an den Aermeln, eine lange goldene Kette um die Schultern, an der ein goldenes Kreuz hing, kamen zum Vorscheine. Das goldene Kreuz und das violette Gewand verriethen den Bischof. Das Greisenalter hatte den Nacken des Prälaten etwas gebeugt. Aber die lebhaften Augen, die sicheren, fast raschen Bewegungen und der feste Gang zeigten, daß er noch körperlich kräftig sei. Die ungewöhnlich hagere Gestalt hatte scharfe Gesichtszüge, denen das Merkmal großer Entschiedenheit eingeprägt war, und einen brennenden Blick, der aus zwei schwarzen Augen hervorleuchtete.

Der Bediente zog sich zurück, und der Bischof betrat einen prächtigen Salon, in dem er gedankenvoll hin und wieder schritt. Zuweilen schüttelte er das greise Haupt, faltete die Hände, sah zur Decke empor und sprach mit bewegter Stimme:

„Mein Gott, — mein Gott! Welch' ein Aergerniß, — welch' ein Unglück!“

Nach einiger Zeit erschien der Bediente und meldete den Beichtvater des Königs, Pater Perusseau.

Die strengen Züge des Bischofs wurden noch strenger, und in seinen Augen flammte es wie Wetterleuchten. Er nickte kaum merklich mit dem Haupte. Der Diener verschwand, und gleich darauf trat der Angemeldete herein.

Perusseau war groß, wohl beleibt, trug eine mächtige Perücke, auf der Brust einen Ordensstern, an den Füßen seidene Strümpfe, kurze Hosen, über den Schuhen goldene Schnallen, und einen Rock, der zwischen dem Laien und Kleriker die Mitte hielt. Das Benehmen des Paters war glatt und gewandt. Seine Züge lächelnd und gewinnend. Sein Blick lauschend und mit jener eigenthümlichen Beigabe im Ausdrucke, wie ihn fertige Höflinge, in Folge steter Uebung, in den Mienen zu lesen, allmälig gewinnen. Diesen Blick heftete er forschend auf den Mann mit den strengen Zügen, indeß sein Mund von Artigkeiten überfloß.

„Eben erfuhr ich," sagte er, „daß bischöfliche Gnaden gestern hier angelangt und bei Ihrem Freunde, dem Grafen Paix, abgestiegen seien. Ich wollte nicht säumen, die schuldige Begrüßung mit den Versicherungen meiner tiefsten Hochachtung zu verbinden."

„Meinen Dank, Herr Pater!“ sagte der Bischof, nachdem Beide Platz genommen.

„Sie hatten den König nach Flandern begleitet?“ fragte der Prälat nach einer kurzen Pause.

„Ja, und kam während des ganzen Krieges nicht von dessen Seite. Der religiöse Zug seiner Majestät ist tief und innig. Mit Freude darf ich Ihnen, Monseigneur, versichern, daß ein gläubiges, der Kirche und Religion treu ergebenes Herz in der Brust unseres Monarchen schlägt.“

Der Prälat sah den Sprecher scharf an, und eine Erregung, wie das unwillkührliche Aufflackern gerechten Zornes, streute eine flüchtige Röthe über sein Gesicht.

„Ich beklage nur meine Unwürdigkeit,“ fuhr der Höfling weiter, „der Gewissensrath des Herrn von Frankreich zu sein. Die Empfindlichkeit und schwere Verantwortung eines solchen Amtes wird Ihnen, Monseigneur, nicht entgehen.“

„Allerdings schwer und furchtbar ist das Amt, der Beichtvater eines Königs zu sein,“ sagte der Bischof sehr ernst. „Ich begreife, daß viel Muth und große Gewissenhaftigkeit dazu gehört, den König über dem Sünder zu vergessen.“

Peruffeau wurde befangen. Der klare Blick des Prälaten hatte ihn mit solcher Schärfe getroffen, daß

er ihn nicht zu ertragen vermochte. Er zog ein seidenes Taschentuch hervor, hüstelte hinein und steckte es wieder zu sich, wobei das Tuch einen wohlriechenden Duft verbreitete.

„Kommen sie eben aus der Wohnung des Königs?“ fragte der Bischof.

„Unmittelbar.“

„Haben Sie dieselbe heute noch nicht verlassen?“

„Nein, Monseigneur!“

„Dann müssen Sie auch den gewaltigen Lärm gehört haben, der vor des Königs Wohnung aufgeführt wurde. Was hatte dieser Lärm zu bedeuten?“

Perusseau kam diese Frage so überraschend, daß er einen Augenblick die Fassung verlor.

„Ich habe etwas gehört, — betete gerade das Officium und achtete weiter nicht darauf. Es mögen betrunkene Leute, singend und lärmend, durch die Straße gezogen sein. Eine sehr bedauernswerthe Rücksichtslosigkeit gegen die kranke Majestät.“

„Sie täuschen sich, Herr Pater! Jene Leute waren nicht betrunken und sangen auch nicht. Sie machten vielmehr ihrem Zorne Luft über das ärgernißvolle Leben Ihres Beichtkindes, — des Königs.“

Der Höfling erkünstelte eine ganz außerordentliche Bestürzung.

„Monseigneur!“ stieß er entsetzt hervor.

„Sie scheinen überrascht,“ fuhr der Bischof ruhig fort. „Ja, dem schrecklichen Aergernisse Ihres Beichtkindes galt jener Lärm. Ich selbst habe unbemerkt die Reden der Bürger angehört, und den Tumult gesehen.“

„Ah, nun wird mir die Sache klar,“ sagte Perusseau, wobei alles Entsetzen aus seinem glatten Gesichte entfloh. „Sie haben böse Reden über den frommen König vernommen, — aber diese Reden waren Verläumdung, unverantwortliche Verläumdung. Das Volk ist einmal so! Der Pöbel hat Wohlgefallen an tiefen sittlichen Schatten, und wenn diese Schatten in Wirklichkeit nicht bestehen, dann erfindet er sie. — Des Königs Unbefangenheit gestattet freilich jenen Verläumdungen einigen Schein. Indessen, — puris omnia sunt pura, — reine Herzen finden keinen Anstoß an Verhältnissen, welche die böse Welt ärgern. Und so fand auch mein königlicher Herr keinen Anstoß darin, ein sehr geistreiches Frauenzimmer an seinem Hofe zu dulden.“

„Ein sehr geistreiches Frauenzimmer, — zu dulden, — nur zu dulden! Sehr unverfänglich!“

„Und eine sehr verdienstvolle Dame.“

„Sie sprechen doch von der Herzogin von Chateauroux, mein Herr?“

„Gewiß, Monseigneur! Jene geistreiche, unternehmende Dame verdient wirklich den Dank Frankreichs. Sie hat den königlichen Kriegsherrn gleichsam genöthigt, in kurzer Zeit eine Reihe der glänzendsten Waffenthaten zu vollbringen. Das französische Volk darf stolz auf den königlichen Feldherrn blicken, — und die Herzogin war es, welche jene Lorbeeren dem Monarchen gleichsam pflanzte.“

Die Züge des Bischofs waren immer strenger und trüber geworden.

„Nach meiner Ansicht, Herr Pater, sollten Sie mehr des Königs Seele, als dessen Kriegsruhm im Auge behalten.“

„Sie werden gestatten, Monseigneur, daß französische Priester gegen Frankreichs Kriegsruhm nicht gleichgiltig sind. Der vorige König beherrschte Europa durch seinen Geist und seinen Kriegsruhm. Gebe Gott, daß ihm der Sohn auf dieser Bahn des Ruhmes folge.“

„Und ich bitte Gott, Er möge in Gnaden Ihren Wunsch verhüten. Für Priester ist der politische Standpunkt ein viel zu enger. Wir sind Franzosen, — aber wir sind noch weit mehr, wir sind Katho-

liken. Der Katholicismus ist nicht Frankreich; er hat auch nicht die Aufgabe, andere Nationen dem katholischen Frankreich zu unterwerfen. Der Katholicismus erobert nicht mit dem Schwerte, erweitert keine irdischen Grenzen, — er gewinnt Seelen für das ewige Leben. Wir Priester sind nicht Streiter der Könige, wir sind Streiter Christi, Diener der Kirche, welche alle Nationen mit gleicher Mutterliebe umarmt. Das ist unsere Stellung! Sie werden zugeben, daß dieselbe eine weit großartigere und erhabenere ist, als die politische."

„Ich wage nicht zu widersprechen, Monseigneur!" sagte der Höfling bescheiden. „Ich glaube mich jedoch zu erinnern," — und jetzt lächelte er sehr fein, „daß die Kirche für den Kriegsruhm nicht gleichgiltig ist. Päpste haben Waffen gesegnet, Heilige haben Kriege gepredigt. Die Kirche hat ausziehende Krieger und deren Hinterbliebene unter ihren besonderen Schutz genommen, sie hat Kriegshelden ausgezeichnet und geehrt."

„Sie sprechen von den Kreuzzügen! Wollen Sie jene großartigen und wunderbaren Erscheinungen in der Weltgeschichte mit den Kriegen des Ehrgeizes und der Eroberungssucht vergleichen?"

„Das nicht!" antwortete Perussean, der mit Freude

bemerkte, daß der strenge Mann den heikeln Gegenstand, die Herzogin von Chateauroux, verließ. „Wollte nur andeuten, daß auch die Kirche den Kriegsruhm achtet. Hatte ja der heilige Papst Pius in derselben Stunde sogar eine Vision, als die christliche Flotte die Türken schlug. Die Vision aber berichtete ihm nicht nur den Sieg, sie zeigte ihm die Ursache des Sieges, Maria, die Mutter des Herrn. Hieraus glaube ich, weiter folgern zu können, daß selbst Maria den Waffen geneigt ist und durch ihre Fürbitte unterstützt."

„Ziehen Sie immerhin diesen Schluß! Maria ist die Helferin der Christen. In Zeiten schwerer Noth beschützt Maria die Christenheit, — gut! Päpste segneten die Waffen frommer Feldherren, sie achteten ihren Kriegsruhm, — immerhin! Aber wohlgemerkt, — dies Alles geschah nur bei Kriegen der Nothwehr! Niemals hat die Kirche ungerechte Eroberungskriege gebilligt. Niemals hat sie Verbrechen durch Kriegsruhm entschuldigt. Und wir müssen im Geiste der Kirche wirken. Kein Priester darf Menschen sittliche Verbrechen nachsehen, weil diese Menschen berühmt oder mächtig sind. „„Ihr seid das Salz der Erde,"" — sprach Jesus Christus von den Priestern. Ja, — wir sind das Salz der Erde, und das schaal gewordene

Salz, versichert der Herr, taugt zu nichts, als daß es mit Füßen getreten werde."

Der Bischof wurde immer wärmer, Perusseau immer verlegener.

„Sie sind des Königs Beichtvater, — Gott wird dereinst dessen Seele von Ihnen fordern. Sie sind der Wächter über das sittliche Leben Ihres Beichtkindes. Der Bischof erlaubt sich, die Frage zu stellen: genügen Sie dieser schweren Pflicht?"

„Ich glaube es, Monseigneur!"

Der Bischof warf einen schmerzlichen Blick auf den Pater.

„Sie glauben es," sprach er seufzend. „Ich glaube es nicht. Ich führe meine Gründe an. Sie sagen, die Herzogin sei geistreich; — eben weil sie geistreich ist, sollte sie einsehen, daß ein so inniges Verhältniß mit dem Monarchen ungeziemend ist, — mindestens ungeziemend. Sie selbst, mein Herr, gestanden, daß jenes Weib auf den König einen sehr großen Einfluß übt; — worauf gründet sich dieser Einfluß?"

„Eben auf ihre Geistesschärfe, auf ihre Theilnahme für die Majestät, auf ihre Begeisterung für Frankreich."

Helle Strahlen leuchteten aus den Augen des entrüsteten Nachfolgers der Apostel, und diese Strahlen trafen Perusseau, der verwirrt niedersah. Der Pater

suchte die Gegenwart jenes Weibes am Hofe zu entschuldigen, und dieses empörte den Prälaten im höchsten Grade.

„Dies sagt der Beichtvater des Königs?“ rief er in einem Tone, der zwischen Schmerz und Zorn die Mitte hielt. „Dies spricht eine Zunge, welche täglich die heilige Eucharistie trägt?“

In diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch, die Marmorplatten des Ganges erdröhnten unter schweren Tritten. Der Kammerdiener kam herein und meldete einige Bürger, welche den Bischof sogleich in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschten.

Der Prälat vernahm den Wunsch mit einigem Befremden, aber er gewährte ihn.

„Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Pater! Ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen. Da zwischen mir und den Bürgern kein Geheimniß besteht, so mögen Sie hier bleiben.“

Perusseau, durch diesen Zwischenfall seiner angenehmen Lage enthoben, zog sich an das äußerste Ende des Saales zurück, und trat in eine Fensternische. Die tief herabhängenden Vorhänge verbargen ihn vollständig, und so konnte er ungesehen jedes Wort von seinem Verstecke aus hören und verstehen.

Vor der Thüre des Salons hörte man feste Tritte, ein plumpes Anklopfen bat um Einlaß, und kaum war die Erlaubniß erfolgt, als Werner, der Grobschmied, an der Spitze einiger Bürger eintrat. Sie Alle trugen ihre Festtagskleider, — lange Tuchröcke mit großen Metallknöpfen, rothe Westen mit Frankenstücken, kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Die Hüte hielten sie unter den Armen. Sie machten unbeholfene Verbeugungen, und dem ungelenken Grobschmied schien eine Eisenstange durch den Rücken zu gehen; denn er brachte es, trotz aller Anstrengung, nicht dahin, seinen Rücken zu krümmen. Dafür wollte er, wahrscheinlich im Bewußtsein seiner Ungelenkigkeit, wenigstens ein freundliches Gesicht machen. Indem er nun die rauhen Züge zwang, Freundlichkeit darzustellen, verzog er sie zu einer höchst komischen Grimasse.

Der Bischof ging den Männern zwei Schritte entgegen. Die erregten Gesichter verriethen ihm sogleich, daß ungewöhnliche Gründe zu dem Besuche veranlaßten. Die stumme Begrüßung mit freundlichem Kopfnicken erwiedernd, erwartete er Werners Ansprache, der sich durch sein Vordrängen als Wortführer der Uebrigen zu erkennen gab. Allein der Grobschmied konnte es zu keiner Erklärung bringen. Er hustete,

räusperte sich, machte einige linkische Bewegungen, betrachtete den ehrwürdigen Prälaten mit den scharfen, klaren Augen und den strengen Zügen, blieb aber schließlich in seinem Bemühen vollständig stecken.

Der Bischof kam ihm zu Hilfe.

„Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?“ fragte er freundlich.

„Wir sind Bürger von hier,“ entgegnete Werner, der, als jetzt seine rauhe Stimme durch den Salon klang, plötzlich die ganze Fassung erhielt. „Der da ist Fritz, der Gerbermeister, — der ist Hirsch, der Färber, — der ist mein Gevatter Roth, der Metzgermeister, — und ich bin Werner, der Grobschmied.“

„Es freut mich sehr, diese löblichen Bürger und Meister von Metz kennen zu lernen. Und was bringt mir das Vergnügen Ihres Besuches?“

„Eine wichtige Sache, Herr Bischof, — eine sehr wichtige Sache! Eine Sache, von der die Ehre und der gute Name unserer Stadt, ja von ganz Frankreich abhängt,“ sprach Werner mit gewichtiger Miene. „Zuerst aber müssen wir Sie um Entschuldigung bitten, weil wir den Herrn Bischof mit dieser Sache behelligen. Wir haben gehört, daß Sie gestern hieher gekommen seien, und daß Sie bei dem Grafen Paix wohnen. Weil nun der Herr Bischof von Soissons als

ein frommer Herr bekannt ist, welcher das Herz auf dem rechten Fleck hat, und dem Ehre und guter Name Frankreichs so nahe gehen, wie uns, darum haben wir's unternommen, Sie um Beistand anzurufen!"

„Ich stehe zu Diensten! Was verlangen Sie von dem Bischof von Soissons?"

„Mit Verlaub zu reden," erklärte Roth, „wir verlangen eigentlich nichts von dem Herrn Bischof, — unsere Bitte geht an den Almosenier des Königs, — und der sind Sie ja?"

„Der bin ich! Sprechen Sie offen Ihren Wunsch aus."

Werner drehte seinen Hut einige Male in der Hand herum, hustete, blickte verlegen nieder, und wußte offenbar nicht, wie der empfindliche Gegenstand anzufassen sei.

„Sie werden gehört haben, Herr Bischof," begann er endlich, „daß beim Könige eine Weibsperson ist, — man heißt sie die „„Herzogin von Chateauroux."" Ueberallhin läuft sie dem Könige nach, sogar in den Krieg. Jetzt wohnt sie hier beim König, — zwar nicht im nämlichen Hause, aber gleich nebenan, und damit sie jeden Augenblick zu ihm kommen kann, hat die Weibsperson einen hölzernen Gang von der Abtei in das Haus des Königs machen lassen. Sie werden

auch von dem Geschrei über diese Liebschaft gehört haben; denn das Geschrei ist laut genug, und geht durch ganz Frankreich. Wir Bürger von Metz wollen aber ein verbuhltes Leben in unserer Stadt nicht dulden; denn das wäre eine ewige Schmach für uns. Allein wir bringen das Weibsbild nicht hinaus, obschon sie jedesmal, so oft sie im Wagen des Königs ausfährt, Spottlieder und Schimpfnamen genug zu hören bekommt. So ein Weibsbild ist aber unverschämt und frech, es macht nichts Eindruck auf sie. Sie hat kein Ehrgefühl und treibt ihr Schandleben offen, vor aller Welt. Das wollen wir nicht leiden!" stieß der Grobschmied heftig hervor. „Unser König soll kein Schandleben führen, sondern ein christliches Leben. Wir wollen uns auch nicht von einer Dirne beherrschen lassen. Der König soll mit seiner Frau leben, wie jeder rechtschaffene Christ, aber mit keiner verbuhlten Landläuferin, — vor Ihrer Ehre zu reden. Aber es ist Niemand da, welcher dem Könige das sagt. Der Beichtvater des Königs, Pater Perusseau, weiß natürlich Alles, — allein er schweigt zu dem wüsten Leben, weil er kein frommer Priester ist, und weil er es mit der Weibsperson nicht verderben will. Da Sie nun des Königs Almosenier sind, und auch ein frommer würdiger Herr, so möch-

ten wir Sie inständig bitten, dem Könige eine tüchtige Predigt zu halten, damit ihm die Augen aufgehen."

„Das sind schwere Anklagen!" sprach der Bischof. „Sie beschuldigen Ihren König eines schmachvollen Wandels, welche Beweise haben Sie dafür?"

Den Bürgern kam diese Frage sonderbar vor. Sie betrachteten den Prälaten mit großen Augen, und wußten keine schickliche Antwort.

„Ei, Herr Bischof," platzte Werner heraus, „Zeugen gibt's da nicht. Bewahre Gott! Die Chateauroux wird Niemand dazu rufen, wenn sie mit dem Könige sich unterhält. Aber, so frage ich und jeder vernünftige Mensch, was hat die Chateauroux mit dem Könige von Frankreich zu schaffen? Ist sie mit ihm verwandt? Nein! Ist sie eine Prinzessin des königlichen Hauses? Nein! Warum läuft ihm also das Weibsbild überallhin nach? Warum hat er sie zur Herzogin von Chateauroux gemacht?"

„Und dann," sagte Fritz, „warum beherrscht die Chateauroux den König und den ganzen Hof? Warum buhlt Alles um ihre Gunst? Wie kommt es, daß sie sogar den König in den Krieg schickt und ihm auch in den Krieg folgt? Warum darf sich die arme Kö-

nigin nicht mehr sehen lassen am Hofe, — warum ist die Königin verstoßen?"

„So ist es," sprach Roth, „die Chateauroux beherrscht den König und ganz Frankreich, — das ist eine Schmach für uns, und wir wollen diese Schmach uns nicht gefallen lassen. Eine Buhlerin soll uns nicht beherrschen."

„Was diese Bürger behaupten," sagte Werner, „das behaupten alle ehrenhafte Männer im ganzen Reiche. Da hilft kein Ausreden und kein Zudecken."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen," sagte der Bischof. „Ich wollte nur die Gründe Ihrer Beschuldigungen kennen lernen."

„Und wenn der König ein solches Leben führt, was muß daraus entstehen?" sagte Hirsch, indem sein Gesicht roth überlief. „Wenn das Staatsoberhaupt so ein Beispiel gibt, muß da nicht das ganze Volk verdorben werden?"

„Ihr Eifer für die gute Sitte freut mich," sagte der Prälat. „Die Sache ist mir sehr angelegen. Ich werde mit dem Beichtvater des Königs darüber sprechen."

Werner zuckte die Achseln.

„Mit dem Pater Perusseau ist nichts ausgerichtet, Herr Bischof," sagte er, „der Mann hat kein Ge-

wissen, sonst hätte er längst schon seine Schuldigkeit gethan."

„Wir wissen ja nicht, ob dies bereits geschah," sagte der Bischof.

„O das weiß ich," versicherte der Grobschmied. „Sehen Sie, hätte Perusseau ein Gewissen, dann könnte er nicht im Hause des Königs bleiben, wo ein solches Leben geführt wird. Er müßte seine Stelle niederlegen. Ja, — mit Verlaub zu reden, — der Perusseau ist einer von jenen Hunden, die nicht bellen, und das kann er am jüngsten Tage nicht verantworten. Das Volk ist nicht so dumm, das Volk sieht und merkt Alles. Muß nun das Volk sehen, daß den Mächtigen abscheuliche Dinge hingehen, dann verliert das Volk den Respekt vor solchen Beichtvätern, und am Ende auch vor der Religion, die ja nicht blos für Niedere und Arme, sondern auch für Reiche und Mächtige da ist. Nein, Herr Bischof, mit dem Perusseau ist gar nichts gethan. Der Mann hört nicht auf die Stimme seines Gewissens, er wird auch nicht auf Ihre Stimme hören!"

Diese Rede hatte Werner mit einiger Heftigkeit gesprochen, und in der Betonung seiner Worte lag die lebhafte Entrüstung eines ehrenhaften Gemüthes.

Der Prälat blickte ernst sinnend nieder, und die

Blicke der Bürger hingen erwartungsvoll an seinen Zügen.

„Wohlan," — sprach er entschlossen, „ich selbst werde mit dem Könige reden, und Ihren Klagen Ausdruck geben. Verlassen Sie sich darauf. — Sodann muß ich Sie bitten, in Ihren Urtheilen etwas vorsichtiger zu sein. Besonders bitte ich Sie, Ihre religiöse Ueberzeugung durch fremdes Aergerniß nicht erschüttern zu lassen. Sie kennen den Ausspruch Jesu: „„Es müssen zwar Aergernisse kommen, aber wehe dem Menschen, durch den sie kommen!"" — Beten Sie für den König. Beten Sie für mich, damit meine Vorstellungen Gehör finden."

„Gott lohne es Ihnen, — Gott vergelte Ihnen, — ganz Frankreich wird Sie segnen!" sagten die Männer.

Der Prälat ließ sich nochmals ihre Namen nennen, reichte jedem Einzelnen die Hand und entließ sie.

Ein tiefes Wehe lag über dem Gesichte des Prälaten. Sittenstreng, eifrig in seinem Amte, unerbittlich gegen das Laster, den Glaubenslehren mit vollster Ueberzeugung anhängend, gehörte Bischof Fitzjames von Soissons zu den würdigsten Dienern der Kirche. Längst beklagte er das ärgernißvolle Leben

des Königs. Aber die schöne Chateauroux kannte den Almosenier, sie fürchtete den unbeugsamen Mann, und wußte ihn vom Hofe fern zu halten. Fitzjames hatte diese Offenkundigkeit des gemeinen Verhältnisses nicht vermuthet. Nach seiner Meinung hatte die große Masse die Schmach nicht bemerkt, welche den Thron schändete. Er wurde enttäuscht. Der Skandal hatte den höchsten Grad erreicht. Es war ihm klar, — die Geistlichkeit mußte, zur Rettung ihres Ansehens, ihre Pflicht thun.

„Mein Gott, — mein Gott, welch' ein Skandal!" rief er schmerzlich aus, nachdem die Bürger den Salon verlassen. „Das Leben des Königs vernichtet in der That alle Achtung vor der Sittlichkeit, — es ist das Grab alles Schamgefühles. Hier muß eingegriffen werden, — unverzüglich, — rücksichtslos!"

Während er die letzten Worte sprach, wurden die Vorhänge bei Seite geschoben. Perusseau trat mit höchst verlegener Miene hervor.

„Ah, — ich hatte Sie ganz vergessen!" sagte Fitzjames. „Diese unselige Geschichte ist auch der Art, daß man Alles darüber vergessen muß. — Sie haben doch Alles verstanden, Herr Pater?"

„Ich habe Alles verstanden!"

„Auch das Urtheil des Volkes über den schweigsamen Beichtvater?“

„Alles, — Monseigneur!“

„Was denken Sie zu thuen?“

„Meine Pflicht!“

„Thuen Sie das, ja, thuen Sie Ihre Pflicht! Verlangen Sie die augenblickliche Entlassung der Chateauroux.“

„Ich will es versuchen.“

„Lassen Sie mich heute noch den Erfolg Ihrer Bemühungen wissen. Ich werde morgen den König sprechen.“

Perusseau eilte nach Hause. Die Unterredung mit dem Bischofe und die Vorstellungen der Bürger waren nicht wirkungslos an ihm vorübergegangen. Obwohl Höfling und nach hohen Aemtern strebend, hatte Perusseau doch nicht alles priesterliche Bewußtsein verloren. Es beschlichen ihn Schaam über seine Feigheit und Gewissensvorwürfe über seine Pflichtvergessenheit.

„Wie sagte der Mann?“ sprach er, in seinem Zimmer auf und nieder gehend. „„Der Perusseau ist ein Hund, der nicht bellt! Der Pater kann es am jüngsten Tage nicht verantworten!““ Das Urtheil ist demüthigend und beunruhigend; denn, — denn, es ist wahr!“

Er stand lange in Mitte des Zimmers und sah immer vor sich hin.

„Der Erfolg ist höchst zweifelhaft, aber die Ungnade ist gewiß! Meine Laufbahn ist dahin, — die Herzogin wird es mir nie vergessen. Indessen, — vielleicht werde ich abgewiesen, — ein Hoffnungsanker bei dieser unerbittlichen Pflicht!"

Er stand vor dem aufgeschlagenen Brevier, und sein Auge fiel auf die Stelle:

»Herodes enim tenuit, et ligavit Joannem, et posuit in carcerem propter Herodiadem. Domine mi rex, da mihi in disco caput Joannis Baptistae.«

Eine starke Bewegung glitt über des Paters erschrecktes Gesicht, während er diese Stelle las.

„Ominös, — sehr ominös! rief er. „Herodes ergriff und fesselte Johannes, und warf ihn in das Gefängniß wegen der Herodias. Herr, mein König, gib mir auf einer Schüssel das Haupt des Johannes des Täufers!" — Soll dies eine Warnung sein für mich? Deuten diese Worte mein eigenes Schicksal? Ungnade, — Gefängniß und Bande? — Immerhin!" sagte er entschlossen. „Die Chateauroux mag den König zum Aeußersten treiben, — Johannes sei mein Vorbild!"

Er ordnete seine Kleider und verließ festen Schrittes das Zimmer.

Ungehindert gelangte der Beichtvater des Königs bis in das letzte Vorzimmer zu den fürstlichen Gemächern. Ein Kammerdiener trat ihm entgegen.

„Könnte ich die Majestät einen Augenblick sprechen?"

„Schwerlich! Die Herzogin von Chateauroux ist eben bei ihm," flüsterte Jener.

„Machen wir den Versuch. Melden Sie mich."

Der Kammerdiener öffnete leise die Thüre. Kaum war dies geschehen, als die Herzogin heraustrat. Beim Anblick des erregten Beichtvaters flog eine Wolke des Argwohnes über ihr Angesicht. Kaum erwiederte sie Perusseau's tiefe Verbeugung, und da er seine Bitte vorbrachte, schüttelte sie heftig das Haupt.

„Es kann nicht sein, unmöglich! Der König ist sehr leidend. Jede Aufregung ist ihm von den Aerzten streng verboten."

„Sehr leidend? Doch nicht gefährlich, Madame?"

„Ich befürchte das Schlimmste," — und sie fing mit dem duftenden Tuche eine herabrollende künstliche Thräne auf.

„In diesem Falle, Madame, wäre ja der Beichtvater an des Königs Seite ganz am Platze."

„Ah, — so weit ist es noch nicht! Wenn man

Ihrer bedarf, wird man Sie rufen lassen. Ziehen Sie sich zurück, und zwar so geräuschlos, als möglich. Die Nerven des Königs sind sehr angegriffen."

Berusseau ging.

„Aber, Henri," sprach die Herzogin im Tone des Tadels, „wie konnte der Pater bis hieher vordringen?"

„Erlaucht hatten nicht befohlen, den Beichtvater abzuweisen," antwortete der Kammerdiener.

„Berusseau ist von dem Befehle nicht ausgenommen. Majestät will Niemand sehen und sprechen, — am wenigsten den Beichtvater."

Sie kehrte in das Gemach des Königs zurück.

Berusseau schrieb an den Bischof von Soissons.

„Nun mag der Prälat seinen Versuch machen," sprach er, den Brief siegelnd. „Sein Bemühen wird denselben Erfolg haben. Er wird einfach abgewiesen werden."

Der kranke König.

Ludwig XV. zählte drei und dreißig Lebensjahre, stand, sonach in der Blüthe des Mannesalters. Von Natur träge und sinnlich, scheute er jede Arbeit und suchte das Vergnügen. So lange der Cardinal-Minister Fleury lebte, lasteten alle Staatsgeschäfte auf den Schultern dieses Mannes. Der junge König kümmerte sich um sein Königreich gar nichts. Seine Unwissenheit war außerordentlich. Die Erzieher hatten den Jüngling nicht durch bildende Aufgaben gequält, welche seinem innersten Wesen widerstrebten. Aber sie schmeichelten seinen natürlichen Neigungen und befriedigten seine Gelüste. Hierin machte Ludwig Fortschritte bis zu dem Grade, daß nur der gröbste Sinnengenuß ihn befriedigte.

In früheren Jahren war Ludwig von schwächlicher Gesundheit und schmächtigem Körperbau. Die Aerzte riethen zu Bewegungen. Der Herzog-Regent Bourbon

flößte dem Jünglinge die Liebe zur Jagd ein. Ludwig wurde ein leidenschaftlicher Jäger. Ganze Wochen hindurch lebte er in den Wäldern. Seine Gesundheit wurde ausgezeichnet, sein Körper kräftig und fähig, Ausschweifungen zu ertragen.

Bei aller geistigen Unfähigkeit und Trägheit besaß Ludwig dennoch einigen Ehrgeiz. Die gewaltige Herrschaft Ludwigs XIV. lebte noch zu frisch in den Gemüthern, um ohne Wirkung auf den fünfzehnten Ludwig zu bleiben. Die kluge Chateauroux kannte diesen Ehrgeiz, und suchte ihn auszubeuten. Daher ihr Entschluß, dem Könige die Verbindung mit Friedrich von Preußen vom Punkte der Ehre darzustellen.

Der Herzog von Richelieu hatte in derselben Angelegenheit nichts ausgerichtet. Ludwig, körperlich krank und geistig ohne Kraft und Kühnheit, wollte von einem Kriege gegen Deutschland nichts wissen. Kaum hatte Richelieu der Herzogin die unbesiegbare Abneigung des Fürsten gegen die angestrebte Allianz mitgetheilt, als sie durch den bekannten Gang sich zum Könige begab.

Der Monarch saß in einem bequemen Rollstuhle. Beim Eintreten der Chateauroux hob er den Kopf, und ein sinnliches Lächeln überflog seine matten Züge. Den königlichen Freund anlächelnd, glitt sie über die kostbaren Teppiche

zog einen niederen Schemel herbei, und setzte sich vor dem Kranken nieder. Er streckte ihr die Rechte entgegen. Sie ergriff dieselbe mit ihren kleinen, schönen Händen, hielt sie fest, und sah ihn mit Blicken der Theilnahme und Zärtlichkeit an.

Man sagt von den Blicken der Klapperschlangen, daß sie eine Art von Betäubung auf die Vögel hervorbringen. Durch jene Schlangenblicke gleichsam gefangen, taumeln die Vögel als wehrlose Opfer in den Rachen des giftigen Wurmes. Aehnliche Wirkungen brachten die Blicke der Chateauroux auf den König hervor. Die eben noch matten Züge des umstrickten Opfers belebten sich, es zog ihn unwiderstehlich zu dem schönen Weibe hin, deren verführerische Körperformen so reizend und verlockend waren. Er beugte sich hinab und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Wie geht es, Louis?“ fragte sie sanft und flüsternd.

„Besser, glaube ich! Nur das Drücken da,“ — er deutete auf die Magengegend, „will nicht aufhören.“

Es entstand eine Pause. Sie hatte die Hand zurückgezogen und ließ ihre Künste wirken. Sie blickte verschämt nieder, sie seufzte. Sodann hob sie das dunkle Auge wieder, und ein verführerisches Leuchten strahlte den König an, indeß das Mienenspiel ihres Angesichtes eine eben so verlockende Sprache führte.

„Wie schön Du bist, Louise!" sagte er. „Dein Anblick ist für mich die beste Arznei. — Die Krankheit, — die verdammte Krankheit!"

„Einige Zerstreuung wäre gewiß gut, Louis! Wenn man so immer dasitzt im Zimmer und an das Kranksein denkt, fühlt man sich auch kränker. Zerstreuung macht die Krankheit vergessen, und wirkt günstig. Hätten Sie nicht Lust," fragte sie mit süßem Lächeln, „einen Vortrag über Politik anzuhören?"

„Politik? Wie langweilig und eckelhaft! Der Herzog von Richelieu plagte mich eben mit solchen Dingen."

„Er plagte Sie? Abscheulich von dem Herzoge, der nur in seiner trockenen Diplomatenmanier von Politik sprechen kann. — Es gibt jedoch eine Art, von Politik zu sprechen, die unterhält und zerstreut."

„Ich bestreite das nicht, meine gute Louise. Dir wenigstens dürfte es gelingen, sogar Politik anziehend zu machen."

„Wovon sprach der Herzog?"

„Von dem Bündnisse mit dem Könige von Preußen."

„Das Ihnen verhaßt ist, Sire?"

„Allerdings! Haben wir ja der Treulosigkeit jenes Königs den Einfall der Oesterreicher in Lothringen zu verdanken. Er trieb uns in diesen Krieg hinein, er

steckte Schlesien in die Tasche und schloß Frieden mit Maria Theresia wider die Verträge."

„Ich weiß das! Aber ich weiß auch, daß Friedrich von Preußen den Untergang des Hauses Habsburg aufrichtig will."

„Du weißt das? Woher denn?"

„Aus der bisherigen Handlungsweise jenes Königs. Erwägen Sie doch, Louis! Der König von Preußen schickte Camas vor einigen Jahren nach Versailles, er bot seine Hand zur Vernichtung Oesterreichs. Er brach sodann mit einem Heere in Schlesien ein, obschon dieser Krieg gegen Oesterreich damals in Deutschland durchaus nicht volksthümlich war. Friedrich verachtete die öffentliche Meinung, und führte mit großen Opfern den Krieg fort."

„Ja, bis Schlesien ihm zugefallen, — dann vergaß er alle Verträge. Er ließ unsere Marschälle in Böhmen stecken, und das französische Heer hatte das Unglück, von den Oesterreichern geschlagen zu werden."

„Nicht weil Friedrich den Vertrag gebrochen, Louis, sondern weil unsere Marschälle uneinig waren. Aber angenommen, Friedrich habe damals den Verträgen zuwider gehandelt, so ist er jetzt bereit, sein Vergehen zu sühnen. Er bietet Ihnen seine starke Hand, zur Vertreibung der Oesterreicher, aus Loth=

ringen. Er verpflichtet sich, mit achtzigtausend Mann in Böhmen einzufallen. Prinz Carl wird hiedurch genöthigt, mit seinem Heere Frankreich zu räumen. Und für diesen wichtigen Dienst verlangt er nur einige böhmische Länder, sowie den im Interesse Frankreichs gestellten Gegendienst, daß unsere Heere über den Rhein rücken und in Oesterreich einfallen [1])."

„Ich bin den Krieg satt, Louise!"

„Das spricht die Krankheit, Sire, aber nicht der Nachfolger Ludwigs XIV.," rief sie lebhaft. „An den französischen Waffen klebt die Schande der Niederlage. Die glänzendsten Siege über Oesterreich müssen diese Schande austilgen."

„Ah, ich sehe, Du bist eine gute Französin!"

„Ja, ich bin es, Sire; denn ich hasse Oesterreich. Ohne Oesterreich wäre Frankreich die Beherrscherin Europa's. Längst zusammengebrochen wäre das morsche deutsche Reich ohne die zähe Ausdauer der Habsburger. Ludwigs XIV. kühner Plan war die Wiederherstellung des mächtigen Frankenreiches Carls des Großen. Dafür hat er Millionen geopfert, deßhalb mußten ganze Heere auf den Schlachtfeldern verbluten, darüber verschwanden blühende Städte, ganze Länder verwandelten

1) Gfrörer, Bd. III. S. 265.

sich in Wüsten. Es gelang ihm nicht; Habsburg setzte seinem kühnen Fluge Schranken. Und jetzt, Sire, jetzt kommt Ihnen das Gelingen des Riesenwerkes Ihres großen Vorgängers halbwegs entgegen. Ein deutscher König von Geist und Thatkraft bietet die Hand zum Sturze der Habsburger, zu Oesterreichs Zertrümmerung. Zögern Sie nicht, Sire! O Louis, der stolze Schatten Ihres ruhmreichen Vorgängers wird Sie um den Glanz beneiden, Frankreichs Herrschaft über Europa vollbracht zu haben."

Während die Herzogin dieses sprach, flammten ihre Augen, ihre Züge glühten, die Brust hob sich, ihr ganzes Wesen athmete Kühnheit. Der König betrachtete das schöne Weib. Sein träges, lahmes Wesen schien sich an dem ihrigen zu entzünden. Sein erloschener Blick wurde lebhaft und seine gedrückte Gestalt richtete sich auf.

„Ganz dieselbe, welche mich in den Krieg nach Flandern trieb," sagte er.

„Und Sie kehrten, mit Ruhm bedeckt, aus Flandern zurück. Ganz Frankreich jubelte laut, da es seinen Herrn zum Schwerte greifen sah. Stolz hob sich die Brust jedes Franzosen, als er seinen König an der Spitze der Armee erblickte. Und wenn Frankreichs Banner über den Trümmern des Hauses Habs-

durch wehl; dann, Sire — dann haben Sie den höchsten Preis errungen. Die Nachwelt wird Sie bewundern. Die Geschichte wird Ihren ruhmreichen Namen den spätesten Geschlechtern überliefern."

„Sie sind unwiderstehlich, Madame! Und ich selber finde, daß Sie Recht haben. Prinz Carl macht täglich größere Fortschritte. Wie ich höre, wächst der Nachkomme der alten Herzoge von Lothringen täglich mehr in des Volkes Gunst. Ohne Zweifel, wir hätten Mühe, uns der Oesterreicher zu erwehren. Friedrichs Einfall in Böhmen befreit uns von dieser Gefahr. Wohlan, — ich bin zum Kriege entschlossen! Schicken Sie augenblicklich den Herzog von Richelieu zu mir."

Der Monarch hatte diesmal nicht in dem gewöhnlichen schläfrigen Tone gesprochen, sondern mit Kraft und Nachdruck.

Die Herzogin benützte rasch diese Stimmung. Sie eilte fort. Fünf Minuten später betrat Richelieu, einige Papiere in der Hand, des Königs Cabinet.

Als die Chateauroux in ihre Wohnung zurückkehrte, fand sie den Grafen Schmettau.

„Die Schlacht ist gewonnen!" rief sie stolz. „Mein Herr, seien Sie bereit, jeden Augenblick die Erneue-

nung des Vertrages im Namen Ihres Königs zu unterzeichnen."

Schmettau staunte. Dieser schnelle Wechsel übertraf seine Erwartungen.

„Dies haben wir Ihnen zu verdanken, Madame!"

„Ich läugne es nicht, — sagen Sie das Ihrem Könige! Offen gestanden, Herr Graf, ich bin stolz darauf, die Achtung des aufgeklärtesten Fürsten Europa's zu verdienen."

„Und ich, Madame, begreife die Bewunderung meines königlichen Herrn für die geistreiche Herzogin von Chateauroux."

Die Augen der stolzen Frau leuchteten, aber in dieses Leuchten mischte sich plötzlich der Ausdruck des Unmuthes.

„Meine Stellung umgeben gewisse Schatten," sagte sie, ohne den Blick zu erheben. „Sie haben gestern den Schimpf des rohen Haufens gesehen. Dieser Haufen ist das ganze christliche und religiöse Frankreich. Aber ich verachte die beschränkte Anschauung des Pöbels. Bevor ich in diese Stellung trat, schüttelte ich alle engherzigen Gewissensscrupel veralteter religiöser Grundsätze von mir. Ich habe die Person Ihres Königs mir zum Vorbilde genommen, der mit Recht „Philosoph" genannt wird, — der ohne Zweifel,

durch sein mächtiges Eingreifen in die Zeitverhältnisse, ein kommendes Zeitalter der Aufklärung anbahnt. — Verschweigen Sie dem Könige nichts von Ihren Erlebnissen in Metz. Versichern Sie ihn meiner treuesten Anhänglichkeit. Diese Anhänglichkeit ist so fest und sicher, daß ich hievon nicht lassen kann, ohne mir selbst untreu zu werden."

Schmettau war über die letzten Worte erstaunt. Er begriff sie nicht. Sie blickte ihn scharf an und las in seinen Mienen.

„Sie verstehen mich nicht ganz, mein Herr, wie es scheint."

„Nein, Madame! Den Sinn Ihrer letzten Worte verstehe ich nicht genau."

„Und doch ist er klar! Friedrich haßt Oesterreich. Er will die Größe und Macht Preußens auf Kosten Oesterreichs. Er will den Sturz des deutschen Reiches, und die »Nation prussienne« ist seine Lieblingsidee. Er weiß, daß die Verwirklichung dieser Idee Deutschland für immer spaltet; denn Deutschland hat aufgehört, eine einheitliche Nation zu sein. In diesen politischen Grundsätzen bin ich mit Friedrich ganz einverstanden. Ebenso in den religiösen. Ich kenne die Schriften von Collins, von Tindal, von Woolston, von Annet, von Morgan und Voltaire. Diese geist-

reichen Männer verwerfen den Irrsinn und den Aberglauben der christlichen Religion. Freies Denken und Handeln, zwanglose Selbstbestimmung, ungehindert durch die Tyrannei religiöser Vorschriften, ist ihre Ueberzeugung, — und auch die meinige. Hier begegne ich Ihrem Könige abermals. Er verachtet den christlichen Aberglauben. Seine Religion ist die Vernunft und die freie Selbstbestimmung. Ich begreife recht gut, wie gefährlich diese freien Grundsätze eines Fürsten dem Christenthume sind, der eben so geistreich wie kühn, ebenso klug wie thatkräftig ist. Wie gesagt, Friedrich von Preußen senkt die Fundamente geistiger Freiheit in die Gemüther. Kommende Geschlechter werden auf diesen Fundamenten weiter bauen. Ich beneide Ihren König deßhalb, und bedaure, in diesem erhabenen Streben mit ihm nicht wetteifern zu können. — Nun werden Sie begreifen, mein Herr, daß ich von der Treue zu dem Könige von Preußen nicht lassen kann, ohne mir selbst untreu zu werden."

„Ich begreife es, Madame!"

Der Eintritt eines Kämmerers, welcher den Grafen zum Könige berief, unterbrach die Unterhaltung.

Kaum hatte Schmettau das Zimmer verlassen, als

die Marquise von Flavacourt in großer Bestürzung herein kam.

Die Chateauroux überdachte gerade den möglichen Eindruck ihres politischen und religiösen Bekenntnisses, auf den Preußenkönig. Sie war mit sich in hohem Grade zufrieden. Friedrich müßte, nach ihrer Ansicht, eine enge Verbindung mit einer Dame suchen, die ihn verstand, deren Gesinnung mit der seinigen vollkommen harmonirte, — mit einer Frau, welche den König von Frankreich beherrschte. Das stolze Weib träumte eben von einem Siegeszuge nach Deutschland, wo sie von dem kriegerischen und philosophischen Könige mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Sie erblickte in nebelhafter Ferne Europa im Joche Frankreichs und sich als gekrönte Siegerin geknechteter Völker. Das Gesicht machte reißende Fortschritte. Die Chateauroux hatte eine Art von diabolischer Vision. Sie sah die Kirchen verschlossen, die Altäre zertrümmert, die Priester verschwunden, und an der Stelle des alten Glaubens, das Licht eines fortgeschrittenen Zeitalters, dessen Aufklärung die Schmach der Buhlerin nicht kannte. Das Weib sah die Schrecken der französischen Revolution. Da vernichtete plötzlich die eingetretene Schwester alle diese scheußlichen Gesichte und wüsten Luftschlösser.

„Louise, — mein Gott,“ sagte die bestürzte Marquise, „der Bischof von Soissons ist da.“

Wäre die Herzogin von sonniger Höhe in die Tiefe hinabgestürzt, dieser jähe Sturz hätte sie kaum mit größerem Entsetzen erfüllt, als die Kunde der Marquise. Von allen Gegnern ihrer schmachvollen Stellung fürchtete sie keinen mehr, als diesen strengen Mann. Sie kannte dessen Unerschrockenheit und Pflichttreue. Sie wußte, daß er den Willen und auch den Muth besaß, mit dem Könige ein sehr ernstes Wort zu reden. Sie dachte an das Murren des Volkes, welches den Fürsten schandvolle häusliche Verhältnisse niemals verzeiht. Sie wußte, daß hinter Fitzjames ganz Frankreich stand, und daß der gewandte geistreiche Mann die schneidende Waffe allgemeiner Mißstimmung mit Geschick benützen werde. Dies Alles schwebte ihr vor der Seele, indeß ihre Augen sich weit öffneten und ihre Züge erblaßten.

„Der Bischof von Soissons?“ wiederholte sie mit klangloser Stimme. „Wo ist er denn?“

„Beim Könige.“

Die Herzogin schnellte empor.

„Beim Könige? Unglückliche!“

„Das heißt, im Palais des Königs,“ versetzte die Flavacourt. „Den König will er aber sprechen.“

„Weshalb weißt ihr ihn nicht zurück?“

„Er läßt sich nicht abweisen. Hartnäckig besteht er auf seinem Verlangen. Joseph hält ihn zurück, — fast mit Gewalt zurück.“

„Er ist dennoch im rothen Zimmer?“

„Dort war er, als ich hieher eilte, die Gefahr zu melden. Gelingt es ihm, Louis zu sprechen, durch scharfe Reden des Königs Gemüth zu ängstigen, — dann steht Alles zu befürchten.“

„Das soll ihm nicht gelingen,“ rief die Chateauroux entschlossen. „Wir wollen ein Wort mit diesem hochfahrenden Priester sprechen, — mit diesem évêque de fortune [1])!“

Raschen Schrittes eilte sie durch den hölzernen Gang in das Palais.

Wäre ein Löwe in die Wohnung des Königs gedrungen, er hätte keine allgemeinere Bestürzung hervorgebracht, als der Eintritt des gefürchteten Bischofs von Soissons. Lakaien und Kammerdiener zeigten die größte Unruhe, und als jetzt die Herzogin, verschiedene Zimmer und Gänge durchschreitend, ihnen begegnete, traf sie allenthalben Gesichter voll Bangigkeit.

---

1) So nannte man damals in Frankreich alle Bischöfe, welche nicht in Folge adeliger Geburt, sondern persönlicher Verdienste den Krummstab führten.

Denn die ganze Dienerschaft und nächste Umgebung Ludwigs war von der Chateauroux gewonnen. Alle dienten dem schändlichen Verhältnisse, und es stand zu erwarten, daß der Sturz der Herzogin sie Alle berühren werde.

„Ist er noch im rothen Zimmer?“ fragte sie einen Lakaien.

„Ja!“

„Nimm Paul und André,“ befahl sie, „begebt euch in den Saal, welcher an das rothe Zimmer stößt. Dort harret meines Winkes.“

Sie rauschte weiter und gelangte in das Gemach, worin sich der Prälat befand. Ihr Eintreten hatte ganz den Anschein, als komme sie nur zufällig hieher. Von des Bischofs Gegenwart schien sie keine Kenntniß zu haben. Indem sie durch die Thüre hereinkam, durchschritt sie das Zimmer, um es durch die gegenüber liegende Thüre wieder verlassen zu wollen. Da gewahrte sie den Prälaten und blieb erstaunt stehen.

„Ah, Monseigneur!“ sprach sie freundlich, ein gewinnendes Lächeln auf ihr Gesicht zwingend. „Welcher glückliche Umstand verschafft uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart?“

„Kein glücklicher Umstand, Madame!“ antwortete der Prälat im Tone tiefer Trauer. „Sie werden

ohne Zweifel die Ursache meines Erscheinens errathen."

„Ich verstehe, Monseigneur! Indessen trösten wir uns. Die Krankheit ist nicht gefährlich. Vor Allem haben die Aerzte Ruhe befohlen, sowie Entfernung aller Dinge, welche des Königs Gemüth erregen."

„Sie wissen, Madame, daß ich als Bischof und Almosenier den Monarchen sprechen darf. Ich habe das dem Kammerdiener hier," — er deutete auf Joseph, der steif, wie eine Holzfigur an der Thüre stand, „eben auseinander gesetzt. Allein der Mensch will sich durchaus nicht belehren lassen, und versperrt mir den Weg zur Majestät."

„Joseph handelt in Allerhöchstem Auftrage," sagte sie. „Der König will Niemand sprechen."

„Die Pflicht gebietet mir, unter allen Umständen einige Worte an die Majestät zu richten," entgegnete Fitzjames. „Ich verlange nur eine Audienz von fünf Minuten."

„Unmöglich; — es kann nicht sein," sagte sie bestimmt. „Ich selbst muß gegen Ihren Besuch protestiren."

„Unter vier Augen, Madame, könnte ich Ihnen die Gründe sagen, die mich zum kranken Landesherrn führen. Ich darf jedoch andeuten, daß Ihre Person

mit diesen Gründen zusammenhängt. Sie werden mich verstehen."

Eine dunkle Gluth überströmte vorübergehend ihr Gesicht. Mit Blicken voll unaussprechlicher Frechheit betrachtete sie den Bischof.

„O ja, ich verstehe Sie, mein Herr," sagte sie boshaft lächelnd. „Sie sind willens, Ihre strengste Hirtenpflicht auszuüben. Ich beklage nur, daß Ihnen hiezu keine Gelegenheit gegeben werden kann."

Für diesen Hohn hatte der Prälat keine Entgegnung. Aber sein durchdringender Geistesblick ruhte mit einer solchen Schärfe, mit einer so bewältigenden Ruhe auf dem Geschöpfe der Sünde, daß ihr alle Frechheit und aller Hohn aus Blick und Mienen wichen. Sie senkte das Auge, und stand wie eine Verbrecherin vor dem ehrwürdigen Manne.

Das Bewußtsein dieser Blöße versetzte die Chateaurour in unbeschreibliche Wuth. Ihre Lippen zuckten krampfhaft, und ihre funkelnden Augen glichen jenen der gereizten Schlange.

„Wie gesagt, Monseigneur, man bedarf Ihrer durchaus nicht hier. Sollte dies einmal wirklich der Fall sein, was ich jedoch sehr bezweifle, dann wird man es Sie wissen lassen. Ihr Anstandsgefühl wird

Ihnen sagen, daß Sie augenblicklich sich zurückziehen müssen."

„Sie haben weit mehr Gründe, das Anstandsgefühl zu befragen, als ich, Madame, — und nicht nur das Anstandsgefühl, sondern auch Ihr Gewissen. Der Schritt, den ich thue, ist mir unaussprechlich bitter und schmerzlich. Aber die Pflicht gebietet ihn. Es handelt sich um das ewige Heil meines unglücklichen Königs. Und auch Sie, Madame, mögen bedenken, daß Sie dereinst vor Gott über Ihren Lebenswandel müssen strenge Rechenschaft geben."

„Sehr schön! Die Anmaßung der Herzogin von Chateauroux gegenüber ist freilich kein Punkt, über den man Gott Rechenschaft gibt; — aber vor dem Könige werde ich Klage führen."

„Unterschieben Sie meinen Worten keinen Sinn, den sie nicht haben," sagte Fitzjames ernst. „Die Pflichterfüllung des Bischofs ist keine Anmaßung."

„Dann müßte die Anmaßung zu den Pflichten der Bischöfe gehören."

Der Prälat blieb ruhig, ohne die würdevolle Haltung zu verlieren.

„Pflicht der Bischöfe ist es, Madame, Sünder zu bessern, verirrte Seelen zu Gott zurückzuführen."

„Und deshalb wollen Sie den König sprechen?"

„Ja, — und auch Sie, Madame!“

„Was mich betrifft,“ entgegnete sie höhnisch, „so erlaube ich mir, den Herrn seiner lästigen Pflicht zu entbinden. Den König aber dürfen Sie nicht sprechen, mithin ist jedes weitere Verweilen hier überflüssig.“

„Verachten Sie die Stimme des Gewissens und der Religion?“

„Ja!“

„Ich beklage Sie, Madame! Sie kennen die Bedeutung des Aergernisses, — des Aergernisses vor ganz Frankreich. Bedenken Sie wohl, daß Sie aus dem Munde dessen Ihr Urtheil empfangen werden, der „Wehe“ gerufen über das Aergerniß.“

„Hier ist nichts zu bedenken! Für meine Handlungen bin ich Niemand Rechenschaft schuldig, als mir selbst. — Aber genug, mein Herr, — genug! Sie werden augenblicklich das Palais verlassen.“

„Nicht eher, bis ich den König gesprochen habe.“

„Diese Anmaßung kleidet Sie schlecht,“ sprach die Buhlerin zitternd vor Ingrimm. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Geleite geben lasse. — Paul, André, Benoit!“ rief sie.

Drei Lakaien traten ein.

„Monseigneur möchte das Palais verlassen, hat

aber den Rückweg vergessen," sagte sie. „Monseigneur ist auch nicht gewöhnt, auf Teppichen zu gehen, er könnte straucheln und stürzen. Deßhalb nehmt ihn zwischen euch, und führt ihn bis zur Einfahrt."

Dieses Uebermaß von Frechheit goß eine dunkle Gluth über des Prälaten Angesicht. Er sprach kein Wort. Die Lakaien zögerten.

„Vorwärts, thut, was euch befohlen ist," drängte das Weib.

Mit einer gebietenden Handbewegung wies der Bischof die Lakaien zurück, warf einen strafenden Blick auf die Chateauroux und verließ das Zimmer.

„Ihr könnt gehen," sagte sie zu den Lakaien. „Monseigneur findet nun selbst den Rückweg."

„Den hast du ziemlich derb abgewiesen," sprach die Flavacourt, welche in das Zimmer trat, an dessen Thüre sie lauschend gestanden. „Ich bewundere deine Energie, Schwester!"

„Den hasse ich von Allen am meisten; denn er ist der gefährlichste von Allen," entgegnete die Maitresse. „Hoffentlich wird er uns sobald nicht wieder belästigen."

Man hörte einen Wagen anfahren. Die Schwestern eilten an das Fenster. Der Wagen fuhr durch die Einfahrt.

„Wer mag dies sein?" fragte die Marquise.

„Der Arzt wahrscheinlich."

„Welcher gewöhnlich zu Fuß kommt."

„Geh' Joseph, siehe, wer es ist. — Haben Richelieu und Schmettau den König noch immer nicht verlassen?"

„Vor zehn Minuten! Alles ist in Ordnung. Schmettau verläßt heute noch Metz und eilt nach Hause. Er ist voll Bewunderung für Dich."

„Ja, es ist schön, den König eines mächtigen Reiches zu beherrschen, und lobenswerth, die errungene Herrschaft klug zu benützen," sprach die Herzogin, sich stolz aufblähend. „Ich sympathisire mit Friedrich von Preußen. Allen Einfluß will ich aufbieten, die Allianz zwischen ihm und Frankreich zu befestigen. — Nun?" — und sie wandte sich an den zurückkehrenden Kammerdiener.

„Es sind drei Herren. Gesehen hab' ich sie nicht. Sie waren mit dem Bischof in ein Zimmer getreten, wo sie lebhaft sprechen."

„Hast Du nichts verstanden?"

„So viel ich vernahm, erzählte der Bischof den eben abgelaufenen Vorfall; denn er nannte oft den König und Eure Erlaucht."

„Wer mögen die Herren nur sein? Trägt der Wagen kein Wappen?"

„Der Wagen hatte die Einfahrt bereits verlassen. Diener begegneten mir keine, die ich fragen konnte."

„Eben kommen sie," sagte die Marquise.

Man hörte eine laute Stimme durch den Gang schallen. Die Stimme klang zwanglos und frei, als gehöre sie dem Eigenthümer des Palais. Die Chateauroux hatte eine Thüre geöffnet und lauschte. Jetzt klang die Stimme durch die nächsten Vorzimmer. Eine Flügelthüre wurde aufgerissen. Drei Herren in der reichsten Tracht, mit mächtigen Perücken, und höfischem Wesen, traten ein. Der Bischof von Soissons folgte ihnen. Die Schwestern sahen die Herren und erbleichten. Der mit der lauten Stimme, ein junger Mann mit feurigen Augen und energischem Wesen, ging voran. Jetzt betraten sie das Zimmer, in dem sich die Schwestern befanden.

Die Chateauroux trat dicht vor den Kammerdiener.

„Joseph," befahl sie, „Du bleibst auf deinem Posten. Du weichst nicht von der Stelle, — unter keiner Bedingung."

Joseph stand vor der Thüre in einer Haltung, als müsse der Eintritt über seine Leiche gehen.

Der junge Mann mit der lauten Stimme und den feurigen Blicken sah die Schwestern und es zuckte ein verächtliches Lächeln in seinen Mienen. Ohne sie nur im Ge-

ringsten zu beachten, schritt er an ihnen vorüber, nach der Thüre hin, vor der Joseph stand. Mit einem Winke gebot er dem Kammerdiener, die Thüre zu öffnen.

Joseph rührte sich nicht.

„Bist du blind, Mensch? Oeffne die Thüre!"

Joseph stand unbeweglich, wie eine Bildsäule.

„Was sagen Sie dazu, meine Herren?" wandte sich der Energische an die Uebrigen.

Die Gefragten zuckten die Achseln.

„Manierlich ist es gerade nicht," fuhr Jener fort, „Prinzen von Geblüt den Eintritt zum Könige wehren zu wollen. — Ueberhaupt gleicht das ganze Wesen dieses Hauses nicht dem Hofhalte eines Königs von Frankreich. Hier ist ja eine so schwüle und drückende Atmosphäre, wie in dem Harem des Sultans von Aegypten."

Hiebei warf er einen flüchtigen und stechenden Blick auf die Chateauroux. Diese schnellte empor, wie eine getretene Schlange.

„Königliche Hoheit befindet sich in einem Krankenhause," sagte sie. „Die Atmosphäre des Krankenhauses mag für Sie allerdings empfindlich sein. Aber Eure Hoheit sollte doch für den Zustand Seiner Majestät einige Rücksicht haben."

„Ein Krankenhaus, — richtig! Ganz Frankreich

spricht von diesem Krankenhause," sagte der junge Mann, ohne die Chateauroux anzusehen, welche erblaßte und erröthete in rascher Folge.

„Und ganz Frankreich wird bald von der Rücksichtslosigkeit des Prinzen von Orleans sprechen," sagte die Herzogin.

„Ah," — stieß der Prinz überrascht hervor, wandte sich gegen die Chateauroux, und betrachtete dieselbe schweigend und voll Befremden.

„Wer sind Sie denn eigentlich, Madame?"

„Ich bin die Herzogin von Chateauroux," antwortete sie mit stolz erhobenem Kopfe.

„Die Herzogin von Chateauroux?" that Orleans verwundert. „Wer ist das? Kennen Sie eine solche Person, meine Herren?"

„Eine Herzogin von Chateauroux ist mir wenigstens unbekannt," entgegnete der Herzog von Chatillon.

Ein leises Zittern befiel die Maitresse. In bebender Wuth kniff sie die Lippen zusammen, und ein Ausdruck namenloser Frechheit und Rachsucht funkelte in ihren Augen.

„Dann dürfte die Freundin des Königs von Frankreich den Herren jedenfalls bekannt sein," sagte sie.

Blicke tiefster Verachtung trafen das Weib. Sie aber stand da mit schamloser Stirne, die allgemeine

Verachtung durch ein triumphirendes Hohnlächeln erwiedernd.

„Ich habe verschiedene Gattungen von Thieren beobachtet,“ sagte der Prinz von Orleans, „aber niemals gefunden, daß Thiere ihre Natur verläugnen. Der Vogel nimmt niemals die Gemeinheit schmutziger, giftiger Würmer an, — die Katze steigt niemals zur Gosse des Schweines herab. Aber, meine Herren, eine Frau ist mir begegnet, die, aller Weiblichkeit baar, in ihrer schamlosen Unnatur sich brüstet. — Doch, unsere Geduld ist erschöpft! Augenblicklich öffne die Thüre!“

Joseph warf einen bittenden Blick auf die Herzogin.

„Du hältst auf deinem Posten aus,“ befahl sie. „Hier hat Niemand zu gebieten, als die Majestät, und diese verbietet jeden unberufenen Besuch.“

In des Prinzen Gesicht schoß eine dunkle Gluth.

„He da, Henri!“ rief er einem sechs Fuß hohen Lakaien zu, welcher mit Staunen dem Vorgange bisher folgte. „Nimm diesen Kerl da, und stelle ihn bei Seite.“

Henri trat rasch vor, erfaßte mit der Rechten den Kammerdiener und öffnete mit der Linken die Thüre.

Die Herren durchschritten das nächste Zimmer und betraten sofort des Königs Cabinet.

Der Monarch saß in dem bequemen Rollstuhle,

einen prachtvollen goldenen Becher in der Hand. Neben ihm stand sein Kammerdiener mit einer goldenen Platte. Des Fürsten Aussehen war sehr leidend. Die Hand, welche den Becher zum Munde führte, zitterte. Mit weitgeöffneten Augen, im höchsten Grade überrascht, saß er nun beim Eintritte der Großen des Reiches.

„Ah, meine lieben Vettern von Orleans, von Chatillon und Bouillon!“ sprach er, die tiefen Verbeugungen der Herren durch ein gezwungenes Lächeln erwiedernd. „Seien Sie willkommen in meiner Einsamkeit, — und auch Sie, Monseigneur!“

„Die Trauerkunde von dem Unwohlsein Eurer Majestät trieb uns hieher,“ sagte Orleans. „Nicht blos wir, auch Paris und ganz Frankreich nehmen den innigsten Antheil an Ihrem Leiden, Sire! Gott erhalte Sie, und kürze die Tage der Prüfung.“

„Danke, — danke, für Ihre Theilnahme! Ja, ich bin krank, wirklich krank,“ und er fuhr mit zitternder Hand nach der Magengegend. „Hier sitzt das Uebel und alle meine Glieder sind ergriffen.“

„Wenn das Haupt leidet, ist der ganze Körper krank,“ sprach der Herzog von Bouillon, ein freundlicher Mann in vorgerückten Jahren. „Darum, Sire, ist ganz Frankreich unwohl, da sein Haupt sich leidend

fühlt. In allen Kirchen ruft man zum Himmel für den kranken, vielgeliebten Herrn. Der Himmel aber, dünkt mir, wird Frankreichs Bitten nicht unerhört lassen, da Eure Majestät durch Frömmigkeit dem Himmel dient!"

Ludwig senkte das Auge. Des Herzogs letzte Worte klangen ihm wie Hohn.

„Wie mich das ergreift!" sagte er. „Und doch haben die Aerzte alle Aufregung verboten."

„Vergebung, Sire!" entgegnete Bouillon. „Nur Angenehmes zu sagen, war meine Absicht."

„Natürlich," — versetzte der König mit einem mißtrauischen Blicke. „Kranke schont man und hält Alles fern, was bitteren Beigeschmack vermuthen läßt. — Nochmals, willkommen zu Metz! Seien Sie nicht allzu karg mit Ihren Besuchen."

Die Fürsten verließen das Zimmer, wobei Orleans einen bedeutsamen Blick auf den Bischof von Soissons warf.

Fitzjames blieb zurück. Er bemerkte des Königs Mißfallen über seine Anwesenheit, und hoffte keinen günstigen Erfolg von seiner schweren, nicht gefahrlosen Pflichterfüllung. Er wußte, daß er sich dem Zorne Ludwigs und der Rachsucht der Herzogin von Chateauroux aussetzte, sobald das erste tadelnde Wort über das schmachvolle Verhältniß über seine Lippen kam. Aber Fitzjames war ein wirklich apostolischer Mann.

Nur seinem erhabenen Berufe lebend, verabscheute er alle Berechnung und Feigheit, welche dem bischöflichen Amte vergeben, aus Rücksichten für persönliches Interesse.

Er war zwei Schritte vorgetreten, und stand nun in bescheidener, aber fester Haltung vor dem Könige.

„Gestatten mir Eure Majestät die Erfüllung einer höchst wichtigen Mission," begann er.

„Einer Mission?" fragte Ludwig überrascht. „Von wem haben Sie diese Mission, Monseigneur?"

„Von Gott!" antwortete der Bischof sehr ernst.

„Ah," — entgegnete der Monarch, und es glitt eine Bewegung über sein Gesicht, die ebenso Aerger, wie Betroffenheit ausdrückte. „Hoffentlich ist Ihre Mission angenehmer Art, Herr Bischof."

„Was von Gott kommt, Sire, kann allen Sterblichen nur angenehm sein; denn von Gott kommt nur das Gute."

„Das ist wahr! Was bringen Sie demnach?"

„Ich bringe die Erinnerung an jenen Willen des Allerhöchsten, den er im sechsten Gebote ausgesprochen: — „„Du sollst nicht ehebrechen!""

Der König fuhr zusammen. Seine Augen funkelten und waren zürnend auf den freimüthigen Bischof gerichtet. Dieser aber stand unerschrocken. Das Be-

wußtsein der göttlichen Sendung leuchtete in seinen Zügen und prägte sich in seiner ganzen Haltung aus, so daß der ehrwürdige Greis, wie ein Prophet des alten Bundes, vor dem sündigen Könige stand.

„Mit tiefem Schmerze muß ich Eurer Majestät bekennen, daß ganz Frankreich in namenlosen Schmerz versenkt und jedes christliche Herz empört ist, über das laut schreiende Aergerniß der Herzogin von Chateauroux."

„Bei meiner Ungnade, — bei meinem Zorne, — kein Wort weiter," rief der König ergrimmt.

„Ich fürchte den Zorn des Allerhöchsten, und darum spreche ich zu Ihnen, Sire," entgegnete der Bischof mit erhabener Ruhe. „Bevor ich diesen Schritt gethan, Majestät, habe ich die Möglichkeit erwogen, aus diesem Zimmer in das Gefängniß wandern zu müssen. Aber nicht Gefängniß, nicht der Tod dürfen mich abhalten von dem strengen Gebote meiner Pflicht. Kann das Opfer meiner Freiheit oder meines Lebens Ihre Seele retten, und das schreckliche Aergerniß von Frankreich abwenden, — nehmen Sie immerhin Freiheit und Leben eines Mannes, der Ihre Seele liebt."

„Genug, — genug!" unterbrach ihn der heftig erregte König. „Diese Kränkung hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

„O Sire, allergnädigster König und Herr!“ sprach Fitzjames bewegt. „Betrachten Sie doch die Erfüllung bischöflicher Pflichten, und die Sprache der Liebe und Sorge für Ihr Seelenheil, nicht als Kränkung. Wir alle müssen sterben. Vielleicht morgen schon ist unser Leib dem Staube und die Seele der göttlichen Gerechtigkeit verfallen. Gott richtet auch die Könige. O Sire, fragen Sie das Gewissen, ob Sie in diesem Seelenzustande vor Ihren ewigen Richter treten können. Hat nicht der Herr warnend ausgerufen: „„Wehe dem Menschen durch den Aergerniß kommt?““ Entlassen Sie doch jenes gottlose Weib! Verscheuchen Sie alle nächtlichen Schatten von der erhabenen Würde königlicher Majestät! Befriedigen Sie Frankreich und gehorchen Sie Gott!“

„Schon gut! Sie können gehen!“

„Meine Pflicht ist erfüllt, Sire! Und jetzt, nachdem ich im Namen Gottes und kraft meines bischöflichen Amtes gehandelt, bekenne ich zu den Füßen Eurer Majestät meinen Gehorsam und meine Unterwürfigkeit.“

Wirklich sank der Bischof in die Kniee. Er beugte das Haupt tief herab, so daß die Stirne den Boden berührte. Der König betrachtete das greise Haupt zu seinen Füßen. Diese Verdemüthigung, sowie die Hoch-

achtung vor der Frömmigkeit des Prälaten entwaffneten des Königs Zorn.

„Stehen Sie auf, Monseigneur! Obwohl Sie tief einschneidende Worte gesprochen, bewundere ich doch den Geist, in welchem es geschehen, und achte die Würde, welche Ihnen diese Pflicht auferlegte. — Aber gehen Sie!“

Ludwig erwiederte die Abschiedsverbeugungen des Bischofs durch kein Zeichen. Er sank müde in den Stuhl zurück. Seine Züge verfinsterten sich mehr und mehr. Sein Auge starrte unbeweglich in das Leere.

Von früher Jugend auf in der Befriedigung seiner Neigungen nicht gehindert, und in allen Genüssen schwelgend, hatte er den religiösen Glauben doch nicht verloren. Darum klangen die Worte des Bischofs in seiner Seele kräftig nach. Sein Gewissen erwachte. Die schwere Verantwortung des ärgernißvollen Wandels mußte er sich selbst gestehen. Er fühlte sich krank; er dachte an die Möglichkeit des baldigen Todes, und das Rauschen des göttlichen Zornes durchdrang erschreckend sein ganzes Wesen.

Aehnliche Gefühle hatten ihn zwar früher schon beschlichen. Er wußte, daß sein Leben mit seinem religiösen Glauben nicht harmonirte. Aber die Jugendkraft, die Verlockungen des ausschweifenden Herzogs

von Richelieu, die Genüsse des Sinnenrausches, hatten die Mahnungen des besseren Bewußtseins immer wieder betäubt. Gegenwärtig gab es keine Betäubung. Der Sinnenreiz hatte für den kranken Körper allen Werth verloren. Er fühlte sich tief ermattet, alle Glieder wie gebrochen, und das Herannahen einer schweren Krankheit.

„Mein Gott, — mein Gott, — wo bin ich?“ rief er aus, das Gesicht mit beiden Händen verbergend.

Der greise Bischof stand wieder vor ihm mit dem strafenden Wesen, mit der Androhung des göttlichen Zornes. Schon dachte er an die Nothwendigkeit der Lebensänderung, an die Verbannung der Herzogin. Da fühlte er seine Hand erfaßt und zwei Lippen auf dieselbe gedrückt. Die Chateauroux kniete vor ihm.

„Wie geht es, Louis?“ fragte sie sanft, ihr Auge in das seinige versenkend.

Er zog die Hand zurück. Das Weib erschrack über den irren, fast wilden Blick des Königs.

„Louis, Sie sind angegriffen! Soll ich nach dem Arzte schicken?“

„Mir ist schlecht, — herzlich schlecht! Gehen Sie, Madame!“

„O, schicken Sie mich nicht fort, Sire!“ bat die

schöne Sünderin, vor dem Fürsten knieend. „Ich kann Sie unmöglich in diesem Zustande der Schwäche verlassen.“

„Fragen Sie doch den Bischof von Soissons, — fragen Sie ihn,“ stieß er hervor.

„Ah, — der Bischof, dieser harte, lieblose Mann! O Sire, vergessen sie doch die Worte dieses —“

Sie vollendete den Satz nicht, sondern stieß einen jähen Schrei aus. Der König war in Ohnmacht gefallen. Die Kammerdiener stürzten herein. Der Bewußtlose wurde in das Bett gebracht, wo er, mit ärztlicher Hilfe, allmälig zur Besinnung kam.

Sein erster Blick fiel auf die Herzogin, welche weinend am Bette stand. Er schloß die Augen und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Madame,“ flüsterte der Arzt, „die Ruhe des Königs erfordert, daß Sie sich zurückziehen.“

„Was halten Sie von seinem Zustande?“

Der Arzt zuckte die Achseln.

Sie ging.

Auf ihrem Zimmer angelangt, erzählte sie unter Thränen der Marquise von Flavacourt des Königs verändertes Wesen.

„Das haben wir dem Bischofe von Soissons zu verdanken," sagte die Marquise.

„O ich weiß es! Er hat des Königs Gewissen in Schrecken gesetzt. Aber," rief sie mit funkelnden Augen, „ich werde diesen bigotten Menschen zertreten."

Die Genugthuung.

Ueber die Vorgänge im Palais drangen dunkle Gerüchte unter das Volk. Es hieß, die Herzogin habe den Bischof von Soissons verhöhnt und abgewiesen. Ludwig habe geschworen, eher das Leben, als die Herzogin verlieren zu wollen. Die Aufregung im Volke wuchs. Eine erbitterte Stimmung ergriff alle Gemüther. Die Bürger versammelten sich in den Wirthshäusern und auf den öffentlichen Plätzen. Sie machten ihrem Zorne durch die stärksten Ausdrücke Luft. Viele wünschten sogar die Oesterreicher herbei, deren Heer immer weiter vordrang, um der schmählichen französischen Herrschaft ein Ende zu machen.

Werner saß mit seinen Freunden in der Gartenwirthschaft „Zum weißen Roß." Sie hatten einen langen Tisch besetzt, tranken tüchtig und gossen Oel in die flammende Entrüstung.

„Ich weiß es ganz bestimmt," rief der Gerbermeister

Fritz. „Der fromme Bischof drang vor, bis an des Königs Zimmer. Da kam die verfluchte Chateauroux. Das freche Weibsbild fuhr den Bischof hart an, sie schalt und verhöhnte ihn. Der Bischof duldete Alles und wich keinen Fuß breit von der Stelle. Als nun kein Spott und kein Hohn den frommen Mann vertreiben konnten, da ließ die Chateauroux ihre Lakaien auf ihn los. Diese ergriffen den Bischof und schleppten ihn mit Gewalt aus dem Palais."

„Schändlich, — himmelschreiend, — der Teufel hole diese Herodias," rief es in der Runde.

„O käme doch nur der Prinz Carl, kämen doch nur die Oesterreicher, damit sie uns von dieser Schmach befreiten," rief Werner. „Ja, Bürgen, mein voller Ernst ist's! Muß man sich nicht schämen, ein Franzose zu sein? Von einem solchen Weibsbilde regiert zu werden, — von einer Dirne?"

„Ich stimme dir von Herzen bei, Gevatter!" sagte Roth. „Der ganze Königsstamm taugt nichts mehr, — faul ist er, von der Wurzel bis in den Gipfel hinein. Das Haus Habsburg hingegen ist ein edles, frommes Haus. Die Herzoge von Lothringen sind unsere Stammesfürsten, und so ein Lothringer ist der Gemahl der frommen und mächtigen Maria Theresia, die in einem Jahre die Preußen, die Bayern, die Sachsen und die

Franzosen im Kriege überwand. Stellt doch diese Maria Theresia neben unsern König! Weg mit den Bourbonen, — weg mit diesen verbuhlten Laffen!"

„Nicht so laut, Freunde!" warnte Hirsch.

„Recht hat er!" sagte Werner. „Die ganze Sippschaft der Bourbonen ist keinen Heller werth. — He, Doctor, erzählt uns doch einmal die schöne Geschichte von der Prie! Merkt fleißig auf, Bürger, — ihr könnt alle aus der Geschichte lernen. Ja, merkt auf, — damit, wenn unser Herrgott dem Throne Frankreichs einen solchen Fußtritt gibt, daß er in tausend Stücke zerbricht, ihr auch wißt, warum dies geschehen. — Nun, Doctor!"

Der Angeredete, plötzlich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, schob die Brille über die starke Nasenkrümmung empor, strich das spärliche Haar seines alternden Hauptes, und versuchte, dem gutmüthigen Gesichte einen ernsten Ausdruck zu geben. Der „Doctor" war kein vollendeter Arzt. Er hatte einige Schulen durchgemacht und es schließlich bis zum Bader gebracht. Da er jedoch viele praktische Kunstgriffe besaß, und auch einige Kenntnisse in der Heilkunst, so nannten ihn die Bürger gemeinhin den „Doctor."

„Euer Ansinnen ist gerade nicht loyal, Meister Werner," sagte er. „Die Geschichte von der Prie soll

ich erzählen? Ist das nicht eine Schale Wasser über den letzten Funken Ehrfurcht vor dem Regentenhause?"

„Immerhin, — die Geschichte, Doctor! Ihr sollt uns kuriren. Ihr sollt den Bürgern da den Staar stechen, damit sie sehen, was für Leute Frankreich regieren."

„Gut, ihr sollt die Geschichte haben!" entgegnete der Doctor, stieß eine gewaltige Tabakswolke hervor und begann:

„Ihr wißt, Freunde, daß Ludwig XV. mit einer spanischen Prinzessin verlobt war, und daß die Prinzessin zu Paris lebte."

„Das wissen wir!"

„Als nun der Herzog von Bourbon die Regentschaft übernahm, da schickte er eines Tages die spanische Prinzessin heim, weil er plötzlich fand, daß sie zu jung sei. Diese Entdeckung machte er jedoch im Grunde deßhalb, weil er die Orleans haßte, und weil der schlaue Herzog wollte, daß seine Halbschwester, die Prinzessin von Vermandois, Königin von Frankreich werden sollte."

„Drei höchst vernünftige Gründe," meinte Roth. „Die heimgeschickte spanische Prinzessin wird sich ohne Zweifel damit getröstet haben."

„Weil aber der schlaue Herzog ohne Aufsehen und

ohne Absichtlichkeit seine Schwester auf den Thron prakticiren wollte," fuhr der Doctor fort, „darum befahl er allen französischen Gesandten im Auslande, sie sollten die Bildnisse sämmtlicher Prinzessinen Europa's einsenden, die etwa für eine französische Königin taugten. Es kamen neun und neunzig Bildnisse, darunter vier und siebzig protestantische und fünf und zwanzig katholische. Der gut katholische Herzog verwarf alle protestantischen, bis auf eine, — die Tochter des Königs Georg I. von England. Alle übrigen taugten nichts. Und wenn der kluge Herzog das französische Volk gefragt hätte, würde es ihm gesagt haben, daß die englische am wenigsten tauge. — Unter den fünf und zwanzig katholischen fand der gute Herzog gleichfalls nur eine einzige würdige, und diese einzige würdige war zufällig — seine Schwester, die Herzogin von Vermandois, ein Mädchen von sehr großer Schönheit. Nun wurde der Hof und der Staatsrath versammelt. Die beiden Bildnisse wurden vorgelegt. Alle verwarfen die Engländerin. Des guten Herzogs Schwester mußte also Königin werden, — was dem Manne insoferne gerade nicht unangenehm war, als er hiedurch für alle Zukunft den größten Einfluß auf die Regierung Frankreichs erhielt."

„Nun gebt Acht, jetzt kommt's," sagte Werner.

„Die schöne Prinzessin von Vermandois befand sich in einem Nonnenkloster, wo sie in allen christlichen Tugenden erzogen wurde. Ich selbst hatte einmal das Glück, sie zu sehen, und kann euch versichern, daß mir noch kein reineres Wesen begegnet ist. — Der gute Herzog-Regent hatte neben seiner Frau noch eine sehr intime Freundin. Sie hieß: Marquise de Prie. Die Prie war eben so muthig und kühn, wie die Chateauroux, — hatte auch eine eben so große Freude am Regieren, wie die Chateauroux. Weil nun die Prie eine sehr kluge Dame war, darum wollte sie erforschen, was so eine Person, wie sie, von der künftigen Königin von Frankreich zu erwarten habe. Sie begab sich demnach in das Kloster, worin die Prinzessin sich befand, um ihr das bevorstehende Glück zu melden. Wie nun die schöne Prinzessin die Freundin ihres Bruders vor sich sah, da erröthete sie tief und schämte sich. Denn die Herzogin hatte im Kloster gelernt, daß Ehebruch und Unzucht sehr große Sünden seien."

„„Ich darf nicht verschweigen,"" sagte die Prie, „„daß die Wahl der königlichen Braut nicht ohne meinen Einfluß geschah. Haben Sie den Thron

Frankreichs besteigen, dann wird die Königin sich des Dienstes der Marquise erinnern.““

„„Sie täuschen sich, Madame!““ sagte die schöne Herzogin. „„Die Königin von Frankreich würde niemals dulden, daß die Großen des Reiches, durch Verachtung der göttlichen Gebote, ein so schmähliches Aergerniß dem Volke geben.““

„Brrr, — prächtig!“ riefen die Bürger.

„Die Prie biß in die Lippen, und schwur, daß die fromme Prinzessin niemals Königin von Frankreich werden solle. Und so geschah es. Der gute Herzog von Bourbon gab vor, die Vermandois könne nicht Königin werden, weil sie seine Schwester sey[1].“

„Das ist schändlich!“ riefen die Bürger.

„Da könnt ihr sehen,“ rief Hirsch, „was für eine Rolle die Dirnen in Frankreich spielen.“

„Wartet nur, es ist noch nicht fertig,“ sagte Werner.

„Weil nun die Prie eine Königin wollte, die von ihr abhing, die auch ihre Freundschaft mit dem guten Herzoge von Bourbon duldete, darum fiel ihre Wahl auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus. Dieser Stanislaus wohnte zu Weißenburg

1) Schlosser, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 169 ff.

lebte von einem knappen Gnadengehalte Frankreichs und nagte am Hungertuche. Die Prie reiste selber nach Weißenburg. Der arme Polenkönig vergoß Thränen der Freude über den Heirathsantrag. Die Prinzessin Marie, ein demüthiges Geschöpf, in der Verbannung und im Elende aufgewachsen, schwur der Prie ewige Dankbarkeit. Eine solche Braut entsprach den Absichten der Prie. Und darum, meine Freunde, ist Marie, die Tochter jenes Polenkönigs, gegenwärtig Königin von Frankreich. — Das ist die Geschichte von der Marquise de Prie."

„Ja, und zugleich ein Blick in die Vorgänge am Hof," rief Werner zornig. „Weiber regieren uns, — und was für Weiber? Gottvergessene, elende Geschöpfe! Wie lange soll das noch so fort gehen? Wie lange sollen wir diese Schmach ertragen? Kämen doch nur die Oesterreicher!"

„Bst, — bst — Gevatter schweig!" sagte Roth, als eben ein Lakai, in Begleitung eines Gensdarmen, in den Garten trat.

Es entstand eine Pause.

„Der König ist schwer krank, die Aerzte sollen ihn aufgegeben haben," sagte der Doctor sehr laut, in der offenbaren Absicht, von dem Lakaien gehört zu werden. „Der König wird falsch behandelt. Ich

wollte den König heilen, — unfehlbar heilen, aber nur unter der Bedingung, daß mir die Chateauroux im Palais nicht begegnet."

„Wohl gesprochen, Doctor!" lobte Werner.

„Ihr getraut Euch, den König zu heilen?" fragte Hirsch verwundert.

„Ganz sicher!" antwortete der Gefragte mit großem Selbstgefühle. „Ich habe seine Krankheit ausgekundschaftet, und behaupte, daß er falsch behandelt wird. Ja, ich kann ihn kuriren! Aber, wie gesagt, nur unter der Bedingung, daß die Chateauroux durch ihre Gegenwart den Segen meiner Heilung nicht verdirbt. Denn an Gottes Segen ist Alles gelegen, — sogar bei den Krankenheilungen. Wo aber die Chateauroux ist, da kann Gottes Segen nicht sein."

„Der mit dem Barte dort, ist Euer Mann," hatte der Gensdarm zu dem Lakaien gesagt, und zugleich auf Werner hingedeutet.

Der Lakai legte die Hand auf Werners Schulter.

„Ich ersuche Euch, mit mir zu gehen."

„Mit Ihm? Wohin denn?"

„Zum Könige."

Die Bürger rissen die Augen weit auf. Sie blickten auf den Gensdarm und fürchteten für Werners Sicherheit.

„Zum Könige!“ rief der Grobschmied aufspringend. „Gott sei's gedankt! Nun soll der König einmal die Wahrheit hören. Der König soll erfahren, wie das Volk denkt!“

„Langsam, Gevatter!“ sprach Roth der Metzger. „Du gehst nicht allein, wir Alle gehen mit. Wir Alle denken ebenso wie Werner, — nicht wahr, Bürger?“

„Jawohl, wir Alle!“

„Seid unbesorgt, Leute!“ sagte der Lakai. „Meister Werner geschieht kein Schaden. In einer Stunde ist er wieder bei Euch.“

„Aber der Gensdarm?“ fragte Roth argwöhnisch.

„Zeigte mir den Ort, wo Werner zu finden ist.“

„Seid doch ruhig, Freunde!“ sprach der Grobschmied. „Weshalb sollte mir Leid geschehen? Weil ich die Wahrheit sage? Ich fürchte nichts! Bleibt beisammen, bis ich wieder komme. Bin ich aber in zwei Stunden nicht zurück, dann seht nach, wo ich geblieben bin.“ —

Die ohnmächtigen Anfälle des Königs hatten sich im Laufe der Nacht wiederholt. Mit dem Morgen befiel den Kranken ein tiefer, todtähnlicher Schlaf, aus dem er gegen Mittag, im höchsten Grade erschöpft, erwachte.

Die Aerzte erklärten die nahe Auflösung des Fürsten.

Der Prinz von Orleans übernahm es, den Spruch der Aerzte dem Monarchen in möglichst schonender Weise mitzutheilen.

„Ich verstehe, Vetter Orleans!“ sagte Ludwig mit matter Stimme. „Ja, ich fühle den nahenden Tod. Wehe mir, — ich bin verloren, — ewig verloren!“ — und es befiel den König eine namenlose Angst[1]).

„Gott ist barmherzig, Sire! Er wird Ihnen vergeben.“

Der Monarch schüttelte verneinend das Haupt. Seine Hände faßten krampfhaft die Decke, seine Augen starrten abschreckend in das Leere.

„Ich habe der göttlichen Barmherzigkeit gespottet, — habe Jahre lang in schmählichen Verhältnissen gelebt, — ganz Frankreich zum Aergernisse, — wehe mir!“

„Verzweifeln Sie nicht, Sire! Fassen Sie Vertrauen zu Gott. Denken Sie an die Parabel vom verlorenen Sohne.“

„Den Bischof von Soissons, — um Gotteswillen, — schnell, — den Bischof!“ stöhnte Ludwig in Todesängsten.

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 252.

Der Bischof kam. Er verweilte lange bei dem Kranken. Sodann trat er in das Vorzimmer, wo er dem Kammerdiener einen Auftrag gab.

Die Prinzen umdrängten den Prälaten. Dieser winkte, und sie folgten in das Cabinet.

Ludwig lag laut betend und die Hände gefaltet.

„Meine Herren!“ begann der greise Bischof. „Mit Hilfe der göttlichen Gnade hat unser allergnädigster König und Herr seine Fehltritte erkannt, und er bereut sie tief. Darum habe ich dem reuigen Bekenner, kraft meines priesterlichen Amtes und der Vollmacht des barmherzigen Gottes, die Lossprechung von seinen Sünden ertheilt. Damit jedoch das gegebene Aergerniß möglichst gesühnt werde, ist unser allergnädigster Herr entschlossen, öffentlich seine Vergehen zu verdammen, — vor Ihnen und vor dem Volke.“

„Ja, — ich verdamme meinen Wandel, — ich bereue, — ich bereue aufrichtig, — Gott sei mir gnädig!“ stöhnte Ludwig.

Fitzjames begann die Gebete pro agonizantibus.

Unter Perusseaus Anleitung errichteten die Kammerdiener einen kleinen Altar. Auf den weißbedeckten Tisch wurden vier brennende Kerzen und ein Cruzifix gestellt. In einer silbernen Schale glühten Kohlen, und duftende Wohlgerüche stiegen aus der Schale em-

vor. Der Altar sollte dazu dienen, das heilige Sakrament zu tragen.

Im anstoßenden Zimmer harrten die Herzogin von Chateauroux und ihre Schwester, die Marquise von Flavacourt, in banger Sorge der kommenden Dinge.

Bleich und kalt, wie ein Marmorbild, saß die Herzogin. Sie saß der Flügelthüre gegenüber, welche in das Krankenzimmer führte. Zuweilen lauschte sie auf die Vorgänge außerhalb, sie schrack zusammen, dann flog eine dunkle Gluth über ihr Gesicht, das im nächsten Augenblick wieder bleich war, wie zuvor. Sie hatte die klagende Stimme des reuigen Sünders vernommen, und ein verächtliches Lächeln schlich durch ihre Züge. Im Bewußtsein der vollen Herrschaft über den König hoffte sie immer noch. Allein sie kannte den unbeugsamen Bischof und fürchtete Alles von dessen Strenge. Und in solchen Augenblicken, wenn sie an den Bischof dachte, durchschauerte ein nervöses Zucken ihren Körper, die Hände ballten sich, in den Augen funkelte es, und der glühendste Haß entstellte das reizend geformte Angesicht.

Nicht so gefaßt erschien die Marquise. Bei jedem Geräusche stand sie lauschend an der Thüre. Sie schritt unruhig hin und her, sie rang die Hände, ihr ganzes Benehmen drückte die größte Bestürzung aus.

„Was hälst Du von unserer Lage, Louise?“ flüsterte sie.

„Angenehm ist dieselbe gerade nicht!“ antwortete die Chateauroux bitter. „Aber Louis ist ein Feigling. Weil die Krankheit ihn schüttelt, darum vergißt er alle Liebe, alle Schwüre. Darum krümmt er den Rücken unter der Zuchtruthe dieses bigotten Bischofs.“

„Und darum wird er uns Schmach anthuen!“ sagte die Flavacourt.

„Schmach? Man muß die Schmach verachten,“ entgegnete die Herzogin stolz. „Allein er ist dessen nicht fähig, ich glaube es nicht. Er hat eine zerknirschte Beichte abgelegt, er wird das Abendmahl empfangen. — An die Versprechungen aber, die er vor Gott ablegte, wird er in einigen Tagen ebenso wenig denken, wie er gegenwärtig an seine Liebesschwüre denkt.“

„O könnte ich Deine Hoffnungen theilen,“ sagte die Schwester.

„Ha, — dieser Fitzjames, dieser Frömmler,“ sprach die Herzogin glühend. „Oder vielmehr diese Bischöfe, — diese Macht der Religion, — diese Einflüsse des Aberglaubens im achtzehnten Jahrhundert auf Herz und Gemüth eines Königs! Ich hasse die Religion, ich möchte sie vernichten! Die letzte Stunde des religiö-

ſen Aberglaubens kann nicht mehr fern sein, — und daß sie bald ſchlägt, dieſe Stunde, dies ſoll, — ich ſchwöre es in dieſem ſchrecklichen Augenblicke, dies ſoll die Seele, die Triebfeder meines ganzen Strebens ſein. Mit Voltaire und ſeinen Genoſſen will ich auf das Engſte mich verbinden. Seinen Spott will ich anfeuern, damit er in Strömen ſich ergieße über den Aberglauben. Mit Friedrich von Preußen, mit den Freigeiſtern der ganzen Welt will ich Bündniſſe ſchließen, und wir wollen nicht ruhen, bis die Altäre geſtürzt und die Herzen frei ſind.“

Kaum hatte ſie das letzte Wort geſprochen, als die Flügelthüre weit aufging. Man ſah die Prinzen von Geblüt, einige Großen des Reiches, den Marſchall Belleisle und den ſchlichten Werner, welcher ſeinen breitkrämpigen Hut in den Händen drehte, und mit Blicken des höchſten Erſtaunens umherſah. In dem Krankenzimmer herrſchte tiefe Stille. Es nahten leiſe Tritte der geöffneten Thüre, die Blicke aller Anweſenden ruhten auf beiden Schweſtern.

Die Marquiſe hatte ſich den Blicken entzogen, indem ſie bei Seite trat. Die Herzogin blieb regungslos ſitzen, aber an die Stelle der Bläſſe war ein tiefes Roth getreten.

Der Biſchof von Soiſſons trat unter den Eingang.

Er trug die priesterliche Kleidung, — den weissen Chorrock, den violetten Kragen und die goldgestickte Stola. Ein Blick strafenden Ernstes fiel auf die Chateauroux, welche immer noch regungslos da saß, und dann auf die Marquise, welche sich in den Hintergrund des Zimmers geflüchtet hatte.

„Ihr Damen," sprach der Bischof mit lauter Stimme, „der König von Frankreich befiehlt, daß Ihr augenblicklich dieses Haus verlasset [1])."

Die Marquise stürzte hinaus, mit Schamröthe übergossen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Die Herzogin befiel ein leises Zittern. Sie starrte den Prälaten einige Sekunden schweigend an. Sodann erhob sie sich, und schritt nun, mit hochaufgerichtetem Haupte, stolz und langsam durch das Krankenzimmer.

Der Bischof von Soissons trat mit einer leisen Frage zu dem Kranken. Dieser nickte bejahend.

„Ihr Herren Prinzen von Geblüt, Ihr Großen von Frankreich, und Ihr, Meister Werner, als Stellvertreter des Volkes," begann der Prälat gegen die Versammlung gewandt, „der König hat mich beauftragt, Euch kund zu thun, daß er aufrichtige Reue

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 252.

fühlt über das Aergerniß, das er dem Lande gab, indem er so, wie er that, mit Madame Chateauroux lebte. Er bittet deßhalb den Allmächtigen um Verzeihung [1])."

Die Prinzen und Großen hatten mit sichtlicher Genugthuung diese Worte vernommen. Meister Werner stürzten Thränen aus den Augen.

Durch die Vorzimmer klang ein silberhelles Klingeln. Das heilige Sakrament, von Pater Perusseau getragen, kam. Alle Anwesenden knieten nieder. Der Bischof verrichtete einige Gebete, sodann erhob er sich.

„Majestät," sprach er, „die Gesetze der Kirche verbieten, einem Kranken die heilige Wegzehrung zu reichen, so lange die Concubine in der Nähe ist. Die Zeit drängt. Eure Majestät hat nur wenige Augenblicke noch zu leben. Eilen Sie, die nöthigen Befehle zu geben [2])."

„Ich bin zu Allem bereit, — Gott sei mir gnädig!" sagte der geängstigte Fürst. „Marschall Belle-isle, führen Sie augenblicklich die Chateauroux und deren Schwester weg, — weit weg. Schenkt mir Gott das Leben, dann sollen sie für alle Zukunft min-

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 253.
2) Ebendaselbst.

destens fünfzig Meilen von meinem Hoflager sich entfernt halten."

Belleisle ging.

„Monseigneur," bat der König, „eilen Sie, bevor es zu spät ist."

„Da Eure Majestät das Vergangene bereut, für das gegebene Aergerniß öffentliche Genugthuung geleistet, und die Schwestern für immer verbannt bleiben, so steht der Einkehr des Herrn bei Ihnen nichts mehr im Wege."

Er trat zum Altare und die religiösen Ceremonien nahmen ihren weiteren Verlauf.

Der jähe Sturz der Herzogin von Chateauroux hatte sich im Augenblicke durch das ganze Palais verbreitet. Die Kammerdiener, die Lakaien, bis zum letzten Stallbedienten bildeten gleichsam eine elektrische Kette, an der sich mit Blitzesschnelligkeit das Ereigniß fortpflanzte.

Die Herzogin hatte ihre stolze Haltung keinen Augenblick verloren. In ihrer Wohnung angelangt, befahl sie einer Kammerzofe, den Wagen sogleich vorfahren zu lassen. Während diese forteilte, bezeichnete sie einer zweiten und dritten Kammerfrau die Kästchen, welche in den Reisewagen gebracht werden soll-

ten. Die Kästchen enthielten kostbaren Schmuck, Geschenke des Königs.

Marschall Belleisle trat ein. In schonender Form entledigte er sich des erhaltenen Befehles.

„Fünfzig Meilen vom Hoflager entfernt!“ rief die Chateauroux bitter. „Nun, der König hat einen sehr großen Glauben von meiner Macht. Vielleicht hätte er besser gethan, mich zu den Kaffern zu verbannen; denn wahrscheinlich ist eine Entfernung von fünfzig Meilen nicht groß genug, die bedrohte Majestät gegen die furchtbare Herzogin zu schützen.“

„Ich beklage diesen Vorfall, Madame!“ sagte Belleisle. „Hoffentlich schwindet des Königs üble Laune mit der Krankheit.“

„Sie mögen dies hoffen, Herr Marschall! Ich hoffe nichts, und will nichts hoffen. Ich beklage den König, und verachte sein Verfahren.“

Die Kammerzofe kehrte zurück.

„Die Bedienten weigern sich, Ihre Befehle zu vollziehen,“ sagte sie.

Die Chateauroux blickte erstaunt auf. Sogleich aber begriff sie ihre Lage.

„Da ich weder Pferde noch Wagen besitze, und die Bedienten der Majestät mir des Königs Equipage

verweigern, müssen wir eben zu Fuß die Stadt verlassen," sagte sie.

„Dies geht nicht!" versetzte Belleisle. „Sie würden sich hiedurch der größten Gefahr aussetzen. Die rohe Masse ist erbittert. Die wilde Raserei des Volkes dürfte sogar Ihr Leben gefährden."

„Sie haben Recht, Herr Marschall! Wie veränderlich, wie undankbar doch die Menschen sind! Eben noch beugten sich Alle vor mir. Vielen habe ich Wohlthaten erzeugt. Alles ist vergessen! Mein Wink, mein Blick beherrschte alle diese Puppen, und jetzt trotzt mir jeder Stallknecht."

„Ich habe meinen Wagen bei mir, Madame! Er steht zu Ihrer Verfügung."

Zehn Minuten später verließ der Wagen des Grafen Belleisle, mit verhängten Fenstern, die Abtei und die Stadt. Er brachte die Herzogin mit ihrer Schwester nach einem Landhause, drei Meilen von Metz. Nach kurzer Rast wurde die Reise auf einem schlichten Bauernwagen fortgesetzt. —

Im Garten zum „weißen Roß" harrten die Bürger voll Ungeduld Werners Rückkehr. Endlich kam er. Alle umdrängten ihn. Der Grobschmied erschien sehr angegriffen, und hatte sein ungestümes Wesen mit tiefem Ernste vertauscht.

Von wiederholten Ausrufungen seiner Zuhörer unterbrochen, erzählte er die Vorgänge am Hofe.

„Danken wir Gott, Bürger," schloß er, „daß der König zur Besinnung kam. Die Dirne ist fort, — fünfzig Meilen weit verbannt. Wir werden von keiner Buhlerin mehr regiert, Frankreich wird nicht mehr geschändet, das Haus des Königs ist rein."

„Und Alles dies haben wir dem frommen Bischofe zu verdanken," sagte Roth, der Metzger. „Er ist in Wahrheit Johannes der Täufer; denn er vertrieb, mit Gefahr für seine Sicherheit, die gottlose Herodias."

„Wir müssen den Bischof ehren, die ganze Bürgerschaft muß ihm danken."

„Jawohl, — wir müssen ihm danken!"

„Das ist überflüssig, Bürger," sagte der Doctor mit gelehrter Miene.

„Ueberflüssig?" rief Werner. „Meine rechte Hand und den Arm dazu für das, was der ehrwürdige heilige Mann an uns gethan."

„Ich sage Euch, es ist überflüssig," wiederholte der Doctor.

„Pfui, Keßler, pfui," — schallte es im Kreise.

„Hört mich an, Bürger!" rief der Doctor. „Ich sage, der Bischof hat nur seine Pflicht gethan, und darin liegt für ihn der schönste Dank. Wozu ist die

Geistlichkeit da? Predigt sie nur dem gemeinen Volke? Zügelt und straft sie nur die Leidenschaften der niederen Menge? Weit gefehlt! Eine Geistlichkeit, welche fürstliche Sünder lobt und arme Sünder schilt, ist, bei Gott, nicht werth, daß sie besteht. Auch Königen muß die Geistlichkeit den Spiegel des göttlichen Gesetzes vorhalten, und dies haben Bischöfe und Päpste stets gethan. Seht, vor grauen Jahren war ein König in Frankreich, Philipp August hieß er, ein mächtiger Herr. Dieser verstieß sein Weib und nahm eine andere. Es war damals gerade, wie heute. Die Großen des Reiches schwiegen, und ließen den König gewähren. Kein Mensch kümmerte sich um die arme, verstoßene Königin, welche im Kloster saß und weinte. Die Bischöfe aber und der Papst waren nicht still. Sie bedrohten Philipp August mit dem Kirchenbanne, wenn er das Kebsweib nicht entlasse und die Königin nicht zu sich nähme. Philipp August, stolz auf seine Macht, verlachte die Drohungen des Papstes und die Ermahnungen der Bischöfe. Da verhängte der Papst das Interdikt über ganz Frankreich. Keine Messe durfte gelesen, keine Glocke durfte geläutet, kein Todter durfte vom Priester begraben werden — in ganz Frankreich. Das ganze Land lag im Banne wegen des Königs Ver-

brechen. Jetzt wurde dem stolzen König bange. Das Volk murrte, seine Krone wackelte, — er mußte sein ehelich Weib wieder nehmen. — Seht, so macht die katholische Kirche über die Sittlichkeit, so straft sie das Verbrechen an Königen, wie an Bettlern. Ja, die katholische Kirche ist wirklich Gottes Mund auf Erden, darum bin ich auch stolz darauf, ein katholischer Christ zu sein. Und wie jener Papst Innozens III. verfuhr, so verfuhren andere Päpste mit den ehebrecherischen Königen Lothar, mit Heinrich VIII. von England, mit dem unbändigen Kaiser Heinrich IV. Jederzeit waren die Päpste Wächter der Sittlichkeit und der göttlichen Ordnung. Glaubt mir, Bürger, ohne die Päpste gäbe es längst keine Ehe, keine Familie mehr. Die Kleinen würden den Großen bald nachahmen im Schlechten, Alles würde umgestürzt, die ganze Gesellschaft über den Haufen geworfen. — Darum hat auch der fromme Bischof nur seine Pflicht gethan, — Euer Dank ist eitel, — Gott wird ihm vergelten."

„Ihr habt wohl gesprochen, Doctor!" sagte Werner. „Gott wird's dem frommen Bischof lohnen. Unser Dank ist zwar eitel, aber wir sind ihn schuldig, und man soll Niemand etwas schuldig bleiben."

Kaum wurde die Sinnesänderung des Monarchen

und die Verbannung der Chateauroux bekannt, als sich die Kirchen mit Betenden füllten. Man bestürmte den Himmel für die Genesung des Kranken.

Den Platz vor dem Palais besetzte eine harrende Volksmenge. Die Aeußerungen des Zornes waren verstummt. Das Volk verhielt sich ruhig. Es wollte durch seine Gegenwart Theilnahme und Liebe für den Landesherrn ausdrücken. Und so bewährte sich auch hier die alte Erfahrung, daß Fürsten nur dann die Herzen des Volkes besitzen, wenn sie dieselben durch Mannhaftigkeit und Tugend verdienen.

Die Oesterreicher.

Das schimpfliche Verhältniß zwischen Ludwig XV. und der Chateauroux war gelöst. Frankreich dankte Gott für die Beseitigung dieser Schmach. Die ungetheilte Aufmerksamkeit der Franzosen war jetzt auf die Oesterreicher gerichtet, welche in Lothringen immer weiter vordrangen.

Maria Theresia hatte nämlich Deutschlands Erbfeind aus Böhmen und Bayern hinausgeworfen. Die Franzosen rückten an den Rhein. Die Oesterreicher folgten ihnen. Es wurden einige Treffen geliefert, und die Franzosen wurden geschlagen.

Maria Theresia begnügte sich mit der Vertreibung des Feindes nicht. Sie wollte Elsaß und Lothringen, diese schönen deutschen Länder, den Franzosen entreißen.

Herzog Carl von Lothringen, Maria's Schwager

und Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, überwinterte am Oberrhein. Mit dem Frühlinge setzte er den Feldzug fort. Die Bayern, Frankreichs Bundesgenossen, hüteten bei Philippsburg den Rhein, — nicht gegen den Reichsfeind, sondern gegen die Deutschen. Marschall Coigny zog seine Linien von Weißenburg bis Mainz. Der österreichische Feldmarschall, Graf Traun, der ausgezeichnetste Stratege seiner Zeit, täuschte durch Kreuz- und Querzüge die Franzosen. Während Coigny jeden Augenblick seine Stellungen verändern mußte, bald da, bald dort den Uebergang der Oesterreicher befürchtend, überschritten diese unvermuthet bei Philippsburg und Weißenau den Strom. General Seckendorf bekämpfte zwar mit zwanzigtausend Mann die in Kähnen übersetzenden Oesterreicher. Er wurde zurückgeworfen, und vereinigte nun sein Heer mit der Armee Coigny's.

Unverweilt stürmten die Oesterreicher auf den Feind los. Sie durchbrachen dessen Linien und eroberten die Veste Weißenburg. Rasch nach einander verloren die Franzosen alle festen Stellungen. Schon zitterte Straßburg. Der Weg nach Lothringen war frei. Maria's Truppen drangen siegesmuthig vor. Lothringens Berge und Wälder wiederhallten von deutschen Kriegsliedern. Frankreichs stolze Erde dröhnte

unter dem Hufschlage feindlicher Reiterschaaren und dem Tritte deutscher Regimenter.

Die Franzosen verfolgten mit Staunen das unerhörte Schauspiel. Seit langer Zeit daran gewöhnt, Deutschland zu berauben, zu plündern und ganze Länderstriche vom Reichskörper loszureißen, mußten sie jetzt deutsche Siegesbanner im eigenen Lande stolz sich blähen sehen. Von Scham und Grimm getrieben, strengten sie alle Kräfte an, den Feind zurückzuwerfen. Vergebens. Ihre Angriffe endigten mit eben so vielen Niederlagen. Diese erweckten Entmuthigung. Nur ein Beispiel. Coigny hatte bei Straßburg Schanzen aufgeworfen. Seine Stellung war sehr fest. Prinz Carl befahl, die Schanzen zu stürmen. Die Franzosen verließen ohne Kampf die Schanzen und zogen sich nach Mosheim zurück.

Lothringen erblickte in den Oesterreichern keine Feinde, sondern Stammverwandte, Befreier aus fremdem Joche. Dieses ächt deutsche Volk hatte seine Abstammung nicht vergessen. Es ertrug vielfach mit Unwillen die französische Herrschaft. Diesen Unwillen vermehrten Ludwigs schreiender Skandal und die Schmach des Hoflebens.

Kaum wurde in Dörfern und Städten der Anmarsch der Oesterreicher bekannt, als die Bürger von

den öffentlichen Gebäuden die Lilien wegnahmen und jedes Merkmal französischer Herrschaft vertilgten. Die Landleute zogen ihre Festtagskleider an, und begrüßten mit Freuden den Sprößling ihrer alten Herzoge. Die Städte folgten diesem Beispiele.

Zabern prangte im Festschmucke, den Herzog von Lothringen zu empfangen. Vor dem östlichen Thore war ein mächtiger Triumphbogen errichtet. Dort hatte sich die Bevölkerung versammelt, die Geistlichkeit und der Magistrat an der Spitze. Weißgekleidete Jungfrauen trugen Kränze und Blumensträuße. Vor dem Bürgermeister stand ein Tisch, auf dem Tische lag ein Kissen und darauf die Schlüssel der Stadt. Freude und Spannung malte sich in allen Gesichtern. Alle sahen die Straße entlang, gegen Osten. Ein Böllerschuß krachte in der Ferne; die Bevölkerung von Zabern gerieth in lebhafte Bewegung. Man ordnete sich. In der Ferne wirbelten Staubmassen empor, Waffen blitzten im Sonnenscheine, und eine Reiterschaar jagte auf der Straße daher. Immer näher sprengten sie in sausendem Galopp. Die Erde begann zu dröhnen, Waffen klirrten. Bereits waren die stürmenden Reiter auf Schußweite herangesprengt, und es schien, als sollte der wilde Ansturm seine verheerende Bahn mitten durch die zum Empfange

dicht gedrängte Bevölkerung nehmen. In den Gesichtern der Männer las man Verwunderung, in jenen der Frauen und jungen Leute Angst und Bestürzung. Das Gefühl, unter den Hufen der Rosse zertreten zu werden, beschlich schon manches angstvolle Gemüth. Plötzlich schmetterten Trompeten. Die Reiter machten, dicht vor dem Triumphbogen, eine Schwenkung, setzten zu beiden Seiten über die Straße, und hielten nun in langen Reihen auf den Matten. Tausendstimmige Rufe der Bewunderung erfüllten die Luft. Tausend Augen begafften die stattlichen Reiter. Bursche mit vollen Krügen liefen zu den Kriegern heran. Allein ihr Wohlthätigkeitssinn fand keine Befriedigung.

„Warten, Bursche, — warten!“ hieß es.

In raschem Trabe nahte Prinz Carl, von seinem glänzenden Stabe umgeben. Fünfzig Schritte vor dem Ehrenbogen stieg er mit einigen Offizieren vom Pferde. Stürmische Zurufe des Volkes begrüßten ihn.

Der Herzog, ein Mann von schöner Gestalt und kriegerischem Wesen, trat bis unter den Triumphbogen vor, durch einen Griff an seinen Hut die Verbeugungen der Geistlichkeit und des Magistrates erwiedernd.

Der Bürgermeister, mit den Stadtschlüsseln auf

dem Kissen, stand vor ihm. Er hielt eine schöne Rede und überreichte dem Prinzen die Schlüssel.

Herzog Carl entgegnete die Anrede. Er sprach wie ein Soldat, sehr laut, kurz und bestimmt. Aber des Prinzen Stimme wurde weich und es beschlich ihn eine ernste Rührung, als er sagte:

„Dieser wiederholt freundliche Empfang in der Heimath meiner Ahnen rührt mich sehr. Lothringen, dieses schöne deutsche Land, wurde durch die Fremdherrschaft dem Mutterlande nicht entfremdet. Wenn auch äußerlich geschieden, bewahrte es dennoch warm die Erinnerung an die Stammesverwandtschaft mit Deutschland. Die Zeit der Fremdherrschaft ist vorüber. Bald wird der französische Eroberer vollständig aus den Marken Lothringens hinausgeworfen sein."

Neuerdings erschallten Beifallsrufe. Der Prinz bestieg eine mit Eichenkränzen gezierte Kutsche. Sechs prächtige Pferde zogen den Wagen. Auf den Pferden saßen junge Männer in ihren Feiertagskleidern, die Hüte mit bundfarbigen flatternden Bändern geziert. Die Böller krachten wieder; alle Glocken läuteten, das Musikcorps spielte eine Siegeshymne, und von der freudig erregten Menge umwogt, fuhr der Wagen langsam durch die Stadt. An den Häusern hingen Kränze und Fahnen, auf der Spitze des Kirchthurmes

wogte in stolzen Schlägen das deutsche Banner, und aus den Fenstern, von Frauenhänden gestreut, regnete es Blumen und Sträuße auf den Herzog nieder.

So empfing das deutsche Volk den deutschen Fürsten in Lothringen.

Kaum weilte der Herzog in Zabern, als in endlosen Zügen der Durchmarsch der Truppen begann. Drei Tage und Nächte rasselten Kanonen durch die Straßen, zogen die Regimenter zu Fuß und zu Pferd, in bunter Abwechselung vorüber. Am zweiten Tage, von den Segenswünschen der Bevölkerung begleitet, verließ der Prinz gleichfalls die Stadt. Schon streiften Panduren und Rothmäntel bis Luneville, dem Wohnsitze des Königs Stanislaus von Polen. Dieser floh mit seinem Hofe in das Innere Frankreichs.

Von drei Seiten rückten die Franzosen den Oesterreichern entgegen. Marschall Noailles hatte sich bereits mit Coigny und den Bayern bei Molsheim vereinigt. Marschall Belleisle hatte in den lothringischen Bisthümern ein Heer gesammelt und setzte sich jetzt in Bewegung. Herzog Harcourt lagerte bei Pfalzburg mit dreißigtausend Mann. Die Vereinigung dieser verschiedenen Heere zu einer erdrückenden Armee, mußte den Oesterreichern gefährlich werden.

Prinz Carl beschloß, den Herzog von Harcourt rasch anzugreifen.

Plötzlich veränderte er die westliche Richtung seines Marsches, wandte sich mit einer Heeresabtheilung nördlich, und stand unerwartet vor dem Feinde.

Verschiedene Truppenkörper wurden nächtlicher Weile in einen Wald geworfen, der sich im Umkreise von einigen Stunden verbreitete. In die Stellungen dieser Truppen traten sogleich andere, um dem Feinde diese Bewegung zu verbergen.

Unter jenen Truppen, welche in den Wald gelegt wurden, befanden sich auch die Rothmäntel und Panduren, — die früheren Räuber Slavoniens.

Von bewaldeten Höhen eingeschlossen, durch einen engen Paß mit der Außenwelt verbunden, lag ein Wiesenthal. Ueber ihm stand der Mond, und sah mit seinem bleichen Gesichte zur Waldesstille nieder. Die hohen, das Thal umgrenzenden Eichen warfen riesige Schatten über die Wiesen hin, auf denen Pferde zügel- und sattellos grasten. Unter den Bäumen lagen Rothmäntel schlafend, rauchend, flammend oder mit einander flüsternd.

Mathias Skandori, der ehemalige gefürchtete Räuberhauptmann der Karpathen, lehnte am Stamme einer Buche. Er blickte auf einen Haufen getödteter

Gänse, Hühner und Enten, die in seiner Nähe lagen. Zugleich folgte er dem Gespräche einiger Rothmäntel, welche am Boden saßen.

„Zuviel verlangt von uns," sagte ein bärtiger Geselle. „Da haben wir die schönsten Braten und dürfen sie nicht rösten, weil ohne Feuer keine Kohlen zu haben sind, und weil Feuer und Rauch uns dem Feinde verrathen würden."

„Was wir heute nicht essen dürfen, schmeckt morgen desto besser," sagte ein Anderer.

„Wenn du morgen noch deine Kinnbacken gebrauchen kannst, Bernhard," sagte ein Dritter. „Denn morgen wird der Tanz wieder losgehen, und du bist nicht kugelfest."

„Bah, — das Zischen und Pfeifen der Kugeln höre ich fast so gern, wie die Geige," sagte Bernhard. „Da seht auf den Plan, — wie prächtig ließe es sich da tanzen! Aber nicht einmal geigen und tanzen zu dürfen, — es ist abscheulich!"

„Wie man nur so auf das Tanzen versessen sein kann," brummte Gaspari unwillig. „Ich meine, du hättest schon genug getanzt in deinem Leben."

„Erinnerst du dich noch jener Nacht in den Karpathen, Hauptmann," sagte Bernhard lachend, „in der wir tranken und tanzten bis in den hellen Tag

hinein, nachdem wir den Edelsitz in Brand gesteckt, und alle Taschen voll Gold trugen?"

Ueber Skandori's Gesicht zog es finster und drohend.

„Schweig, Dummkopf!" sagte er. „Wie oft hab' ich dir schon verboten, mich „Hauptmann" zu nennen? Wachtmeister bin ich, — ein ehrlicher Wachtmeister, — und der ist mehr werth, als der Hauptmann aller Räuberbanden Ungarns."

„Aber, Hauptmann, — oder vielmehr: Wachtmeister, — es war doch ein lustiges Leben, — denke oft daran."

„Den Schädel schlage ich dir ein, unverbesserlicher Mensch!" unterbrach ihn Mathias zürnend. „Danke Gott dafür, daß du aus einem Spitzbuben ein ehrlicher Kerl geworden bist. Und eins für allemal, merk' dir's, — von den Karpathen will ich gar nichts mehr hören."

Skandori wendete ihm den Rücken.

„Schand für dich!" sagte der Bärtige. „Mathias hat Recht. Die strenge Mannszucht abgerechnet, will ich zehnmal lieber ein ehrlicher Reiter, als ein schlechter Räuber sein."

„Ein schlechter Räuber! Jawohl!" — sagte Bernhard. „Ich für mein Theil bin niemals ein schlechter

Räuber gewesen, — hab' mein Handwerk gut verstanden. Hab' übrigens meiner Königin das Räuberhandwerk abgeschworen, und versprochen, Soldat zu sein, — und das will ich, — basta!"

Er legte sich auf den Rücken und schlief.

Der Bärtige betrachtete noch immer das Geflügel.

„Wie gesagt, es ist unerträglich, am Tische hungrig sitzen und nicht essen dürfen," brummte er. „Will darum schlafen und von dem Braten wenigstens im Traume essen."

Er streckte sich auf das Moos nieder.

Skandori blickte in die mondhelle Nacht hinaus, deren Stille nur durch das Weiden der Pferde, und zuweilen durch das Geschrei der Nachtvögel unterbrochen wurde.

Am Saume des Waldes hin schritten zwei hohe Gestalten. Sie nahten Skandori's Standpunkt. Der Wachtmeister nahm eine ehrfurchtsvolle Haltung an, als eine der Gestalten auf ihn zutrat.

„Du hast doch den Teppich über meinen Rappen gelegt, Mathias? Er war naß geritten."

„Alles in Ordnung, Herr Graf!"

Skandori sah beiden Männern nach, welche den Hügel emporstiegen. In kurzer Zeit standen sie auf dessen Spitze.

„Dort habe ich eine Lichtung bemerkt," sagte der Graf, indem er mit der Hand die Richtung bezeichnend. „Von dort müssen wir die feindlichen Wachfeuer sehen."

Sie schritten eine Strecke schweigend unter den Bäumen hin. Jetzt betraten sie einen lichten Ort, der eine freie Umsicht gestattete. Gegen Westen kannten die Wachtfeuer der Franzosen in einem langen, von dem Hügelzuge begrenzten Kreise.

„Ah, — sehr gut!" sagte Trenk, nachdem er einen Blick auf die leuchtenden Punkte geworfen. „Der Franzose geht in die Falle; er wird uns morgen angreifen."

„In die Falle geht er?" wiederholte Trenk's Begleiter im Tone des Zweifels. „Wie man mir mittheilt, unser Corps beträgt zwanzigtausend Mann, der Franzose ist dreißigtausend stark. Unsere Truppen sind durch Eilmärsche ermüdet, — der Franzose hat ausgeruht; denn er liegt schon vierzehn Tage auf demselben Flecke. Wäre die französische Großsprecherei nur halbwegs Wahrheit, so [illegible] schon auf unser Corps losgestürzt und [illegible]en."

„Sie thun dem Herzoge Unrecht, [illegible]," sagte Trenk im Tone des Spottes. „Der wackere Mann wollte nur erst eine tüchtige Anzahl [illegible]

reichen nähern lassen, um sie dann auf einmal zu verspeisen."

„Vielleicht haben Sie in Wahrheit des Herzogs Absicht getroffen," versetzte Boskay.

Trenk erwiederte nichts. Er sah nach dem Höhenzuge hinüber, und der Mond blickte in das komisch-lustige Gesicht des berühmten Pandurenführers.

„Hannover schlägt ohne Zweifel — mit Tagesanbruch greift er an," sprach Trenk in freudiger Stimmung. „Sehen Sie nur, wie er seine Truppen zusammengezogen hat. — wir wollen ihn tüchtig in den Flanken packen!"

„In dieser Voraussicht wäre es gut, einige Stunden zu ruhen," sagte Boskay.

Sie kehrten zurück, und stiegen den Hügel hinab.

„Apropos!" rief Trenk plötzlich, „Sie erhielten heute, oder vielmehr gestern, kurz vor dem Aufbruche, einen Brief aus der Heimath. Was gibt es Neues in Ungarn?"

„Der Brief kam aus Böhmen," antwortete Boskay kurz.

„Aus Böhmen? Ah, ich errathe — vom Grafen Kyburg, nicht?"

„Ja!" entgegnete der Magyar, eine frühere Erinnerung

„Der Brief machte keinen angenehmen Eindruck," fuhr Trenk fort; „ich habe dies an Ihrem Gesichte deutlich bemerkt. Kyburg gab Ihnen doch keinen Korb?"

Der Graf blieb stehen, und sah den Frager erstaunt an.

„Sie wissen davon?"

„Werde doch die Herzensangelegenheiten meines Kriegskammeraden wissen," versetzte Trenk lächelnd. „Das Fräulein ist wirklich schön, — sehr schön; — hab' sie am Hofe einige Male gesehen," fuhr der Pandurenoberst in seiner geraden Weise fort. „Dabei hat sie eine Art von Sittigkeit und Bescheidenheit, die wirklich gewinnend ist. Wünsche Ihnen Glück, Boskay!"

„Ich darf Ihren Glückwunsch nicht annehmen, Trenk! So weit ist diese Angelegenheit nicht gereift, — wird vielleicht auch niemals so weit reifen."

„Also doch ein Korb?" stieß der Pandur etwas unwirsch hervor.

„Dies gerade nicht! — Hören Sie, Trenk! — Bevor der Feldzug am Rheine begann, eilte ich, wie Ihnen bekannt, auf kurze Zeit nach Wien. Offen gestanden, Agnes war es, die mich hinzog. Ich sah und beobachtete sie: — immer dieselbe engelreine Er-

scheinung. Ich zog Neigung und Verstand zu Rathe, und kam zu dem Schlusse, daß mir an der Seite dieses reizenden und tugendsamen Wesens ein glückliches Leben beschieden sein möchte. Zu einer Erklärung kam es aber nicht. Ich wollte zuerst der Zustimmung ihres Vaters sicher sein. Kyburg habe ich niemals gesehen, aber er wurde mir als ein strenger und sehr empfindlicher Mann geschildert. Da er sich auf seinen Besitzungen in Böhmen aufhielt, schrieb ich an ihn. Gestern erst kam die Antwort."

„Und was schreibt er?" fragte Trenk, als der Magnat zögerte. „Doch keine Absage? Donnerwetter, — ich würde dem Grafen nimmer gut!"

„Er weist meine Bitte gerade nicht zurück," antwortete Boskay. „Allein er spricht von den sehr ernsten Zeiten, die jeden Vaterlandsfreund nur an Kampf, aber nicht an zarte Verhältnisse denken lassen sollen. Er schreibt einige rühmende Worte über meine Thätigkeit und Theilnahme an dem Kampfe gegen die Feinde des Reiches. Endlich kommt er zu dem Schlusse, daß er meine Anfrage zur Befriedigung werde beantworten können, sobald Maria Theresia siegreich und ich der Gegenliebe seiner Tochter versichert sei."

„Nun, was wollen Sie denn mehr?" rief Trenk.

„Bevor zwei Monate vergehen, ist der Franzose aus Lothringen hinausgeworfen. Maria Theresia hat ein schönes deutsches Land dem Reiche zurückerobert. Und was den zweiten Punkt betrifft, so wird Ihnen die schöne Gräfin keinen Korb geben.“

„Sie fassen den Brief, und auch die Verhältnisse, in einem etwas verschiedenen Sinne, wie ich,“ sagte Buskay trübe. „Uebrigens, — lassen wir den Gegenstand fallen. Vielleicht ist das Glück dennoch günstig, und mir ein Loos beschieden, das meine kühnsten Hoffnungen verwirklicht.“

Sie waren durch das Wiesenthal und die Schlucht gegangen. Sie betraten einen herrlichen Hochwald, durch den sie eine Strecke hinschritten.

„Da ist ja unser Quartier,“ sagte Trenck, seinen Mantel auf dem Boden ausbreitend. Buskay folgte seinem Beispiele. Sie streckten sich nieder, und bald verriethen Trenck's tiefe Athemzüge, daß er fest eingeschlafen sei.

Buskay sah zu den dunklen Baumkronen empor, und träumte mit offenen Augen, bis auch ihn der Schlaf überraschte.

Herzog Harcourt hatte Stärke und Stellung des österreichischen Corps ausgekundschaftet. Da er sich in bedeutender Uebermacht wußte, und fürchtete, Prinz

Carl [illegible] Streitkräfte [illegible], so beschloß er, ihn anzugreifen und zu schlagen.

Am Tage zuvor hatten die Franzosen bereits Stellung genommen. Mit dem grauen Morgen rückten sie in aller Stille auf die Oesterreicher los. Letztere schienen wirklich überrascht, und des Feindes nicht gewärtig; denn sie zogen sich zurück. Immer hitziger drangen die Franzosen vor. Plötzlich hielten die Oesterreicher Stand. Ein blutiges Treffen begann. Unausgesetzt krachte das Pelotonfeuer, der Kanonendonner brüllte, und über der Landschaft lagerten die Wetterwolken der Schlacht. Unentschieden schwankte der Kampf. Harcourt bildete eine mächtige und tiefe Colonne, und bedrängte hart den linken Flügel der Oesterreicher. Diese wichen zurück, jedoch zögernd und in bester Ordnung. Da stürmten die Ungarn aus dem Hinterhalte hervor. Ungestüm griffen sie den rechten Flügel des Feindes in den Flanken an. In demselben Augenblicke drangen die zurückweichenden Oesterreicher vor. Die Franzosen geriethen in Verwirrung, und wurden zurückgeworfen. Harcourt verlor den Kopf und räumte mit großem Verluste das Schlachtfeld.

In derselben Nacht verließen die Franzosen ihre

feste Stellung bei Pfalzburg. Die Stadt wurde von den Oesterreichern besetzt.

Der folgende Tag war für die siegreichen Truppen ein Tag der Ruhe und des Vergnügens.

Prinz Carl verlangte im Dienste genaue Pünktlichkeit, und handhabte streng die Mannszucht. Dagegen gestattete er auch den Kriegern alle möglichen Erholungen. Er liebte ein frohes, munteres Soldatenleben, und nahm oft persönlich an den Vergnügungen Theil.

Unweit des Schlachtfeldes lagerten die Truppen auf freiem Felde. Hüte und Helme hatten sie mit Eichenlaub bekränzt. Die umliegenden Ortschaften hatten Speise und Trank in Fülle geliefert, wozu noch einige Wagen trefflichen Weines kamen, welche dem Feinde abgenommen wurden. Es entwickelte sich ein buntes, lebhaftes Getümmel auf dem Felde. Rauschende Musik wechselte mit Liedern und Tänzen.

Auf einer Anhöhe waren Pfähle in den Boden geschlagen und darüber Bretter gelegt worden, so daß Tische und Bänke entstanden. Die Tische waren mit Getränken und Speisen belastet. An den Tischen saßen in langen Reihen die Offiziere, unter ihnen Herzog Carl von Lothringen. Am Fuße des Hügels standen zwölf erbeutete Kanonen, die zuweilen ihren

Donner unter die Siegesfreuden mischten. In der nächsten Umgebung des Prinzen saßen Radasti, Bärenklau, Wurmbrand, Menzel und andere berühmte Generäle. Die vorzüglichste Stimmung herrschte in der Gesellschaft. Die steife Haltung des Rangunterschiedes war brüderlicher Kammeradschaft und familiärer Vertrautheit gewichen.

Prinz Carl ließ eben wieder sein Auge über die schöne und reiche Landschaft hinschweifen.

„Ein prächtiges Land!“ sagte er. „Das deutsche Reich ist wirklich einer seiner kostbarsten Perlen beraubt gewesen.“

„Und das Volk durch und durch deutsch, — seine Sitten, seine Sprache, seine Denkweise,“ sagte Wurmbrand, ein kleiner starkgebauter Mann, mit hellen Augen und strengen Zügen. „Man hätte diese Perle längst zurückfordern sollen. Eine Schmach für Deutschland, wenn es sich von seinem Erbfeinde das Schönste rauben läßt.“

Der Herzog nickte trübe.

„Mit der Lebenskraft eines Körpers ist es freilich schlecht bestellt,“ sagte er dann, „der sich die edelsten Glieder wegschneiden läßt. Hoffentlich macht die Gegenwart die großen Fehler der Vergangenheit wieder

aus, und löscht alle Schmach des deutschen Namens aus."

Von der Ebene herauf schallte, von einigen hundert Männerstimmen gesungen, eine ergreifende Melodie. Der lebhafte Verkehr unter den Offizieren verstummte. Alle lauschten der gewaltigen Weise.

Die Truppen sangen:

> Prinz Eugenius, der edle Ritter,
> Wollt' dem Kaiser wiedrum bringen
> Stadt und Festung Belgarad.
> Er ließ schlagen einen Brucken,
> Daß man kunnt' hinüber rucken,
> Mit der Armee wohl für die Stadt.

„Wie rasch Prinz Eugen volksthümlich geworden, den das Volk so schön den „„edlen Ritter"" nennt," sagte Bärenklau. „In ganz Deutschland gibt es keine Stadt, kein Dorf, wo man nicht den Prinzen Eugen kennt, in Liedern nicht preist. Ein Beweis, wie ich glaube, daß jene gewaltigen und blutigen Kämpfe, welche das Haus Habsburg gegen den Halbmond geführt, dem innersten Leben und Denken des deutschen Volkes entsprangen."

„Sie haben Recht," entgegnete Radetzky. „Aber Ungarn ist kein deutsches Land, wie Lothringen. Und wenn gegenwärtig das Haus Habsburg alle Kräfte anspannt, dem Reichskörper ein getrenntes Glied wie-

der einzufügen, so ist Ruhm und Ehre dieses Kampfes politisch noch größer und für jeden Vaterlandsfreund noch begeisternder."

Quer über das Feld herüber sprengte ein Reiter gegen den Hügel heran. Die Offiziere bemerkten den stürmenden Reiter.

„Eine Stafette," hieß es.

Die Unterhaltung stockte; man beobachtete den Reiter.

Einige Minuten später lag eine Depesche in der Hand des Herzogs von Lothringen. Bange Ahnung hatte die Anwesenden ergriffen. Der Prinz löste sogleich das Siegel, und Aller Augen hingen erwartungsvoll an den Mienen des Lesenden. Dieser sprang heftig empor. Sein Angesicht wurde leichenblaß. Er ließ beide Arme schlaff herabhängen, und seine Augen blickten wie verzweifelt zum Himmel.

Die Offiziere waren alle aufgestanden; sie umdrängten den Herzog. Keiner that eine Frage, jeder fürchtete den Inhalt der verhängnißvollen Depesche.

„O Himmel und Erde," stieß der Prinz wild hervor. „Hat der Himmel keine Blitze mehr, die Ruchlosigkeit zu zermalmen? Trägt die Erde, die deutsche Erde noch länger diesen Dämon Deutschlands? — Meine Herren, — hören Sie: — die [illegible]

hält Befehl, schleunigst heimzukehren, weil — der König von Preußen mit neunzigtausend Mann in Böhmen eingefallen ist."

Wie ein Blitzstrahl fuhr diese Kunde unter die Anwesenden. Anfänglich standen sie starr vor Ueberraschung, dann glühten ihre Gesichter und ihre Augen flammten. Trenk drehte sich, wie von Sinnen, auf dem Absatze herum, wobei er die gräßlichsten Verwünschungen gegen Friedrich von Preußen ausstieß.

„Ein vaterlandsverrätherisches, — ein wahrhaft höllisches Beginnen," rief Wurmbrand. „Ja, dieser Preußenkönig ist in Wahrheit „Deutschlands Dämon."" Sein ganzes Sinnen und Trachten geht nur dahin, Deutschland zu spalten, in Schmach und Schande zu stürzen."

Bärenklau starrte finster vor sich hin, wobei er den Griff des Reitersäbels krampfhaft umspannt hielt. Wie er, so standen Viele, — schweigend, hinstarrend, wie vom Krampfe befallen.

Herzog Carl hatte seine Fassung wieder gewonnen.

„Meine Herren," sprach er, „ich achte die Gefühle, welche Sie gegenwärtig bewegen. Die deutsche Sprache hat keine Ausdrücke, um die schmachvolle Handlung eines deutschen Fürsten zu bezeichnen, der ein deutsches Heer, welches im Begriffe steht, deutsche Pro-

vinzen zurück zu erobern, in seiner Siegesbahn aufhält. Welch ein deutscher Fürst, — der besiegelte und beschworene Verträge bricht, um dem Reichsfeinde helfende Hand zu reichen! Wohlan, — folgen wir dem Befehle unserer Königin! Aber, meine Waffenbrüder, all' die Gefühle, welche uns gegenwärtig bewegen, mögen uns noch lebhafter bestürmen, wenn wir dem verrätherischen Preußenkönige gegenüber stehen."

Mit Blitzesschnelligkeit hatte sich die Kunde unter den Truppen verbreitet. Die Lieder verstummten, die Ungarn tanzten nicht mehr, alle Siegesfreude war erstickt.

Unverzüglich begann der Rückmarsch. Von den nachdrängenden Franzosen verfolgt, gingen die Oesterreicher über den Rhein, und rückten in Eilmärschen gegen Böhmen.

Der kranke König Ludwig war mittlerweile durch den „Doctor" wirklich gerettet worden. Die Hofärzte gestatteten ihm, seine Künste an dem von ihnen aufgegebenen Monarchen zu erproben. Der Doctor reichte ihm eine sehr starke Gabe von Brechweinstein.

Die Wirkung war sehr heftig; aber der König gerettet. Am 17. August erklärte der aus Paris angelangte Arzt Dumoulin den König außer aller Gefahr 1).

---

1) Schlosser, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 252.

VI.

Die böhmische Canaille.

Das Manifest.

Von drei Seiten fielen die Preußen in Böhmen ein.

Friedrich kam mit großer Macht. Er verglich sein Heer mit der unüberwindlichen Armada Philipps II. Böhmen sollte rasch verschlungen und Oesterreich überschwemmt werden.

Achtzigtausend Preußen umzingelten Prag. Graf Harsch hatte diese wichtige Stadt mit neuntausend Landwehr-Männern besetzt. Am zehnten September wurden die Laufgräben eröffnet. Schwere Geschütze überschütteten die Stadt mit Voll- und Hohlkugeln. Prag gerieth in Brand. Nach acht Tagen übergab Harsch die Veste.

Der König schrieb an den Minister Podevils:

„Sie ist über, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, daß ich sie nicht so geschwind erobern würde, als ich mir einbildete [1]."

---

1) Gfrörer, Gesch. des XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 274.

10*

Podevils empfing die Siegesnachricht sehr kühl. Er hatte den Krieg entschieden abgerathen, weil sein Gerechtigkeitsgefühl diesen neuen Ueberfall Oesterreichs verdammte.

„Sie ist über, — ja!“ sagte der Minister. „Eine geringe Besatzung wurde durch eine gewaltige Armee erdrückt. Prag ist über, Böhmen ist aber nicht über. Der König wird zur Einsicht kommen, daß meine Rathschläge dennoch klug gewesen, wenn er auch nicht zugeben will, daß sie gewissenhaft waren.“

Unaufhaltsam drang der König vor. Teyn, Frauenburg, Tabor und Budweis ergaben sich. Allenthalben ließ er dem Kaiser huldigen; denn Friedrich hatte zum Schutze deutscher Freiheit die Waffen ergriffen. Der getreue Vasall des deutschen Reichsoberhauptes kämpfte gegen die ungehorsame, gesetzlose Königin von Ungarn. Nicht der König von Preußen, sondern der Kurfürst von Brandenburg kam nach Böhmen in der uneigennützigsten Absicht: — zur Herstellung des kaiserlichen Ansehens, zur Begründung der Ruhe und des Friedens im Reiche.

Dies Alles verkündete Friedrichs Manifest, welches seinen Ueberfall Böhmens begleitete.

Von seinem Vertrage mit dem westlichen Reichsfeinde zur Vernichtung Oesterreichs, — von seiner

Absicht, die deutsche Armee an der Wiedereroberung Lothringens und des Elsasses zu hindern, sagte das Manifest nichts.

Von dem geheimen Vertrage mit dem Bayer, wonach Böhmen von Oesterreich getrennt, zwischen Preußen und Bayern getheilt werden sollte, — sagte das Manifest auch nichts.

Indem der Kurfürst von Brandenburg in Böhmen einfiel, handelte er nach den Pflichten des gewissenhaften Reichsfürsten. Friedrichs Truppen waren nicht preußisch, sondern kaiserlich.

Seinen Abgesandten, den Grafen Dohna, ließ er zu Wien erklären:

„Vermöge der Pflichten, womit der König dem Reiche und dessen Oberhaupt zugethan ist, kann er nicht umhin, dem Kaiser eine Anzahl seiner Truppen als Hilfsvölker zu überlassen. Kein patriotisch-gesinnter Kur- und Reichsfürst darf leiden, daß man nicht nur das Reichsoberhaupt seiner Erblande beraubt, sondern auch dessen Truppen von deutschem Boden verjagt, und ihn gleichsam mit Stumpf und Stiel davon ausrottet [1]."

Tabor wurde eben von den Preußen besetzt. Am

1) K. A. Menzel, Bd. X. S. 438.

folgenden Tage prangte an allen Straßenecken Friedrichs Manifest.

Die Bürger lasen das Manifest. Sie schüttelten die Köpfe und staunten. Bisher wußten sie nicht, daß ihre Königin eine gesetzlose, eidbrüchige Frau sei.

Eine Bürgergruppe hatte sich in einer der belebtesten Straßen versammelt. Ihre Augen hingen an dem Riesenplakat und verschlangen die Erklärung des Preußenkönigs. Sie lasen das Manifest zu Ende, und begannen wieder von Neuem; denn die gedruckten Worte klangen gar zu ungeheuerlich und seltsam.

Manche betrachteten mit geistlosem Auge die Schrift, welche ihnen nicht das Mindeste verrieth; denn die guten Leute konnten nicht lesen.

„Laut vorlesen!“ rief plötzlich eine Stimme.

Das Verlangen fand Beifall.

„Laut vorlesen!“ rief es in der Runde.

Ein Bürger entsprach diesem Wunsche.

„„Alle meine Bemühungen, den Frieden herzustellen, sind vergeblich gewesen,““ las der Böhme. „„Maria Theresia hat mit Eiden gespielt, die Friedensanträge des Kaisers Carl's VI. übermüthig verworfen. Sie und ihre Verbündeten gehen mit dem Plane um, die deutsche Freiheit in Fesseln zu schlagen, Reichslehen und Bisthümer an England als

Entschädigung für Kriegskosten zu verschleudern[1]). — Ich glaube, die mir von Gott anvertraute Macht, zum Schutze des von Oesterreich schwer bedrohten Vaterlandes, verwenden zu müssen. Für mich verlange ich Nichts und habe kein persönliches Interesse, sondern ergreife die Waffen nur für die Freiheit des Reiches, die Würde des Kaisers und die Ruhe Europa's. — Friedrich[2]).""

„Donnerwetter, — das ist ja Alles gelogen!" rief ein Bürger entrüstet. „Ich kenne die Geschichte von Anfang, und was der Preußenkönig von Maria sagt, das gilt Alles ihm. Er hat mit Eiden gespielt, — er bedroht das Reich und die Freiheit, — er will Alles in den Sack stecken!"

„Ist der Kaiser denn nicht gestorben?" fragte ein Anderer. „Was redet der König von einem Kaiser? Sollen wir einem todten Kaiser huldigen?"

„Carl VI. ist todt, aber die Fürsten haben Carl VII. gewählt," hieß es.

„Die Wahl Carl's VII. ist ungiltig," rief eine

---

1) In Wahrheit hatte Friedrich einen Plan zur Säkularisirung der Bisthümer und geistlichen Stifte entworfen, und denselben ausführlich mit Voltaire besprochen. Lettre du 8. Oct. 1743.

2) Gfrörer, Bd. III. S. 272.

Stimme; „denn Böhmen hat nicht gewählt, und Böhmen muß bei jeder Kaiserwahl dabei sein.“

„So ist's! Die Franzosen allein haben den neuen Kaiser gemacht, und wir mögen keinen französischen Kaiser.“

In der Nähe standen preußische Unteroffiziere, die Aeußerungen der Bürger belauschend. Sie traten zur Gruppe heran. Die Unterhaltung verstummte.

„Das versteht ihr nicht, Leute, — Carl VII. ist nach Recht und Herkommen gewählt,“ kommandirte der Feldwebel, seinen Schnurrbart streichend. „Die Kurstimme von Böhmen war nicht dabei, — thut aber gar nichts. Auf eine Stimme kommt es nicht an. Die deutschen Fürsten haben zu Frankfurt den Kaiser gewählt, — aber nicht die Franzosen. Ganz Deutschland huldigt Carl VII., — nur Maria Theresia nicht, weil sie ein halsstarriges Weib ist. Sie hat den Kaiser mit Krieg überzogen und ihm seine Erblande weggenommen, — dafür muß sie gezüchtigt werden.“

„Das ist nicht wahr!“ sagte ein Bürger. „Franzosen und Bayern sind zuerst in Oesterreich eingefallen, um zu rauben und zu stehlen. Unsere Königin hat die Feinde abgewehrt und besiegt, — das kann ihr Niemand verdenken.“

„Das versteht ihr wieder nicht!“ befahl der Soldat. „Die Sache ist so: — Carl VII. rückte mit seinen Verbündeten, den Franzosen, nach Oesterreich, um die rebellische Königin von Ungarn Gehorsam zu lehren. Und jetzt sind wir zu euch gekommen, um euch Gehorsam zu lehren. Unser König ist Kurfürst von Brandenburg, er muß seine Schuldigkeit thun, — und er thut sie. Die Wohlfahrt Deutschlands liegt ihm sehr am Herzen, — er will Frieden im Reiche und Gehorsam gegen den Kaiser.“

Die Bürger steckten die Köpfe zusammen. Sie murmelten unverständliche Reden und gingen schweigend auseinander.

Unter dem Zwange starrender Bajonette und dräuender Kanonenschlünde, huldigte Tabor dem neuen Kaiser.

Die Preußen rückten weiter, aussaugend und brandschatzend. Ende September nahten sie der österreichischen Grenze. Hier blieb Friedrich stehen, und sah erwartungsvoll nach Ungarn hinüber. Er hoffte, die von ihm dort angezettelte Revolution in lichten Flammen emporlodern zu sehen, und dann, durch die rebellischen Ungarn unterstützt, in Oesterreich einzubrechen.

Der König hatte nämlich, zwei Monate zuvor,

eine Proklamation an die protestantischen Ungarn erlassen. Abermals erhob er die Fahne des „freien Evangeliums“ gegen das katholische Oesterreich. Die Proklamation erklärte den Ungarn, daß der König von Preußen Schirmherr des Protestantismus sei. Alle Protestanten wurden aufgefordert, gegen das Haus Habsburg die Waffen zu ergreifen.

Die Proklamation brachte eine große Bewegung hervor. Der alte Palatin, Graf Palfy, ein kluger, einsichtsvoller Mann, von dem Volke hoch geachtet, richtete eine feurige Ansprache an die Ungarn. Zugleich berief er eine Versammlung nach Preßburg. Mit der Proklamation Friedrichs in der Hand, trat er vor die Magnaten. Er las die Proklamation, — dann sprach er:

„Ich finde keine Worte, um meine Entrüstung über diese Schmähschrift auszudrücken. Ihr wißt es Alle, daß Maria Theresia, unsere fromme und gnädige Landesmutter, alle von den Vorfahren überlieferten Landesfreiheiten anerkannt und bestätigt hat. An uns liegt es nun, Freiheit und Religion gegen den tückischen Preußenkönig zu vertheidigen. Schlesien, wo dieser despotische Fürst die Freiheiten und Vorrechte der Fürsten, Stände und Bürger umgestürzt, — wo er die Vornehmsten des Landes nach Tartaren-Art in

Ketten und Banden bis in die entlegensten Länder wegführen ließ, — wo er den begüterten Einwohnern ihre Kinder, den Ehemännern ihre Weiber geraubt und sie Andern gegeben hat, — Schlesien kann uns zum Beispiele dienen, was Ungarn zu gewärtigen hat, wenn es diesem Eroberer in die Hände fällt [1])."

Palffy's Ansprache entflammte die Gemüther. Alles griff zu den Waffen. Friedrich, an der Grenze lauschend, erhielt Kunde, daß Ungarn rüste, — aber nicht gegen das Haus Habsburg, sondern gegen ihn. Zugleich erfuhr er, daß Prinz Carl mit seinem aus Frankreich zurückeilenden Heere im nördlichen Böhmen eingedrungen sei.

Augenblicklich kehrte Friedrich um, und rückte den Oesterreichern entgegen.

Auf dem Rückzuge wurden die Brandschatzungen nicht vergessen, sondern mit Gewalt eingetrieben. Das südliche Böhmen sollte gründlich ausgesaugt, dagegen Bunzlau, Leitmeritz, Pardubitz, Königsgrätz und andere Kreise geschont werden, weil diese Kreise, nach dem Geheimvertrage mit Carl VII., an den eifrigen Kurfürsten von Brandenburg sollten abgetreten werden [2]).

---

1) Genealogisch-historische Nachrichten. Theil LXVII. S. 373.
2) Histoire de mon temps. II. c. IX.

Eben wurde die Stadt Milin gebrandschatzt. Fünfzehntausend Thaler sollte sie bezahlen. Angesichts der Bajonette griffen die erschreckten Bürger in die Taschen; aber nicht Alle. Zu den Ungehorsamen gehörte Herr von Benatek. Dieser Edelmann erklärte, dem preußischen Eroberer keinen Pfennig geben zu wollen.

Oberst Wartenberg, von dessen Regiment beiläufig sechshundert Mann zu Milin lagen, ein übermüthiger Soldat, kannte den Ausspruch seines Königs:

„Man muß die böhmische Canaille zur Raison bringen!“

Diesem Ausspruche gemäß handelte Wartenberg.

„Ich will jenen halsstarrigen Böhmen zur Raison bringen,“ sagte er. „Fünfzehn auf's Leder, — und am folgenden Tage dreißig, wenn er nicht zahlt. Die Hiebe müssen öffentlich aufgezählt werden, damit die böhmische Canaille Ernst sieht.“

Ein Soldatentrupp erschien vor der Wohnung des Freiherrn. Diese Wohnung lag außerhalb der Stadt, von Gärten und schönen Anlagen umgeben. Der Offizier begab sich in das Haus, begleitet von einem Feldwebel und drei Gemeinen mit aufgepflanzten Bajonetten.

Die Soldaten standen, Gewehr beim Fuße, in dem großen Hofe, der sich mit Leuten aus Milin an=

füllte. Vor den Soldaten stand eine Bank, zu beiden Seiten der Bank standen Corporäle mit schwunghaften Stöcken in den Händen.

Die Leute sahen erwartungsvoll nach den Fenstern des herrschaftlichen Hauses, Besorgniß und Theilnahme in den Gesichtern; denn Herr von Benatek war allgemein beliebt und die preußische Tyrannei nicht minder verhaßt.

Unter den Zuschauern befand sich ein Bettler, dessen Benehmen dem genauen Beobachter auffallen mußte. Er trug einen schmutzigen geflickten Kittel, auf dem Kopfe einen Hut, und auf der Schulter einen Sack mit Brodstücken. Er ging an einer Krücke, und schleifte das linke Bein nach. Das Bein war sehr angeschwollen, der Fuß verkrüppelt und verwachsen. Kein Mensch achtete auf den Bettler, der sich bis in die Nähe der Soldaten vordrängte, und dort, auf seine Krücke gestützt, stehen blieb. Der Bettler hatte starke Fäuste, breite Schultern, lebhafte Augen und eine zwar gebräunte aber gesunde Gesichtsfarbe, — was Alles mit dem Krüppel, welcher an der Krücke ging, nicht harmonirte. Den Hut zog er tief in das Gesicht herab, und zuweilen schossen aus den dunklen Augen Blicke des tödtlichsten Hasses auf die Soldaten.

Unter dem Eingange des Hauses erschien eben,

in Mitte der Soldaten, Herr von Benatek. Festen Trittes schritt er über den Hof nach der Bank hin. Sein Blick war trotzig, aber sein Gesicht sehr bleich. Als er jetzt das Auge nach den Fenstern seiner Wohnung erhob, und dort die weinenden Töchter und die händeringende Gattin gewahrte, zuckte es schmerzhaft durch seinen Körper, der trotzige Blick wurde weich und thränenschwer.

Der Lieutenant bemerkte mit Zufriedenheit die zahlreichen Zuschauer.

„Ihr Leute," rief der Offizier, „weil Herr von Benatek die geforderte Schatzung nicht zahlen will, darum erhält er für's erste Mal fünfzehn Prügel, zum warnenden Beispiele für Alle, die gleichen Starrsinn und Ungehorsam zeigen gegen unseren allergnädigsten König."

Benatek erhob das gebeugte Haupt.

„Ihr Bürger von Milin!" sprach er. „Urtheilt selbst, ob der König von Preußen das Recht hat, Geld von uns zu erpressen. Niemand sind wir Steuern und Gehorsam schuldig, als der rechtmäßigen Königin, Maria Theresia. Für sie gebe ich Gut und Leben," —

„Still, — schweigen Sie," unterbrach ihn der Lieutenant zornig. „Vorwärts, — exekutirt!"

Benatek wurde auf die Bank gelegt und sein Ober=

kleid hinaufgezogen. Soldaten hielten ihn an Schultern und Beinen fest. Die zwei Corporäle, mit den langen Stöcken in den Händen, traten heran. Auf einen Wink des Offiziers holten sie weit aus; die sausenden Hiebe fielen auf den zuckenden Leib des Freiherrn nieder. Die Streiche erfolgten mit genauer Regelmäßigkeit. Die Stöcke pfiffen taktmäßig und die Hiebe wiederhallten an dem gegenüberliegenden Hause, in dem sie grelle Schmerzenslaute weckten.

Die Leute aus Milin, tief ergriffen, sahen erschreckt auf den Vorgang, und wenn aus dem Hause die Laute des Schmerzes klangen, blickten sie entsetzt hinüber. Viele weinten. Andere wandten sich mit Abscheu hinweg, und gingen voll Grimm, heftige Verwünschungen murmelnd, aus dem Hofe.

Als die ersten Streiche niedersausten, schien der Bettler plötzlich von seiner Lahmheit geheilt; denn er stand auf zwei Füßen, die Rechte fuhr unter den Kittel, und der Griff einer Waffe wurde sichtbar. Die breitschulterige Gestalt, mit den flammenden Augen und dem grimmigen Gesichte, glich einem Tiger, der sich anschickt, auf den Feind loszustürzen. Diese Haltung war jedoch eine rasch vorübergehende. Sie war das unbewachte Aufzucken plötzlicher Entrüstung. Im

Augenblicke war der grimme Tiger abermals in das hinkende Lamm verwandelt.

„Fünfzehn — voll!" rief der Corporal.

„Sie können aufstehen!" sagte der Offizier.

Benatek erhob sich langsam. Sein schmerzlich verzogenes Gesicht war glühend roth. Er taumelte. Ein Blick auf die Fenstern gab ihm eine sichere Haltung.

„Haben Sie morgen nicht bezahlt, erhalten Sie dreißig Hiebe," sagte der Lieutenant.

Der Freiherr ging mit ziemlich festen Schritten nach seinem Hause, unter dessen Eingang er in die Arme seiner Frau sank.

Die Leute strömten aus dem Hofe, ruhig, tiefgebeugt, als kämen sie vom Grabe.

Zuletzt marschirten die Soldaten ab.

Der Bettler saß auf der Schwelle des Hofthores und sah den abziehenden Soldaten nach. Er that dies weder mit der Gleichgiltigkeit des Bettlers, noch mit dem Lebensunmuthe des Krüppels, sondern ganz mit dem Ausdrucke eines tapfern Kriegers, welchen die Lust beschleicht, den überlegenen Feind anzufallen.

„Was hat es da gegeben?"

Der Lahme sah empor. Ein Mann, in der Tracht vermögender Bürger, stand vor ihm. Dennoch war

der Mann offenbar kein Bürger. Sein vornehmes Wesen und die gebietende Haltung ließen sich durch Bürgertracht nicht verbergen. Sogar der Bettler sah dies. Er zog den Hut und wollte mühsam aufstehen.

„Bleib' nur sitzen! Kannst mir auch sitzend sagen, was hier geschehen ist."

„Nun, — es gab Prügel, Herr!"

„Prügel? Ha!" stieß der Fremde hervor und seine Augen flammten.

Der Lahme gewahrte den lodernden Zorn und lächelte.

„Ich kann dem Herrn sagen, daß die Preußen das Prügeln ausgezeichnet verstehen. Hab' selber zugesehen. Es geht im Takt, Herr!"

„O ja, — die Preußen verstehen das so gut, wie der Henker das Hängen. Ist auch kein großer Unterschied zwischen Beiden. — Und wen haben sie geprügelt?"

„Den Herrn da drinnen!"

„Benatek?" rief der Fremde heftig.

„Sei der Herr deßhalb nur ganz ruhig! Die Prügel scheinen dem Herrn nicht besonders wehe gethan zu haben. — Ich bin ein armer Mann, — ein Krüppel, Herr!"

Der Unbekannte griff in die Tasche. Ein Goldstück flog in den Hut des Lahmen.

„Gott vergelte, — Gott segne es dem Herrn!“ rief der Bettler dem Almosengeber nach, welcher in großen Schritten über den Hof eilte und in dem herrschaftlichen Hause verschwand.

Ein Knecht, der sich dem Hofthore nahte, war grüßend an dem Fremden vorübergegangen.

„Da sieh' mal her,“ rief ihm der Lahme zu, „was mir der Herr gegeben hat! Ein Goldstück, — ein doppeltes Goldstück! Wer mag der gute, fromme Herr nur gewesen sein?“

„Du bist nicht aus der Gegend,“ sagte der Knecht, „sonst müßtest Du den Grafen Kyburg kennen.“

„Kyburg heißt er?“ wiederholte der Bettler, in hohem Grade überrascht.

„Freilich Kyburg, — Graf Kyburg! Der beste Freund meines guten Herrn, den die Preußen eben geprügelt haben.“

„Da hat ja dein Herr einen Freund, dessen Namen einen hellen Klang hat in ganz Oesterreich,“ sagte der Lahme. „Oder ist das nicht derselbe Graf Kyburg, dessen Tochter Kammerfräulein ist bei unserer Königin?“

„Allerdings, — Agnes, die schöne Agnes! — Woher weißt Du denn das?“

„Warum sollt' ich das nicht wissen? Wir armen Leute kommen überall herum. — So — so, das war der Graf Kyburg!"

Der Knecht ging weiter.

Der Krüppel nahm seine Krücke und hinkte der Stadt zu. Er schlenderte durch verschiedene Straßen, stand bald da, bald dort, betrachtete die Soldaten und horchte auf ihre Reden. Vor dem Hause, worin Oberst Wartenberg wohnte, blieb er längere Zeit stehen. Er beobachtete die Aus- und Eingehenden. Unter diesen auch den Grafen Kyburg, in Begleitung eines Bedienten, welcher die Livré des Freiherrn von Benatek trug. Sodann hinkte er weiter, und setzte sich in der Nähe einer Straßenecke nieder, an der Friedrichs Manifest angeklebt war. Der Bettler zog ein Stück Brod aus dem Sacke, und verzehrte es, wobei er nicht unterließ, genau auf Alles zu achten, was um ihn vorging.

Bürger lasen das Manifest. Es kamen immer Mehrere, so daß ein dichter Knäuel vor demselben stand. Plötzlich erhob sich ein Arm aus dem Knäuel. Das Manifest war verschwunden.

In demselben Augenblicke gingen einige Offiziere vorüber.

„Donnerwetter, — dort seht!" rief es.

In zwei Sprüngen stand der Offizier vor den bestürzten Bürgern.

„Wer hat es gethan? Wer hat das Manifest abgerissen?" schnaubte der Soldat.

Keine Antwort.

„Dann seid Ihr Alle verantwortlich! Ihr Alle seid verhaftet! Wartet nur, — die böhmische Canaille soll zur Raison gebracht werden!"

Die Gruppe theilte sich. Kyburg stand vor dem grimmigen Mann der Waffen.

„Ich habe das Manifest abgerissen," sagte er ruhig.

„Er? Wer ist Er?"

„Ich bin der Graf Kyburg!"

Der Soldat griff unwillkürlich an seinen Hut.

„Ah, — thut mir leid! Herr Graf, ich muß Sie verhaften. Folgen Sie mir!"

Dem Lahmen war kein Wort und kein Umstand des Vorfalles entgangen. Während die Bürger in tiefster Niedergeschlagenheit dem Verhafteten nachblickten, folgte er in geringer Entfernung, bis der Offizier mit Kyburg in der Wohnung des Obristen verschwand.

„Ein Arrestant?" — hörte der Bettler einen Offizier fragen.

„Zu dienen, Herr Hauptmann!" antwortete der

Gefragte. „Und zwar ein bedeutungsvoller Arrestant, — Graf Kyburg."

„Was hat er gethan?"

„Des Königs Majestät Manifest abgerissen."

„Was? Ei, — das ist doch stark! Dieser Griff wird dem Grafen das Leben kosten. Das Manifest der Majestät abreißen, — in der That freventlich!"

„Ganz Ihrer Ansicht, Herr Hauptmann! Der König, ohnehin erbittert über die böhmische Canaille, wird den Grafen ohne Zweifel erschießen lassen."

Der Lahme hing traurig den Kopf. So stand er eine Weile sinnend. Dann ging er.

Eine Viertelstunde später, trat der Bettler in das Haus des Freiherrn von Benatek. Im Gange hörte er die laute Stimme des Hausherrn. Die Stimme kam aus einem Zimmer, und zwar im Tone des Unwillens.

„Darum also hat Kyburg fünfhundert Thaler von mir geliehen?" rief Benatek. „Er hat Unrecht, — durchaus Unrecht! Hätte ich die fünfhundert Thaler nicht selber zahlen können, wenn es keine Schmach wäre, dem preußischen Tyrannen die Kasse zu füllen? — Ich begreife Kyburg nicht!"

„Und ich begreife ihn sehr gut, Rudolph!" sagte

Frau von Benatek. „Schrecken ergreift mich und Entsetzen, wenn ich an die Schläge denke! Diese Schläge hätten sich, an Zahl verdoppelt, so lange wiederholt, bis du bezahltest. Heute fünfzehn, — morgen dreißig. Sie hätten dich grausam getödtet!"

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Nun ja, — sie hätten mich todt geschlagen, die Schergen des preußischen Despoten! Ich wäre unter ihren Streichen gestorben. — den schmählichen Tribut hätte ich aber nicht bezahlt. — Sei nur ruhig, Frau! Kyburg hat die Prügel abgekauft, — hier ist die Quittung. Und wenn der Preuße ganz Böhmen unter das Joch geschlagen, wird er nicht säumen, auch darüber eine Quittung auszustellen."

Es klopfte an der Thüre.

„Herein, — nur herein!" rief Benatek, immer noch erregt.

Der Lahme hinkte in das Zimmer.

„Verzeihung, Herr, wenn ich so ungeschickt da hereinkomme!"

Der Freiherr warf einen theilnehmenden Blick auf den Krüppel und zog die Börse.

„Deßhalb komm' ich nicht, Euer Gnaden! Wollte

dem Herrn nur sagen, daß Graf Kyburg eben von den Preußen verhaftet wurde."

Dem Freiherrn entfiel die Börse. Er starrte den Lahmen sprachlos an.

„Der Graf wurde verhaftet, weil er die Predigt des Preußenkönigs abgerissen, die an allen Straßenecken klebt."

„Um Gotteswillen! Kyburg verhaftet!"

„Ich hörte, wie Offiziere sagten, daß der gute Graf todt geschossen werde. Sie haben ihn zu dem Obersten geführt. Wenn nun Eure Gnaden etwas für den armen Grafen thun wollten," —

„Ob ich etwas für ihn thun will, — für meinen Freund Kyburg? Mein Vermögen, mein Leben für ihn! Frau, — rasch, meinen Hut, meinen Rock!"

Er rannte aus dem Zimmer.

Einige Minuten später eilte Benatek nach der Stadt.

Der Bettler saß vor dem Thore, an derselben Stelle, wo ihm Kyburg das Goldstück gegeben. Er saß dort eine Stunde und darüber, bis der Freiherr zurückkam.

„Sie haben nichts ausgerichtet, Herr!" sagte der Lahme, in das trostlose Gesicht des Edelmannes blickend.

Benatek blieb stehen, bewegte schwermüthig das Haupt, und sah, wie von Sinnen, immer vor sich hin.

„Nein, — nichts ausgerichtet!" sprach er tonlos. „Kyburg wird erschossen."

Des Lahmen Augen funkelten.

„So schnell wird's gerade nicht gehen mit dem Erschießen," sagte er. „Der Preußenkönig ist zwar fix mit Prügeln und Erschießen. Aber einen Grafen, denk' ich, wird er ohne Proceß nicht erschießen lassen."

„Ohne Proceß, — der Tyrann!" entgegnete Benatek, und jetzt kam Leben in seine todten Züge. „Morgen geht eine Stafette in des Königs Quartier. Bis zum Abend ist die Stafette zurück. Uebermorgen wird Kyburg erschossen, weil er die große Lüge, die schändliche Heuchelei, den frechen Hohn des preußischen Eroberers von der Wand gerissen."

„So, — so, — eine Stafette geht morgen früh an den König," sagte der Bettler nachdenkend. — „Sie haben den Grafen doch besucht?"

„Wurde mir abgeschlagen. Erst morgen darf ich ihn besuchen."

Der Krüppel blickte vorsichtig umher.

„Sagen Sie also morgen dem Grafen," flüsterte er, „der Vortrab des österreichischen Heeres stünde keine zwölf Stunden von Milin. Sagen Sie ihm,

Boskay's Rothmäntel und Trenks Panduren bildeten die Vorhut, — und Boskay werde den Vater der schönen Agnes nicht erschießen lassen."

Benatek betrachtete überrascht den Lahmen. Dieser legte seinen Finger auf den Mund und hinkte fort.

Die letzten Wünsche.

Jeden Morgen ritt eine Stafette von Milin nach Dobrzisch, in des Königs Quartier. Die Stafette verließ mit Sonnenaufgang Milin, und kehrte mit Sonnenuntergang dahin zurück. Zu den täglichen Berichten des Obristen Wartenberg gehörten die Nachweise, über die pünktliche Entrichtung der auferlegten Brandschatzungen. Wartenberg brandschatzte nicht blos Milin, sondern alle Dörfer, Schlösser und Weiler der ganzen Umgegend. Er hatte ähnliche Instruktionen in der Tasche, wie Oberst Raub, als Friedrich die „mährischen Hühner" rupfte. Böhmen, so weit dies an den Bayer Carl Albert fiel, sollte gründlich ausgesaugt werden.

Der Preußenkönig bedauerte nur, daß ihn die Armee des Prinzen Carl in dieser angenehmen Beschäftigung störte.

Neben den gewöhnlichen Schriften trug die Stafette heute auch Wartenbergs Bericht, über das Vergehen des Grafen Kyburg.

„Indem ich Ew. Majestät diesen unerhörten Fall gehorsamst rapportire," schrieb der Obrist, „bemerke ich zugleich, daß der Freiherr von Benatek, ein reicher Gutsbesitzer, sein ganzes Vermögen angeboten für des Grafen Freilassung. Sintemal jedoch besagter Graf Kyburg zu den thätigsten und angesehensten Leuten der böhmischen Canaille gehört, dürfte Ew. Majestät etwa doch für gut finden, ihn erschießen zu lassen."

Die Stafette ritt in raschem Trabe auf der Straße dahin. Um die Schultern trug sie eine lederne Tasche mit den Papieren.

In der Ferne wurde ein kleiner Punkt sichtbar. Der Punkt wurde immer größer, und entwickelte sich allmählig zu einem Menschen, der mühsam auf der Straße forthinkte. Der Weg war an jener Stelle sehr schlecht, sandig, durch Kanonen und Munitionswagen tief ausgefahren. Der Preuße ritt im Schritte. Er betrachtete den Lahmen, dessen Krücke bei jedem Tritte tief in den Sand einbrach, und der kaum vom Platze kam. Als die Stafette dicht hinter ihm war, hinkte er bei Seite und ließ den Reiter vorüber. Kaum war dies geschehen, als der Bettler Sack und Krücke fallen ließ. Rasch fuhr er unter seinen Kittel, es knallte ein Schuß, und der Reiter, mitten durch Rücken und Brust geschossen, stürzte leblos vom Pferde.

Der scheinbar Lahme lief schnell heran, zog die Tasche von des Todten Schultern und hängte sich dieselbe um. Sodann legte er den Bettelsack auf das Pferd, nahm seine Krücke, schwang sich auf das Thier, und sprengte gegen Westen über das Feld hin, wo er bald in einem Walde verschwand. —

In derselben Stunde besuchte Benatek den gefangenen Grafen. Beide Freunde umarmten sich, — Kyburg gefaßt, der Freiherr tief bewegt, mit Thränen in den Augen.

„Du hast sicher schon alle Schritte gethan zu meiner Rettung," sagte Kyburg mit einem hellen Blicke auf den Freund. „Aber ich weiß," setzte er trübe bei, „daß es vergebens ist."

„Und ich habe die beste Hoffnung! Der Preuße ist geldgierig, — mein ganzes Vermögen bot ich für deine Freilassung."

„Dein hohes Angebot ist nicht zu groß für deine edle Freundschaft. Ich danke dir, Rudolph! — Aber ich kenne den Tyrannen. Vor den Augen des Volkes sein Lügen-Manifest vernichten und straflos bleiben, ist eine Unmöglichkeit. Nur Blut kann dieses Majestätsverbrechen sühnen. Er wird mich erschießen lassen. Immerhin! Die That reut mich keinen Augenblick. Sie entsprang meiner Treue gegen Maria Theresia,

meiner Entrüstung über Friedrichs Gewissenlosigkeit, und meinem Zorne, über die politische Ruchlosigkeit jenes Depoten."

Dies Alles sprach Kyburg ruhig. Nur sein Auge leuchtete.

„Ich erfuhr," sagte Benatek, „daß Prinz Carl anrücke. Sein Vortrab steht kaum zwölf Stunden von hier."

Der Graf schüttelte das Haupt.

„Unmöglich! Prinz Carl wird und kann mein Retter nicht sein. Täusche Dich nicht Rudolph, — ich werde morgen erschossen. Benützen wir die kurze Frist."

Er schritt einige Male sinnend durch den düsteren Kerker. Benatek hatte Mühe, seine Bewegung zu beherrschen.

„Mein Testament ist fertig!" fuhr der Graf weiter. „Dir und allen getreuen Böhmen sei dessen Ausführung überlassen. Zuerst sei Dir unser Plan, zur Rettung Böhmens, auf das Gewissen gebunden. Du kennst die Niederlage des Preußen in Mähren: — derselbe Plan wird in Böhmen denselben Erfolg haben. Vollendet die Organisation des Aufstandes. Der Winter ist vor der Thüre. Der Preuße kann sich nicht halten, wenn ihm die Lebensmittel fehlen, wenn,

beim Nahen preußischer Truppen, das Landvolk die Dörfer verläßt, Vieh und Lebensmittel wegführt, Heu und Stroh vergräbt oder vernichtet. Bewaffnete Banden werden kleine Truppentheile anfallen und aufreiben. Führt alle Anfänge zu diesen Maßregeln entschlossen weiter, — Böhmens Befreiung wird euer Mühen lohnen."

Benatek hörte kaum des Grafen Worte, so mächtig umfing seinen Geist die Bestürzung über des Freundes Geschick. Als dieser der organisirten Banden erwähnte, richtete sich der niedergebeugte Freiherr plötzlich auf.

„Du bist gerettet, Otto, — Du bist gerettet!" rief er heftig.

Kyburg sah ihn verwundert an.

„Ei, — ei, Rudolph!" sprach er im Tone gelinden Tadels. „Während ich von der Befreiung des Vaterlandes zu Dir rede, denkst Du an meine Rettung. Ich wette, Du hast wenig oder gar nichts von meinen Worten verstanden."

„Laß dies, — höre mich an!" entgegnete Benatek eifrig. „Hundertfünfzig wohlbewaffnete Männer harren auf Deinen Besitzungen des Winkes zum Losbruche. Die Barone Skatsch, Poka und Bischitz stellen mindestens zweihundert. Die Bürger von Milin, im höchsten Grade über die preußischen Erpressungen

empört, werden sich anschließen. Wir bringen sicher siebenhundert Bewaffnete zusammen. In der Stadt liegen gegenwärtig kaum vierhundert Preußen. Die Uebrigen treiben in der Umgegend Brandschatzungen ein. Wir fallen über die Preußen her, machen sie nieder und befreien Dich."

„Besser könntest Du die Sache des preußischen Despoten nicht fördern, als durch einen verfrühten Losbruch," sagte Kyburg. „Gesetzt auch, ihr bewältigt die vier bis fünfhundert Preußen. Der König wird einige Regimenter schicken, die Stadt zu Grunde richten und in eurem Blute die Erhebung ersticken. Die Folge wäre die Entmuthigung des Landvolkes, die Vernichtung des im Entstehen begriffenen Aufstandes. — Die Preußen müssen sich durch ihre Gewaltthätigkeiten noch mehr verhaßt machen. Sie müssen die Böhmen zur Verzweiflung treiben, wie vor zwei Jahren die Mähren. Dann nimmt der Aufstand mächtige Verhältnisse an, — und selbst dann könnt ihr in offenem Felde das geschulte Militär nicht angreifen. Ihr könnt dem Eroberer nur dadurch schaden, daß ihr ihm alle Lebensmittel abschneidet, daß ihr kleine Truppenkörper überfallt, daß ihr manövrirt in Verbindung mit der Armee des Prinzen Carl."

„Deine Bemerkungen sind alle richtig," unterbrach

ihn Benatek. „Dies Alles aber könnte erst geschehen nach Deiner Ermordung."

„Mein Tod," versetzte Kyburg, „wird den Adel erbittern, die Zögernden auf unsere Seite treiben. Mein Tod," fügte er mit trübem Lächeln bei, „ist ein Martyrium für das Vaterland! Darum laß mich sterben, Rudolph! Beneide mich nicht um den Ruhm, selbst im Sterben die preußische Tyrannei bekämpft zu haben."

„Wie groß Du bist, Otto!"

„Noch zwei Bitten, lieber Freund! Schicke den Jesuiten Anselm zu mir. Man geht nicht unvorbereitet in die Ewigkeit. — Und dann, reite heute, sogleich nach meinem Schlosse, — zu meiner Familie," — jetzt wurde des Grafen Stimme tief bewegt, er preßte gleichsam die Worte hervor. „Grüße meine Frau, — meine Kinder! Aber hüte Dich, meine Lage zu verrathen. Sage ihnen, daß ich in dringenden Geschäften weiter gereist sei. Sie werden früh genug das Schreckliche erfahren, — aber sie sollen es heute nicht, und morgen auch nicht. Das Sterben wird leichter ohne ihren Anblick. — Tröste sie dann! Sage ihnen, daß ich gern für die Königin und das Vaterland in den Tod gegangen sei."

Schritte hallten durch den Gang. Der Kerkermeister trat ein. Die Freunde umarmten sich. Benatek weinte.

„Geh' nun, Rudolph! Morgen kommst Du wieder, — hab' noch einige Aufträge."

Der Freiherr eilte nach Hause, verwirrt und trostlos. Er befahl, sein schnellstes Pferd zu satteln. In sausendem Galopp sprengte er nach Wildstein, dem Schlosse des Grafen Kyburg.

Wildstein, drei Stunden von Milin entfernt, trotzte von einem Bergkegel auf die ringsum gelegenen fruchtbaren Gefilde nieder. Die Grafen, welche das Schloß selten bewohnten, hatten ihm seinen mittelalterlichen Charakter gelassen. Breite Ringmauern, mit hervorspringenden Vertheidigungs-Thürmchen, umgaben schirmend diesen alten Sitz. Am Fuße des Berges lagen einige saubere Gebäude, worin der Verwalter der gräflichen Güter wohnte. Weiterhin dehnte sich ein großes, freundliches Dorf. Dieses, nebst einigen Weilern, Mühlen und prächtigen Wäldern, bildeten die böhmischen Besitzungen der Grafen von Kyburg.

Gräfin Adelheid saß lesend am Fenster des hochgelegenen Gemaches. Ihr gegenüber Agnes, beim Stickrahmen.

Agnes, die kindliche Begleiterin der Königin Maria Theresia auf dem Wallfahrtsberge bei Wien, war zu einer Jungfrau von seltener Schönheit herangewachsen.

Müde vom Lesen, blickte Gräfin Adelheid empor, und ließ das Auge wohlgefällig auf der prachtvollen Stickerei ruhen.

„Ein schönes Weihnachtsgeschenk!" sagte sie. „Den Vater wird deine Arbeit gewiß erfreuen, meine Tochter!"

Agnes ließ die Nadel ruhen. Sie hob den sanften Blick des tief blauen Auges zur Mutter auf, indem ein kindlich frohes Lächeln ihr schönes Antlitz belebte.

„Ich möchte den Vater erfreuen! Kann er aber bei den gegenwärtigen Verhältnissen Aufmerksamkeit für mein Geschenk haben?"

„Gewiß, meine Tochter! Der politische Lärm verstummt sicher auf den heiligen Christabend. Für deinen Vater waren die Stunden im Familienkreise immer die glücklichsten. Er wird über deinem Christgeschenke sogar den bösen König von Preußen vergessen. — Sieh' da, wer sprengt dort so eilig auf der Straße einher?"

Ein Reiter nahte in sausendem Galopp dem Schlosse. Der jähe Ritt flößte der Gräfin Besorgnisse ein.

„Otto ist nach Milin, — großer Gott! Es wird doch kein Unglück geschehen sein?"

„Der Freiherr von Benatek," sagte Agnes. „Sei nur ruhig, liebe Mutter! Jedenfalls bringt er Nach=

nicht vom Vater, — wahrscheinlich die Kunde, daß er durch unvorhergesehene Verhältnisse heute und morgen zurückgehalten wird. Es kommt dies ja öfter vor gegenwärtig. Der Vater wollte uns nicht in Sorgen lassen."

„Ach Kind, — mich überkommt es, wie schwere Ahnung! Es droht ein Unglück. Die Preußen in Milin, — die Gesinnungen deines Vaters, — was kann sich da Alles entwickeln!"

Benatek trat ein, eilig, glühenden Angesichtes. Er grüßte freundlich. Sein Benehmen zeigte keine Spur der quälenden Angst für Kyburg.

„Sie sind erstaunt über den anstürmenden Besuch," sagte er lächelnd, als er die forschenden, besorgten Blicke der Gräfin bemerkte. „Otto schickt mich herüber, Sie wegen seines Ausbleibens zu beruhigen."

„Was hält ihn zurück?"

„Sein Eifer für das Vaterland! Sie kennen ja diesen Eifer, gnädige Frau! Sie wissen, daß ein Landsturm im Entstehen ist, — daß sich der böhmische Adel mit großen Opfern dafür interessirt, — daß Otto die Seele dieses verdienstvollen Unternehmens ist. Die Umstände drängen. Prinz Carl rückt heran. Sein Vortrab steht kaum zwei Tagreisen von hier. Der Landsturm wird in Verbindung mit dem Prinzen

operiren. Der berühmte Reitergeneral, Graf Boskay, soll bereits mit seinen Ungarn den Feind umschwärmen. Sie sehen, es gilt! Wir dürfen nicht müßig sein. Ich selber fand kaum Zeit, einen Augenblick herüberzukommen."

Als Benatek des „berühmten Reitergenerals Boskay" erwähnte, wurden des Fräuleins Augen größer, ihre Wangen dunkler.

Die Gräfin hatte den Freiherrn scharf angesehen. Sie glaubte, etwas in seinen Zügen zu lesen, das seinem unbefangenen Wesen nicht entsprach.

„Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Herr von Benatek, daß ich sehr von Angst und Sorge erfüllt bin."

„Sehr begreiflich, gnädige Frau! Da auf Böhmen Friedrichs eiserne Faust ruht und die Entscheidungsstunde herannaht, so dürften Befürchtungen ganz natürlich sein."

„Die gegenwärtigen Schritte meines Gatten müssen große Gefahren umgeben; denn es ist mir, als stünde uns ein gräßliches Unglück bevor," — und abermals ruhten ihre besorgten Blicke durchdringend auf dem Besuche.

„Freilich, in solchen Lagen lauert Gefahr auf allen Seiten! Indessen," — lenkte er rasch ein, da

er in ihrem Gesichte die Blässe quälender Angst bemerkte, „soll man nicht sogleich das Schlimmste befürchten."

„Mein Gott, Sie wissen mehr, als Sie gestehen wollen!"

„Doch nicht, meine Gnädige!" entgegnete Benatek, der Mühe hatte, den eigenen Schmerz zu bewältigen und die Fassung zu bewahren. „Vertrauen wir auf Gott und das Glück Böhmens. — Meine Zeit ist kostbar und meine Botschaft erfüllt," schloß er, rasch aufstehend.

„Sie wollen schon fort?"

„Wie gesagt, ich flog nur herüber, Otto's Auftrag zu erfüllen. Sie werden begreifen, gnädige Frau, daß auch ich Einiges thuen möchte in dem Befreiungskampfe. Dringende Geschäfte rufen mich augenblicklich fort."

Er verabschiedete sich, und ließ die Gräfin in banger Sorge zurück.

Als der Freiherr aus dem Schloßthore ritt, rollten ihm Thränen über die Wangen.

„Sie wird das Schreckliche kaum überleben," sagte er vor sich hin. „Dieser furchtbare Schlag wird das edelste Frauenherz zermalmen."

Am Fuße des Berges, vor der Wohnung des

Verwalters, hielt Benatek. Er übergab sein Pferd einem Knechte und trat in das Haus. Der Verwalter, ein stark gebauter Mann in den besten Jahren, kam ihm freundlich entgegen. Als er in die verstörten Züge des Freiherrn sah, blieb er steif stehen. Benatek trat in ein Zimmer. Auf seinen Wink folgte ihm der Verwalter.

„Hinsko, du wirst deinen guten Herrn nimmer sehen," — weiter kam Kyburgs Freund nicht. Thränen erstickten seine Stimme. Er sank auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und weinte, wie ein Kind.

Der Bauer stand vor ihm, starr und stumm. Dann sagte er:

„Um Gottes willen, — was ist denn vorgefallen?"

Benatek hatte seinen Schmerz ausgeschüttet und erzählte. Die rauhen Züge des Verwalters waren hart und drohend geworden.

„Wann soll mein Herr todt geschaffen werden?"

„Morgen!"

„Wir werden ihn retten. Heute Nacht stürmen wir das Gefängniß."

„Still, Hinsko! Höre weiter," — und Benatek setzte ihn von dem Entschlusse Kyburgs in Kenntniß,

um seiner Person willen die Befreiungsanfänge Böhmens nicht in Frage zu stellen.

„Gebe also diesen Plan auf, Hinsko! Weiß Gott, auch mir fällt es namenlos schwer, diesen Wunsch deines Herrn zu erfüllen, — ihn rettungslos den vermaledeiten Preußen zu überlassen. Aber seine Gründe sind vernünftig, — seine Rettung kaum möglich. — Dagegen ist es sein dringender Wunsch, daß seine Familie nichts erfährt. Bewache den Weg nach dem Schlosse. Laß' Niemand hinauf, bis ich morgen wieder komme. — Hörst du?“

Der Verwalter hob das gebeugte Haupt und ließ es wieder auf die Brust herabsinken.

Der Freiherr bestieg sein Pferd, und eilte nach Milin zurück.

Hinsko sah ihm nach, unbeweglich, mit erloschenen Blicken. Dann begann es in seinen Augen wild aufzuleuchten.

„Rache, — Rache!“ stöhnte er. „Durch ganz Böhmen will ich laufen und Rache rufen wider diese preußischen Henker!“

Keine Gnade.

Friedrich II., ungewiß über die Bewegungen des Prinzen Carl, hatte sein Heer zusammengezogen, in der Absicht, im günstigen Augenblicke auf die Oesterreicher loszustürzen.

Er lag mit seinem Stabe zu Dobrzisch.

Diese Stadt und deren Umgebung wimmelte von Truppen aller Waffengattungen. Viele lagen in Hütten und Zelten auf freiem Felde.

Vor einer Zeltgruppe, unweit der Stadt, bildeten zwei Soldatenreihen eine lange Gasse. Jedes Glied dieser Gasse trug eine Ruthe in der Hand. Einige Unteroffiziere waren eben damit beschäftigt, einem Soldaten den Rock auszuziehen. Der Entkleidete, nur mit Beinkleidern und Hemd angethan, war ein junger Mensch von sehr leidendem Aussehen. Er trug die Hand verbunden, und den Arm in einer Schlinge. Auch die Schlinge wurde ihm abgenommen. Durch das bleiche Gesicht des Menschen zuckte ein jäher

Schmerz und Thränen entquollen seinen Augen. Er wurde vor den Eingang der Gasse geführt.

Um die Gasse her standen viele Neugierige aus Dobrzisch, um das ihnen unbekannte Schauspiel des Spießruthenlaufens zu betrachten. Sie sahen den schlaff herabhängenden Arm des Entkleideten, seine abgemagerte Gestalt, sein leidendes Aussehen, und inniges Mitleiden ergriff die Zuschauer.

Der dienstthuende Offizier trat heran. Er hielt ein Papier in der Hand.

„Der Füselier Marufski ist condemnirt, wegen Körperverletzung, verübt an sich selbst, vierundzwanzig Mal Spießruthen zu laufen. — Vorwärts, — marsch!“

Marufski trat in die Gasse. Die Ruthen zischten auf seinen entblößten Rücken nieder. Durch die Streiche getrieben, beschleunigte er den trägen, matten Gang. Jetzt ruhten die Streiche. Marufski stand am Ende der Gasse. Sein Gesicht war leichenblaß, sein Körper zuckte krampfhaft zusammen. Er fuhr über den kranken Arm, stöhnte schmerzlich auf und sank ohnmächtig nieder.

„Mit dem Kümmel ist nichts anzufangen,“ sagte der Offizier. „Aber ich kann nicht helfen. Nach des Königs Befehl muß er vierundzwanzig Mal durch die Gasse.“

Unter den Zuschauern entstand ein Gemurmel des Erbarmens und der Entrüstung.

In diesem Augenblicke ging Marquis d'Argens vorüber, ihm zur Seite Oberst du Moulin, Boyer's Landsmann. Der Marquis sah die Gasse, — eine gewöhnliche Erscheinung im preußischen Heere. Er wollte vorübergehen. Da fiel sein Blick auf die jammervolle Gestalt Marufski's. Er trat heran und betrachtete den unglücklichen Menschen.

„Wollen Sie den armen Teufel vollständig todt schlagen?“

Der Offizier zuckte die Achsel.

„Es geschieht nach allerhöchster Ordre,“ sagte er.

„Nach meiner Ansicht,“ fuhr Boyer fort, „ist der arme Tropf ein Gegenstand für das Spital, aber nicht für die Spießruthengasse. — Was hat er gethan?“

„Gerade nichts von Bedeutung,“ antwortete Oberst Moulin. „Der Dummkopf hieb sich zwei Finger ab, weil er des Soldatenlebens überdrüssig ist. Er wollte sich untauglich machen. Dafür wurde er zu zwei Jahren Festungsarbeit und zum Spießruthenlaufen condemnirt.“

„Ist er von deinem Regiment?“

Moulin nickte bejahend.

Der Marquis trat mit dem Obristen bei Seite. Sie redeten einige Augenblicke miteinander.

„Herr Lieutenant,“ rief der Obrist im Tone des Befehles, „die Exekution ist aufgehoben, — bis auf weitere Ordre!“

D'Argens und du Moulin gingen weiter.

„Das ist doch eine himmelschreiende und tyrannische Bestrafungsweise,“ sagte Bayer entrüstet. „Das ist keine Mannszucht mehr, — das ist Barbarei. So behandelt man keine Menschen, — nicht einmal Thiere! Der König verspottet seines Vaters Neigung für Stock und Knute, — mit Unrecht! Friedrich führt Stock und Knute weit schärfer, als sein Vater.“

„Einverstanden, Baptist! Du wirst aber sehen, daß er den armen Teufel nicht begnadigt.“

„Der Fall ist interessant,“ versetzte der Philosoph. „Er wird zeigen, ob ein Funken von Gefühl und Menschlichkeit in dem Könige lebt. — Mache deinen Bericht. Schicke ihn heute Abend, zwischen acht und neun Uhr. Ich werde bei Friedrich sein und die Eingabe unterstützen.“

Sie trennten sich.

Als Marquis d'Argens zur gewöhnlichen Stunde bei dem Könige eintrat, saß dieser hinter einem Tische. Vor ihm lagen Papiere, in denen er las.

„Freund Boyer, Neuigkeiten aus Frankreich von unseren Freunden," rief ihm der Fürst entgegen. „Voltaire ist heimlich in Paris, unausgesetzt am Sturze der Infamen arbeitend. — Da ist etwas für Sie," — er überreichte dem Franzosen ein versiegeltes Schreiben.

Beide lasen, — der König erregt und gespannt. Vor ihm lag ein Manuscript, von seiner Hand geschrieben. Seine Blicke flogen suchend über die Seiten hin, und verschlangen die von fremder Hand flüchtig hingeworfenen Randbemerkungen.

„Wahrhaftig!" rief er plötzlich. „Voltaire wird alt; denn er wird vorsichtig. Sie wissen, Marquis, ich habe ihm einige Entwürfe zur „„Geschichte meiner Zeit"" geschickt. Hören Sie nun, wie Voltaire ändert und verbessert! — Es handelt sich um die Begründung des schlesischen Krieges. Ich sage im Manuscripte: „„Kampffertige Truppen, ein gefüllter Schatz und ein lebhafter Charakter waren die Triebfedern des Krieges. Ehrgeiz, und der Wunsch, die Welt von mir reden zu machen, bestimmten mich, die Waffen zu ergreifen."" — Voltaire streicht die Stelle durch und setzt dafür: „„‚droites incontestables' à la Silesie.'""1) — Finden Sie Voltaire nicht allzu ängstlich?"

1) Menzel IV, 65.

„Nein, Sire! Voltaire hat Recht. Ihr Geständniß ist viel zu aufrichtig. „„Kampffertige Truppen, — ein gefüllter Schatz, — Ergeiz, — der Wunsch, die Welt von sich reden zu machen,““ — dies Alles zusammen gibt Ihnen keine Berechtigung, Oesterreich mit Krieg zu überziehen. Die Nachwelt würde Sie als einen gewissenlosen Eroberer verurtheilen.“

„Geben mir Voltaire's „„droites incontestables““ ein Recht?“ fragte der Monarch spöttisch lächelnd.

„Ohne Zweifel! „„Unbestreitbare Rechte auf Schlesien““ rechtfertigen den schlesischen Krieg vollkommen.“

„Wird aber die Nachwelt so dumm sein, und glauben, was ich selbst nicht glaube? Was ich nicht einmal die Berliner glauben machen konnte?“

„Die Nachwelt wird so vernünftig sein, und glauben, daß Sie am Besten die Gründe Ihrer Handlungsweise kannten. Die Nachwelt, Sire, wird immer einige klare Köpfe haben, welche Ihr Streben verstehen und Ihre Handlungsweise rechtfertigen — Lassen Sie Voltaire's Verbesserung, — sie ist klug.“

„Wohlan, Voltaire's Klugheit soll über meine Offenherzigkeit den Sieg davon tragen. — Willst du für einen Weisen gehalten, verstelle dich mit Kunst.“[1])

---

1) Morgenstudien S. 54.

Des Königs Flügeladjutant kam herein und legte ein Schreiben auf den Tisch.

„Von wem?"

„Vom Obristen von Moulin."

Der Adjutant ging.

„Kann ich denn keinen Augenblick für mich sein," murrte der Fürst, das Schreiben aufbrechend.

Boyer beobachtete die Züge des lesenden Königs.

„Moulin ist ein Schwachkopf, — ein Narr!" rief dieser. „Mit solchen Kleinigkeiten mich zu behelligen! Die Sache ist ja abgethan," — er griff zur Feder.

„Was will Moulin?" fragte Boyer.

„Wenn Sie der Fall interessirt, — hören Sie!" — und der König las: „„E. K. M. habe ich hiedurch allerunterthänigst melden sollen, wie ich die allergnädigst confirmirte Sentenz wegen des Füseliers Marufski, so zehn Zoll mißt und sich aus Melancholie die zwei vordersten Finger abgehauen, deßhalb auch zu vierundzwanzig Mal Spießruthen und zwei Jahren Festung condemniret worden, weil selbiger noch nicht völlig curirt, bis dato nicht exequiren lassen können. Da nun sowohl viele geistliche als weltliche Personen für ihn intercediren, und der Kerl aus größter Melancholie diese gottlose That verübt, — sein achtzigjähriger Vater auch einen anderen schönen Kerl von eben seiner Größe an seines

Sohnes Stelle der Compagnie zu verschaffen und zu stellen sich obligiret, wenn E. K. M. ihm die dictirte Strafe allergnädigst zu erlassen geruhen wollen: — als stelle E. K. M. allerunterthänigst anheim, was Allerhöchst dieselbe deßfalls allergnädigst zu resolviren geruhen wollen[1].'"

„Moulins Gnadengesuch erscheint vollkommen gerechtfertigt," sagte d'Argens. „Ich selbst ging zufällig vorüber, als die Exekution statt finden sollte. Der arme Teufel brach beim ersten Gange ohnmächtig zusammen. Sie müssen den Schelm begnadigen, Sire! Die Menschlichkeit fordert es."

„Begnadigen? Was denken Sie, Marquis? Begnadigen? In vierzehn Tagen hätte sich die Hälfte meiner Armee die Finger abgehauen. Nichts da, — keine Gnade!"

Abermals griff er zur Feder.

„Langsam, Sire! „„Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf seiner Armee!"" So lautet Ihr Schwort. Und jetzt verdammen Sie die Hälfte Ihrer Armee. Welche Ansicht ist nun die richtige?"

Der König warf die Feder hin.

---

1) Preuß IV. 334.

„Ah, — ich merke, vor Ihnen muß man auf der Hut sein, Boyer! Ihre Logik ist noch schärfer, als meine Kriegszucht. Glauben Sie denn, daß ich unter „„Armee““ das gemeine Volk verstehe? Durchaus nicht! Der Adel ist die Armee! Die Ehre macht den Soldaten, und das gemeine Volk hat keine Ehre.“

„Dies kann doch wohl Ihr Ernst nicht sein, Sire!“

„Mein voller Ernst! Ich drücke mich bestimmter aus: — nicht der ganze Adel besitzt Ehre, sondern nur der Adel im blauen Rock, — die Offiziere. Der übrige Adel taugt wenig. Sogar die Hofleute sind eitle, mit Kleinigkeiten beschäftigte Menschen, putzsüchtige Narren, Schmeichler, Intrikanten.“

„Wie schnell Sie fertig sind mit ihrem Urtheile, Sire!“

„Dies kommt daher, weil ich über die Sache reiflich nachgedacht und meine Beobachtungen gemacht habe. Sehen Sie, ich theile die Menschen in Klassen. Nennen Sie mir den Stand eines Mannes, und ich nenne Ihnen seinen Werth. Die Bauern sind rohe, dumme Geschöpfe, — so ein Mittelding zwischen Thier und Mensch. Die Gutsbesitzer sind harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, — die Juristen gewinnsüchtige Rechtsverdreher, — die Cameralisten eigennützige Plusmacher,

— die Aerzte unwissende Prahler, — die Kaufleute Wucherer und Betrüger, — die Geistlichen Dummköpfe oder Heuchler [1])."

„Sehr tröstliche Ansichten von den Menschen!"

„Soll ich mich selbst betrügen und die Menschen für tugendhaft halten? Alle menschliche Tugend gründet sich auf das Interesse oder den Ehrgeiz [2])."

„Sie nöthigen mich, sehr gering von mir zu denken, Sire!

„Warum denn?"

„Weil ich zwar von Adel bin, aber keinen blauen Rock trage."

„Dafür sind Sie Philosoph, — die einzige Menschenklasse, über die ich mir kein Urtheil anmaße. — Aber ich merke, mein Spruch über den Adel hat Sie verletzt. Ich begründe mein Urtheil. Aus vielen Fällen nur diesen! — Der Legationsrath, Graf Schwerin, — beklagte sich, daß bei einem Leichenbegängnisse ein Fähnrich den Vorrang vor ihm verlangt hatte. Die Sache kam an mich. Ich entschied: — der Fall kann durchaus nicht streitig sein; denn es versteht sich von selbst, daß ein Fähnrich allen Legationsräthen im Range vorgehe. Was that

1) Dhom IV. 435.

2) Morgenstudien S. 54.

Schwerin? Er legte sein Amt nieder und trat als Fähnrich ein[1]. — Hätte Schwerin Ehrgefühl besessen, er würde sein Amt niedergelegt haben, ohne Fähnrich zu werden."

„Doch nicht, Sire! Graf Schwerin wurde Fähnrich, weil er die Ueberzeugung gewann, daß in Preußen nur die Offiziere Ansehen genießen."

„Recht bissig, Boyer! — Lassen Sie mich Ihren Landsmann, den Obristen du Moulin, von seiner Schwachheit kuriren," — und neuerdings griff er zur Feder.

„Wollen Sie durchaus grausam sein, Sire?"

„Nicht grausam, aber entschieden! Der Schrecken allein hält gemeine Soldaten in der Zucht. Der Schrecken herrsche, — gehören ja drei Viertheile meiner Armee zu den Unsichern."

„Was sind das für Leute?"

„Sie wissen dies nicht? Die Soldaten sind eingetheilt in Vertraute, Halbvertraute und Unsichere. Sinn und Bedeutung dieser Worte ergeben sich von selbst. Die Unsicheren werden von den Vertrauten überwacht. Wir können gegenwärtig die Kriegsmillion

1) Mirabeau und Mauvillon IV. 249.

nur dadurch bei der Fahne erhalten, daß man ihnen des Nachts die Kleider wegnimmt[1])."

D'Argens lächelte.

„Lassen Sie den halbtodten Füselier völlig todtschlagen, Sire, dann laufen Ihnen die Unsicheren nackt davon."

Friedrich schrieb auf die Rückseite des Briefes:

„Quelle faiblesse, mon cher Du-moulin! Il faut exécuter les loix; car dans ces occasions les exemples sont nécessaires. Ne mollissez point, et tenez-vous-en à la rigidité. F.[2])"

„Ich beklage den armen Menschen!" sagte Boyer, durch des Königs Härte unangenehm berührt. „Hätte das Menschengefühl dem unerbittlichen Feldherrn Schonung abgerungen, so würde diese milde Nachsicht des Königs Majestät weit schöner gekleidet haben, als diese eiserne Strenge."

„Schöne Kleider taugen nichts für mich," warf der Monarch hin, indem er den Brief siegelte.

Abermals kam der Adjutant herein mit einem Schreiben in der Hand.

„Was ist denn schon wieder?"

„Aus Milin!"

1) O. Klopp. S. 153.
2) Preuß. IV. 334.

Der König las. Sein Gesicht wurde sehr erregt.

„Hölle und Wetter, — die Böhmen in offenem Aufstande! Ein Graf Kyburg hat zu Milin mein Manifest abgerissen, — die Stafette wurde zwischen hier und Milin erschossen, — schöne Dinge! Aber ich will die böhmische Canaille zur Raison bringen."

Er las weiter.

„Und Wartenberg hat Lust, den Rebellen meiner Gnade zu empfehlen? Nein, keine Gnade! — Hm, — als ob das Vermögen des Böhmen mir ohnehin nicht verfallen wäre!"

Er schrieb mit zitternder Hand.

„Graf Kyburg wird sogleich erschossen, — sein Vermögen wird eingezogen, — sein Schloß nach bekannter Ordre durch ein Detachement heimgesucht. F."

Er schob die Briefe dem Adjutanten hin.

„Augenblicklich befördern!"

Der Offizier ging.

Friedrich schritt in trübem Sinnen durch das Zimmer. Boyer las seinen Pariser Brief.

„Vortrefflich, — überaus praktisch!" rief der Marquis plötzlich aus.

Der Fürst, durch Boyers Ausruf aus seinen finsteren Gedanken gerüttelt, blieb stehen.

„Hören Sie doch, Sire, was Voltaire schreibt!

„„Wir gehen der Infamen tüchtig zu Leibe, und unsere Mühe ist nicht vergeblich. Durch einflußreiche Frauen, für die Aufklärung gewonnen, geschieht sehr Vieles. Ueberhaupt zeigen die vornehmen Stände weit mehr Verstand, als man bei ihnen vermuthete. Sogar Minister begrüßen den Bruch mit der Infamen und das Morgenroth einer freien Geistesrichtung. Man darf bereits öffentlich angreifen und verspotten, was man eben erst angebetet hat. — Eine sehr wirksame Kampfweise gegen die Infame haben Diderot und d'Alembert ersonnen. Beide gehen zu Paris in Kaffeehäuser, wo man sie nicht kennt, und wo es an Zuhörern niemals fehlt. Sie gerathen mit einander in Dispnt über die Religion. D'Alembert vertheidigt dieselbe, — natürlich so ungeschickt, als möglich. Der vollkommenste Triumph bleibt Diderot. Beschämt zieht sich der zu Boden geworfene d'Alembert zurück. Das Bedauern der Zuhörer, eine so mißliche Sache vertheidigt zu haben, begleitet ihn. Ihm folgt, unter dem Jubel der Anwesenden über den Sieg der Philosophie, der streitbare Diderot. — Dieser Kunstgriff, die Infame öffentlich lächerlich zu machen, ist ausgezeichnet und hat schon manchen Rekruten für die Aufklärung gewonnen [1].""

1) Barruel, hist. du Jacobinisme. Tom. I. p. 189.

Friedrich war dem Briefe aufmerksam gefolgt.

„Gut, — sehr gut," sagte er, „vorzüglich bei einer Nation, der ein witziger Einfall, eine Posse mehr gelten, als Schärfe und Klarheit des Verstandes."

„Im Uebrigen spricht aus Voltaire's Brief eine gedrückte Stimmung," sagte Boyer. „Die Verbannung aus Frankreich scheint ihn tief niederzubeugen. Sie sollten diesen gewaltigen Geist für die Berliner Akademie gewinnen, Sire."

„Sie sprechen meine Absicht aus, Marquis! Voltaire soll nach Berlin kommen, sobald die Schwärme des Prinzen Carl aus einander getrieben und Böhmen gewonnen ist. Dann wollen wir zusammen einen tüchtigen Kriegsplan gegen die Infame entwerfen. Ich darf es Ihnen wohl gestehen, daß mir ein Sieg über den Aberglauben des Christenthums weit ruhmvoller dünkt, als der Ruhm, Oesterreich vernichtet und die „nation prussienne" geschaffen zu haben. Mein Stolz ist es, am Siege der Philosophie über die Religion Theil zu nehmen. Wäre ich kein Fürst, so möchte ich nur Philosoph sein."

Das Wiedersehen.

Oberst Wartenberg eilte, des Königs Befehle zu vollziehen. Fünfzig Mann brachen gegen Wildstein auf. Sie sollten dieses Schloß „nach bekannter Ordre heimsuchen,“ — das heißt: ausplündern.

Den freien Platz, vor dem Gefängnisse zu Pilin, hielten zwei Compagnien besetzt. Sie standen Gewehr beim Fuße und erwarteten Kyburg, den sie vor die Stadt begleiten und dort erschießen sollten.

Pilins Bevölkerung strömte zusammen. Des Grafen Schicksal erregte allgemeine Theilnahme; denn Kyburg war in der ganzen Gegend beliebt und hochgeachtet. Manche schöne That der Menschenfreundlichkeit lebte in der Erinnerung auf. Man sprach von seiner Treue gegen die Könige, von seinen Opfern für das Gemeinwohl, von seiner Nachsicht und milden Behandlung der Untergebenen. Daher tiefe Niedergeschlagenheit und aufrichtiges Beileid im Benehmen der Menge.

Kyburg stand im Begriffe, den letzten Gang anzutreten. Er hatte auf den Knieen gelegen und gebetet. Neben ihm kniete Pater Anselm, aus dessen Händen er das heilige Abendmahl empfangen. Im Hintergrunde des Kerkers lehnte Benatek an der Wand, von Schmerz gebeugt und seit zwei Tagen um viele Jahre gealtert.

Soldaten, mit aufgepflanzten Bajonetten, standen vor der geöffneten Thüre.

„Die Zeit drängt, — vorwärts!“ sagte der Offizier.

Kyburg trat zu Benatek heran.

„Gedenke meines Weibes und meiner Kinder!“ sagte der Verurtheilte tief erschüttert. „Tröste sie,“ — seine Stimme erstickte.

Er umarmte den Freund. Dieser hatte alle Fassung verloren und weinte laut.

Der Graf, bisher gefaßt, erschien bei dem Gedanken an seine Familie im höchsten Grade ergriffen. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, und sein Gesicht wurde leichenblaß. Er sank auf den nächsten Stuhl hin.

Der Offizier schien gerührt.

„Wünschen Sie einen Wagen?“ fragte er. „Die

Richtstätte liegt zweitausend Schritte vor der Stadt, und Sie sind sehr angegriffen."

„Danke, mein Herr! Nur eine vorübergehende Schwäche," entgegnete Kyburg, indem er sich langsam erhob. „Aber — noch einen Auftrag hätte ich an den König von Preußen. Wollen Sie die Güte haben, und diesen Auftrag übernehmen?"

„Verurtheilten schlägt man die letzte Bitte nicht ab," versetzte der Soldat.

„Sagen Sie dem Könige, daß ich meine That keinen Augenblick bereue. Ich handelte nach meiner Ueberzeugung von dem großen Unrechte und der Unwahrheit des Königs. Ich sterbe in Treue und Anhänglichkeit für die gerechte Sache, für Maria Theresia und für Oesterreich. Sagen Sie ihm, — Böhmen sei glücklich gewesen unter Habsburgs milder Herrschaft. Wolle der König auf das Wort eines Sterbenden Gewicht legen, so möge er innehalten und nicht weiter gehen auf einer Bahn, die namenloses Elend über das Reich bringen müsse. Er möge bedenken, daß es auch für Könige einen Richter gebe, und vor jenem Richter erwarte ich ihn. — Gehen wir!"

Festen Trittes verließ Kyburg das Gefängniß. Voraus die Soldaten, ihm zur Seite der Geistliche. Benatek folgte, wankend und taumelnd.

Als der Verurtheilte vor das Thor trat, und der Volksmenge sichtbar wurde, entstand eine lebhafte Bewegung. Man hörte halb unterdrückte Ausrufungen des Schmerzes, Aeußerungen der Entrüstung, Verwünschungen gegen die Preußen. Man sah thränenschwere Augen und ringende Hände.

Der Commandoruf setzte die Truppenabtheilungen in Bewegung. Der Zug stand zum Aufbruche bereit und harrte des Marschbefehles. Es war ein Augenblick tiefer Stille.

Da hallte der Hufschlag eines anstürmenden Pferdes die Straße herauf. Wartenbergs Adjutant sprengte heran. Zu dem commandirenden Offiziere vom Pferde niedergebeugt, sprach er hastige Worte. In der Ferne klangen Trommelschläge. Volk und Soldaten horchten erstaunt auf.

Der General-Marsch wirbelte durch die Straßen Milins.

Gegen Wen galt dieser unerwartete Ruf: unter die Waffen? Die Bürger riethen und vermutheten.

„Die Oesterreicher, — die Oesterreicher!" rief eine Stimme.

Ferne Schüsse begleiteten diesen Ruf. Die Menge kam in freudige Bewegung. Die Schüsse krachten fort, und der Wind trug verworrenes Getümmel herüber

Der Tambour rührte die Trommel. Es entstand eine tiefe Stille.

„Bürger Milins!" rief es. „Der Feind rückt an. Ein Straßenkampf steht bevor. Zeigt es sich, daß ihr im Einvernehmen steht mit dem Feinde, daß ihr ihm Beistand leistet, dann wird Milin dem Boden gleich gemacht. — Fort in eure Häuser!"

Ueber den Platz, durch die Straßen schob und drängte die bestürzte Menge.

Kyburg wurde in den Kerker zurückgebracht.

„Die Oesterreicher? Es ist unmöglich!" sagte er. „Nach den letzten Nachrichten, stand Prinz Carl an der sächsischen Grenze."

„Dennoch sind es die Oesterreicher, — unsere Retter und Befreier," entgegnete Benatek. „Du gabst vorgestern einem Bettler Almosen. Dieser Bettler sagte: „„Graf Boskay wird den Vater der schönen Agnes nicht erschießen lassen."" — Ich vergaß, im Drange der Umstände, in meiner Verwirung, diese Worte."

„Dies hat der Bettler gesagt?" fragte Kyburg erstaunt. „Merkwürdig, — sollten die tapferen Rothmäntel wirklich in der Nähe sein?"

„Höre nur, — der Kampf ist entbrannt! Gott helfe uns!"

Unausgesetzt krachten die Schüsse. Der Anfall

mußte von verschiedenen Punkten erfolgt sein; denn nach allen Richtungen hörte man Schießen und Getümmel. Der Geistliche betete. Die Edelleute standen lauschend, und bemüht, aus dem Getöse den Stand des Kampfes zu erforschen.

„Ein combinirter Anfall!“ flüsterte Kyburg. „Durch die Mündungen aller Hauptstraßen dringen die Unserigen ein. Hörst Du?“ — und er deutete nach den vier Himmelsgegenden. „Gelingt es, die Preußen zu werfen, dann muß der Kampf sich entscheiden im Mittelpunkte der Stadt.“

Des Grafen Behauptung schien sich rasch zu erfüllen. Immer näher kam das Getöse. Ueber den Platz vor dem Gefängniß brausten anstürmende Reiter.

„Hurrah, — hurrah! Moriamur pro rege nostro!“ donnerte es in den Kerker hinein.

„Die Ungarn!“ sagte Kyburg.

Als jetzt ein mörderisches Gewehrfeuer jedes andere Getöse verschlang, falteten sich des Grafen Hände.

„Gott im Himmel! — Du starker Hort der Gerechtigkeit, — Lenker der Schlachten, — stehe ihnen gnädig bei!“ betete Kyburg.

Und fort wälzte sich der blutige, tosende Knäuel.

Die letzten Schüsse waren verhallt. Die Straßenschlacht war entschieden. — Die drei Männer in dem

Gefängnisse sprachen kein Wort. In banger Erwartung harrten sie der Kunde. Minuten wurden zu Stunden. Keine rettende Hand schob die Riegel des Gefängnisses zurück.

„Du wirst sehen, Rudolph," sagte Kyburg trübe, „mein Tod wurde nur um einige Stunden verschoben. Wären die Ungarn Sieger, jene Thüre hätte sich längst geöffnet."

Benateks kaum belebter Blick begann, neuerdings zu erlöschen. Er sah trostlos nieder. Auch ihn beunruhigte das Ausbleiben der Retter.

„Geben Sie die Hoffnung nicht auf, meine Herren!" sagte der Geistliche. „Unsere Freunde haben zwar gesiegt, aber die Lage des Herrn Grafen noch nicht erfahren."

Kyburg schüttelte den Kopf. Er wußte, daß jeder Bürger von Milin sich beeilt haben würde, seine Haft den siegreichen Oesterreichern mitzutheilen.

Klirrende Reitertritte und laute Stimmen schallten durch den Gang. An der Thüre rasselten die Schlüssel des Kerkermeisters. Eine riesige Gestalt trat unter den Eingang. Sie blieb auf der Schwelle stehen, und sah in das Halbdunkel des Kerkers.

„Wo stecken sie denn, Graf Kyburg?" rief eine rauhe Stimme in den Kerker herein.

Der Gefangene trat vor die Gestalt.

„Ah, — da sind Sie ja!" rief Trenk. „Wir sind gekommen, um Sie aus diesem Loche zu befreien."

Kyburg ergriff Trenks Hand, und stammelte, tiefbewegt, seinen Dank.

„Lassen wir das, Herr Graf!" sagte der Pandurenführer. „Von meinen Leuten war nur eine Schwadron dabei. Boskay's Rothmäntel haben Sie eigentlich herausgehauen. — Hier ist Ihr Retter!"

Der Graf umarmte den Magnaten. Als jetzt Boskay den Grafen näher betrachtete, schienen ihm dessen Züge bekannt. Jener Fremde, der ihm zu Wien warnend gegenüber getreten, und einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht, stand vor ihm. Kyburg sah des Magnaten Ueberraschung, errieth deren Ursache und lächelte.

„Ich glaube, wir sehen uns heute nicht zum ersten Male," sagte Trenk, nachdem er Kyburg sinnend betrachtet. „Haben Sie uns, vor zwei Jahren in Mähren, nicht einen nächtlichen Besuch gemacht?"

„Sie täuschen sich nicht, Herr Obrist! Jenes Schloß gehörte meinem Freunde Mühlheim, den die Preußen ausgeplündert und vertrieben hatten. Und hier sehen Sie ein weiteres Opfer preußischer Gewalt-

that, den Freiherrn von Benatek, welchen die Preußen vorgestern geprügelt haben."

„Trösten Sie sich, Herr von Benatek," sagte Trenk. „Jene, die Sie geprügelt, werden Keinen mehr prügeln. Sie Alle mußten über die Klinge springen. — Aber jetzt fort, meine Herren, aus dieser Behausung der Ratten und Mäuse! Hab' wirklich Hunger und Durst. Die Arbeit war nicht klein. Die Preußen wehrten sich, wie besessen."

Kyburg schob im Hinausgehen seinen Arm unter jenen Boskay's.

„Wie Vieles habe ich Ihnen zu sagen, — wie Vieles Sie zu fragen," mein lieber Graf! „Jetzt nur Dank, — Dank meinem Lebensretter!"

„Es freut mich, daß Sie endlich mit mir zufrieden sind," sprach der Magnat lächelnd.

„Hoffentlich werden Sie es auch bald mit mir sein," entgegnete Kyburg. „Sie erlauben doch, daß ich Ihnen meine Familie vorstelle?"

„Ueber diesen Tag kann ich verfügen, — doch keine Stunde weiter."

„Agnes wird staunen, einen Bekannten aus Wien so unverhofft zu sehen."

„Ist Fräulein Agnes hier?" fragte Boskay freudig überrascht.

„Hier nicht, aber in der Nähe, auf Schloß Wild-stein.“

Der junge Mann schien eigenthümlich bewegt. Er ging schweigend an Kyburgs Seite, bis vor das Gefängnißgebäude.

Hier stand des Grafen Wachtmeister, Mathias Skandori. Er hielt ein blutiges Tuch in der Hand, mit dem er das über die Wange rinnende Blut abwischte.

„Laß dich verbinden, Mathias!“ sagte Boskay.

„Nicht der Rede werth, — nur ein Streifstich.“ — und er sah Kyburg an, indem er bedeutungsvoll lächelte.

„Sie kennen den Lahmen nicht mehr, dem Sie ein doppeltes Goldstück gegeben, gnädiger Herr,“ sagte Mathias.

Kyburg betrachtete den Wachtmeister.

„Ihr jener Lahme? Unmöglich!“

„Dennoch ist er es,“ bestätigte Boskay. „Mathias ging, in der Verkleidung eines Krüppels, auf Kundschaft hieher, und überbrachte die Nachricht von Ihrer gefährlichen Lage.“

Kyburg ergriff des Wachtmeisters Hand und drückte sie warm.

„Meinen Dank, wackerer Mann! Wenn ich dem

Lahmen mit Vergnügen ein Almosen gab, so werde ich mit noch weit größerer Freude meinem Wohlthäter wenigstens einigermaßen vergelten. — Sie erlauben doch, Graf, daß Ihr Wachtmeister uns nach Wildstein begleitet?“

Boskay nickte bejahend.

Sie schritten durch die Straßen nach Benatek's Wohnung. Allenthalben waren die Spuren des Kampfes sichtbar. Leichen lagen in den Gassen umher, Verwundete wurden von Bürgern und Soldaten weggetragen. Die Ungarn hatten bedeutende Verluste erlitten, und Boskay's Züge wurden trübe, wenn sein Blick auf todte Rothmäntel und Panduren fiel. —

Jenes preußische Detachement, nach des Königs Befehl commandirt, Schloß Wildstein nach „bekannter Ordre heimzusuchen,“ fuhr auf einigen Bauernwagen nach dem Orte seiner Wirksamkeit. Die Wagen, mit hohen Leitern bestellt, hatten den Zweck, jene Dinge von Wildstein nach Milin zu bringen, welche das Wohlgefallen der Preußen verdienten.

Die Soldaten waren guter Laune; denn die Heimsuchung der reichen Grafenburg versprach glänzende Erfolge.

Die Wagen hielten in dem Dorfe vor zwei Wirthshäusern, die sich gegenüber lagen. Die Bauern

streckten die Köpfe aus den Fenstern. Sie sahen die blanken Gewehrläufe, die drohend aufgepflanzten Bajonette, die leeren Wagen, und errietheu den Zweck des Besuches. Aber sie glaubten, der Besuch gelte dem Dorfe selber.

Die Soldaten sprangen von den Wagen, betraten die Wirthshäuser, und verlangten im Tone der Eroberer Speise und Trank.

„Wie weit ist's noch auf das Nest hinauf?“ fragte ein Unteroffizier den Wirth.

Der Gefragte sah den Soldaten mit großen Augen an.

„Versteht Er mich nicht, Wirth? Ich meine das Schloß Wildstein.“

„Nach der Burg ist's noch eine gute halbe Stunde.“

„Kann man mit den Wagen hinauffahren?“

„Nein! Der Berg ist sehr steil. Wollen die Herren dem Grafen Kyburg einen Besuch machen?“ fragte der Wirth, scheinbar gleichgültig.

„Dem Grafen nicht, — der wird bereits erschossen sein. Wohl aber des Grafen Kellern, Speichern und Schubladen.“

Der Wirth war bleich geworden.

„Graf Kyburg erschossen?“ stieß der Mann hervor.

„Freilich! — Teufel, Wirth, ich merke, daß auch Er zu der Böhmischen Canaille gehört; denn Er wird

ja kreideweiß, statt sich zu freuen, daß der Verräther Kyburg daran mußte."

„Ich weiß nicht, was der Herr sagen will," stotterte der Wirth. „Aber der Graf ist mein Grundherr, und da — da er ein guter Herr gewesen, thut er mir leid."

„Flugs, Ochsenwirth!" riefen die Soldaten. „Flugs, — Wein, Bier, Brandwein!"

Der Wirth eilte hinaus. Volle Krüge kamen. Fleisch und Brod folgten.

Ein junger Mensch verließ eilig das Wirthshaus. Er huschte an den Häusern hin, blieb hie und da stehen, klopfte an den Fensten, sprach hastige Worte und rannte weiter. Er verließ den Ort und lief dem Schlosse zu.

Hinsko, des Grafen Verwalter, stand auf der Wache. Er sah den herbeieilenden Burschen, und trat auf die Straße heraus, welche nach dem Schlosse führte.

„Vetter Hinsko, — die Preußen sind da, — wollen das herrschaftliche Schloß plündern," sagte der Junge keuchend. „Mein Vater schickt mich herüber, — Ihr sollt das Schloß besetzen und Keinen hineinlassen. An die Zwanzig hab' ich im Dorfe aufgeboten, sie werden gleich da sein."

„Wie viele Preußen sind's?"

„Sechszig, — siebenzig! Sie haben Wagen, um Alles im Schlosse wegzufahren."

„So, — so! Komm' herein, Franz!" sagte Hinsko kurz.

Sie traten in das Haus. — Bald sah man, vom Dorfe herüber, auf verschiedenen Feldwegen, einzelne Männer eilen. Sie alle trugen Gewehre und einen Ledergurt um den Leib, an dem eine kleine Tasche mit Patronen hing. Die Männer traten alle bei dem Verwalter ein.

Die Schloßbewohner ahnten nichts von der drohenden Gefahr. Als nun die bewaffneten Bauern plötzlich den kleinen Burghof erfüllten, die Brücke emporzogen, das Thor schlossen und die Thürme besetzten, entstand große Bestürzung in den alten Mauern. Hinsko hatte es übernommen, die Gräfin zu verständigen, und erschien nun vor der geängstigten Schloßherrin.

„Gnädige Frau," sagte er, „an die siebenzig Preußen sind auf dem Marsche hieher, um das Schloß auszurauben. Wir haben nun das Thor geschlossen und die Burg besetzt, um diese raubgierigen Wölfe abzuhalten."

Adelheid sah den Verwalter in sprachloser Bestürzung an.

— „Es ist nicht möglich, Hinsko, was Er sagt! Der König von Preußen wird doch sein Militär nicht zum Berauben und Plündern wehrloser Häuser mißbrauchen?"

„Doch möglich, gnädige Frau! Die Preußen sind schon da. Sie zechen im Dorfe, und haben viele Wagen mitgebracht, um Alles aufzuladen, was im Schlosse ist. Vielleicht haben sie auch im Sinne, das Schloß anzuzünden. O ja! Warum nicht? Der Preuße ist zu Allem fähig."

Die Gräfin dachte an den mährischen Krieg, aus dem ihr Gatte so manche haarsträubende Thaten der Preußen erzählte. Es beschlich sie ein leises Zittern, und mehr ein natürlicher Trieb, als Ueberlegung, gab ihr den Gedanken zur Flucht.

„Ihr könnt das Schloß nicht vertheidigen, Hinsko! Die Preußen werden den Eingang erzwingen. Durch euern Wiederstand ergrimmt, werden sie schrecklich hausen. Steht ab von diesem unheilvollen Beginnen, — ich verbiete euch die Vertheidigung des Schlosses. Sogleich werde ich mit meinen Kindern die Burg verlassen."

Sie wollte forteilen.

„Noch ein Wort, gnädige Frau! Ich kann Ihnen nicht gehorchen. Was ich thue, das thue ich auf Befehl meines Herrn. Seien Sie nur ganz ruhig, — es soll Keiner hereinkommen. Und denn, sehen Sie, — zur Flucht ist's schon zu spät; — dort kommen die Räuber."

Bajonette glänzten am Fuße des Berges, und die Preußen begannen, empor zu steigen. Der schmale Weg zwang sie, paarweise zu gehen, und so eine ziemlich lange Reihe zu bilden. Adelheid sah die Linie, welche langsam, einer ungeheuren Schlange ähnlich, emporkroch. Sie trat in sprachloser Angst von dem Fenster zurück und eilte aus dem Zimmer zu ihren Kindern.

Zu beiden Seiten des Burgthores sprangen Thürme hervor. Diese Thürme hatten zahlreiche Schießscharten und waren von den Bauern besetzt.

„Haltet euch mannhaft!" rief Hinkel seine Begleiter an. „Denkt an unseren guten Herrn, — an sein Weib, an seine Kinder! Denkt an die Plagen und Qualen, welche der Preuße über das Land gebracht. Nieder mit ihnen!"

Die Preußen waren da. Sie standen erstaunt vor der aufgezogenen Brücke und dem verschlossenen Thore.

„Beim Teufel, — die Schufte wollen sich verthei=

digen!" sagte ein Offizier. „Müssen wir Kanonen herbeiholen und das Nest zusammenschießen? He da, — aufgemacht! Im Namen des Königs — aufgemacht!"

„Was wollt ihr?" rief Hinsko aus dem Thurme.

„Das sollt ihr gleich erfahren, — aufgemacht!"

„Oho, — der Herr spricht, als ob er hier etwas zu befehlen hätte," rief es entgegen. „Warten könnt ihr, bis zum jüngsten Tage, — herein kommt ihr nicht!"

Die Soldaten fluchten. Sie betrachteten die hohen Mauern und erkannten die Unmöglichkeit, gewaltsam einzudringen.

„Seid klug und macht auf," rief der Offizier, diesmal in etwas herabgestimmtem Tone. „Wir verlangen Oeffnung im Namen des Königs, und wer sich dem Willen des Königs widersetzt, muß schwer büßen."

„Unser König ist Maria Theresia," rief Hinsko, „und Maria Theresia schickt keine preußischen Diebe. Kommt ihr aber im Namen des Preußenkönigs, so wißt, daß wir ebenso gut dem Teufel gehorchen, als eurem König."

„Das sollst Du büßen, frecher Bube!" rief der Offizier grimmig. „Ein Verräther, eine böhmische

Canaille bist Du, wie Dein Herr, welcher heute zu Milin erschossen wurde. Und euch allen soll das Gleiche begegnen, so ihr nicht zur Stelle öffnet."

Die Erwähnung Kyburgs versetzte Hinsko in Wuth. Wilde Rache leuchtete in seinen Augen; er griff das Gewehr fester, legte an, der Schuß krachte, und der Offizier stürzte todt nieder.

Das Zeichen zum allgemeinen Angriffe war gegeben. Alle Bauern feuerten. Das nahe Ziel, der dicht gedrängte Haufen vor dem Thore, ließen jede Kugel treffen. Einige Preußen röchelten am Boden, Andere, schwer verwundet, wankten. Die Soldaten erwiederten die Schüsse, aber keine Kugel fand den Weg durch die schmalen Schießscharten. Sodann ging es zurück, rasch den Berg hinab. Neuerdings krachten Schüsse von der Burg hernieder, und die Kugeln flogen zischend über ihren Köpfen weg. Außer Schußweite, am Fuße des Berges, machten die Preußen Halt. Sieben Todte lagen in einer Reihe am Wege, die Verwundeten verbanden sich, die Uebrigen sahen fluchend zur Burg empor.

„Für jeden dieser Sieben, sollen sieben Bauern hängen!" sagte Lieutenant von Bellenberg.

„Viel zu gnädig!" rief ein Unteroffizier. „Das

ganze Nest da droben sollte mit Mann und Maus zusammengeschossen werden."

„Dies wäre gegen unseren Vortheil und gegen des Königs Befehl," entgegnete Pellenberg. „In dem Schlosse liegen kostbare Dinge, und reiche Lebensmittel aufgehäuft. Ist die Burg ausgefegt, dann mögen unsere Kanonen die böhmische Canaille unter den Trümmern begraben. — Zurück nach Milin!"

Sie legten die Todten über ihre Gewehre, und traten langsam den Rückweg an.

Sie waren dem Dorfe nahe gekommen. Da brach eine Reiterschaar aus demselben hervor und stürmte gegen die Preußen los. Diese machten augenblicklich Halt. Sie legten die Todten nieder und griffen zu den Waffen. Allein der Ueberfall geschah zu unerwartet und plötzlich. Die Meisten von ihnen hatten nicht einmal die Gewehre geladen. Bevor sich die Ueberfallenen fassen konnten, waren einige von ihnen niedergehauen, die Uebrigen nach kurzer Gegenwehr übermannt und entwaffnet.

„Mathias!" rief Boskay, den blutigen Säbel in die Scheide stoßend, „reite in das Dorf hinüber, schicke einen Wagen heraus, um die Todten aufzuladen. Die Gefangenen werden sogleich, unter hinreichender Bedeckung, nach Milin gebracht."

So geschah es, daß die Preußen, gefangen und todt, auf denselben Wagen zurückkehrten, welche sie zur Beladung des Raubes mitgebracht hatten.

Auf dem Schlosse hatte man den Ueberfall des Feindes bemerkt. Gräfin Adelheid blickte dankend zum Himmel empor. Agnes sah Beskow's hohe Gestalt von dem rothen Mantel umflattert, an des Vaters Seite in raschem Ritte herankommen, und ein jungfräuliches Erglühen überströmte ihr Antlitz.

Die Bauern öffneten das Thor und stürmten hinaus.

Als Koburg am Fuße des Berges anlangte, liefen ihm die Bauern entgegen. Voran Hinsko. Der Graf stieg vom Pferde und reichte Jedem die Hand. Hinsko weinte vor Freude, seinen guten Herrn lebend wieder zu sehen. Er sank vor ihm nieder, und umfaßte seine Kniee. Die übrigen Bauern küßten des Grafen Hände, sogar sein Gewand, und Beskow mit den Offizieren sahen gerührt auf diese Aeußerungen grenzenloser Hingebung. Koburg selbst war tief bewegt.

„Ich danke euch, ihr wackeren Männer!“ sprach der Graf. „Ihr habt mein Haus und meine Familie gegen räuberischen Ueberfall geschirmt. Dafür ist euch und euren Familien auf zwanzig Jahre der ganze

Bürgerwacht erlassen. — Jetzt kommt hinauf! Wir werden sehnsüchtig da droben erwartet. — Du, Hinsko, erzähle mir beim Hinaufgehen den ganzen Hergang."

Der Verwalter befolgte mit großer Weitschweifigkeit die Weisung seines Herrn. Sogar die wechselnden Reden, zwischen ihm und den Preußen, wurden nicht vergessen und mit kräftigen Zusätzen ausgeschmückt.

„Bei All' dem hab' ich dennoch gefehlt, — denn ich hab' gegen den ausdrücklichen Befehl der gnädigen Frau gehandelt," schloß Hinsko etwas kleinlaut seinen Bericht.

„Was hat die Gräfin Dir befohlen?"

„Wir sollten das Schloß gegen die Preußen nicht vertheidigen, — sie würden dadurch nur grimmiger, unsere Vertheidigung aber sei doch vergeblich. Da wußt' ich mir nicht mehr zu helfen, gnädiger Herr, und sagte, der Herr Graf habe mir die Vertheidigung des Schlosses befohlen. Das ist zwar nicht wahr, — das ist gelogen, — aber, wie gesagt, ich wußte mir nicht anders zu helfen. Und wenn die Rede einmal sollte darauf kommen, so bitt' ich den gnädigen Herrn, mich vor den Augen der gnädigen Gräfin nicht als Lügner stehen zu lassen."

„Sei deshalb unbesorgt, Hinsko! Wenn auch nicht

auf meinen ausdrücklichen Befehl, so hast Du doch ganz in meinem Sinne gehandelt."

Sie überschritten die Zugbrücke. Kyburg ging an der Spitze der Bauern. Ihnen folgten die Ungarn zu Pferd.

Im Burghofe stand die Gräfin, den kleinen Otto an der Hand, ihr zur Seite Agnes, und weiter zurück das ganze Schloßgesinde. Kyburg drückte seine Gattin an die Brust, und Beide hielten sich einige Sekunden in sprachloser Freude umschlungen. Er küßte sodann den kleinen Otto und Agnes. Das Gesinde grüßte er durch freundliches Kopfnicken.

Die Ungarn waren von den Pferden gestiegen.

„Graf Boskay," sagte Kyburg, den Magnaten vorstellend. „Jener wackere Degen, von dem die Tagesgeschichte so manche tapfere Thaten erzählt."

Adelheide verbeugte sich vor dem Führer der Rothmäntel, und ihr Blick ruhte voll Bewunderung auf der kriegerischen Gestalt.

„Ich bemerke sogleich," fuhr Kyburg nach einigem Schwanken fort, „daß ich Dir den Retter meines Lebens vorgestellt habe. Ohne Boskays Dazwischenkunft, würde ich von den Preußen heute morgen erschossen worden sein."

Die Gräfin erbleichte. Sie stand augenblicklich

entsetzt, Thränen füllten ihre Augen, und dann ergriff sie, von einem überwältigenden Drange hingerissen, mit beiden Händen des Magnaten Rechte, und wollte dieselbe an ihre Lippen drücken. Der Graf zog seine Hand sanft zurück.

Während die Blicke der Gräfin und aller Umstehenden voll Bewunderung und Dank auf dem Retter des Schloßherrn ruhten, wandte sich der Magnat an Agnes. Ihre strahlende Schönheit, noch erhöht durch die Regungen namenloser Freude, machte den jungen Mann etwas befangen. Er sah tief in ihre leuchtenden Augen hinein, die sich vor ihm senkten, und bevor Beide eine Sylbe zu einander gesprochen, hatten sie die Wechselseitigkeit von Gefühlen sich gestanden, welche sie beide unbeschreiblich glücklich machten.

Kyburg hatte die übrigen Offiziere vorgestellt. Sodann befahl er, die Bauern zu bewirthen, und stieg hierauf mit seinen Gästen zu dem Rittersaale der alten Burg empor.

Ausgang.

Friedrich II. erfuhr den Ueberfall Milans und den Anmarsch der Oesterreicher fast zur nämlichen Stunde.

Unverweilt brach er auf, und bezog eine feste Stellung bei Konopischt. Die Oesterreicher folgten ihm. Sie lagerten auf den Höhen von Marschowitz, nur anderthalb Stunden von den Preußen entfernt.

„Prinz Carl führt seine Truppen beinahe unter meine Kanonen,“ sagte Friedrich. „Für dieses noble Entgegenkommen müssen wir dem Prinzen rasch unseren Besuch machen.“

Von Siegesmuth erfüllt, brach er am Nachmittage des vier und zwanzigsten Oktobers auf. Die preußische Armee marschirte in acht Kolonnen. Nur ein Regiment blieb im Lager zurück, zum Schutze des Gepäckes. Der Soldat mußte, zur Freiheit rascher Bewegung, Alles zurücklassen und durfte nichts tragen, als das Gewehr und sechszig Patronen und den Brodsack.

Mit dem Abende traten die Preußen vor das Angesicht des Feindes, dessen Zelte weithin die Höhen bedeckten. Friedrich wollte seine Truppen rasten, und am folgenden Morgen die Oesterreicher angreifen lassen. Speisen wurden in reichem Maße vertheilt; denn Friedrich wußte, daß ein leerer Magen schlechte Dienste leistet beim Schlagen.

Ein klarer Nachthimmel spannte sein sternbesätes Gewölbe über die feindlichen Armeen. Das Getöse beider Lager vermischte sich, und ihre Wachtfeuer schlugen am Himmel zu einem gemeinsamen Gluthenmeere zusammen. In diesem glühenden Meere schwammen, wie glänzende Brillanten, die milden Sterne, welche in stiller Trauer auf die Völker niederblickten, die im Begriffe standen, sich zu morden und zu zerfleischen.

Der Morgen kam. Die Preußen marschirten in Schlachtordnung auf. Die Oesterreicher lagen unbeweglich auf den Höhen.

Der König besichtigte die feindlichen Stellungen, um die schwächsten Punkte für den Angriff zu erspähen. Das Lager des Prinzen bildete einen Halbmond. Dieser Halbmond hatte eine Ausdehnung von drei Stunden. Der spähende König fand zum Sturme keine Bresche. Allenthalben machten unüberwindliche Schwierigkeiten

des Bodens, oder furchtbare Batterien, jeden Angriff unmöglich. Zugleich erkannte Friedrich den Scharfblick des feindlichen Feldherrn, welcher diese Wahl der Positionen getroffen und so klug die Oertlichkeiten benützt hatte.

„Meine Herren," sprach der König zu den begleitenden Offizieren, „ich ziehe den Hut vor dem strategischen Scharfblicke des Grafen Traun. Betrachten sie diese Höhen, welche Natur und Stellungen unüberwindlich gemacht haben. Ich sage ihnen, es wäre Tollkühnheit, hier einen Angriff zu wagen."

Mittlerweile bestürmten die jüngeren Generäle den Prinzen Carl, er möchte Befehl zum Angriffe geben.

Der Prinz berief den Kriegsrath.

Die ernsten Männer, mit den benarbten Gesichtern, mit den kühnen Blicken und mit den scharfen Zügen, saßen in weitem Kreise um den Herzog von Lothringen. Unter ihnen Graf Traun, der größte Stratege seiner Zeit, ein ruhiger sinnender Mann, mit hellen durchdringenden Augen und geistreichen Gesichtszügen. Damals schon war Trauns Feldherrnruhm fest begründet. Er hatte die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen, und mit geringen Opfern die gefahrvolle Ueberschreitung des Stromes dadurch vollbracht, daß er den lauernden Feind durch Märsche und Gegen-

märsche der Art täuschte und ermüdete, daß der Uebergang unerwartet und an einer Stelle geschah, wo es die Franzosen nicht vermutheten. Er schlug Seckendorf und den Marschall Coigny, durchbrach die befestigten französischen Linien und drang in Lothringen ein. Durch seine Bewegungen und Angriffe setzte er die französischen Marschälle so in Schrecken und Verwirrung, daß sie zuletzt nicht mehr Stand hielten, und bei dem Anrücken des Feindes sehr feste Stellungen freiwillig aufgaben. Traun hatte siegreich das deutsche Banner in Frankreich entfaltet, er drängte die Franzosen immer weiter zurück, bis Friedrichs Einfall in Böhmen das Heer zurückrief. Und nun vollzog er den Rückmarsch mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Im Angesichte der nachdrängenden französischen Armee überschritt er den Rheinstrom, und führte das Heer in ein und zwanzig Tagmärschen an die böhmische Grenze.

Trauns Feldherrngenie wurde von Maria Theresia und von dem ganzen österreichischen Heere gewürdigt, bei dem er im höchsten Ansehen stand.

Prinz Carl trug dem versammelten Kriegsrathe den Zweck der Zusammenkunft vor. Obwohl er selbst kein bestimmtes Votum gab, ließ er dennoch seine Neigung zur Schlacht durchblicken.

Graf Traun hatte die erste Stimme. Alle Augen waren auf den Feldmarschall gerichtet, der nachdenkend niedergesehen, und jetzt seinen Blick erhob. Mit vieler Klarheit und gewohnter Schärfe der Auffassung, entwickelte er seine Ansicht, welche gegen eine Schlacht stimmte.

„Welcher Theil den andern angreift, wird geschlagen," schloß Traun sein Votum. „Ich werde auch ohne Angriff den Preußen nöthigen, daß er Böhmen räumt[1])."

Hiermit war die Sache entschieden, — so groß war das Vertrauen in den Feldherrnblick des Grafen.

Die jüngeren Generäle murrten zwar, und Trenk zeigte große Lust, durch seinen ungestümen Muth Trauns Autorität über den Haufen zu werfen. Aber Prinz Carl entschied im Sinne des Grafen, und die Preußen warteten den ganzen Tag vergebens, auf die von den Höhen niedersteigenden Oesterreicher.

Unbelästigt von dem Feinde, rückte Friedrich in seine Stellung bei Konopitscht. Augenblicklich ließ Traun seine strategischen Künste wirken. Alle Zufuhr wurde den Preußen abgeschnitten und Friedrich gezwungen, das Lager bei Konopitscht zu verlassen. Mit

---

1) Gfrörer B. III. S. 282.

diesem Schritte war er Trauns Macht verfallen. Er konnte seine Stellungen nicht mehr nach freiem Ermessen wählen, sondern mußte jene Wege gehen, die ihm Traun vorschrieb. Des Grafen Genie drängte die Preußen unwiderstehlich aus Böhmen hinaus. Wie ein Zauberer bannte er Friedrichs Heer in Gesetze seines Willens, und bezeichnete ihm alle Bewegungen.

Auch der böhmische Landsturm, von dem Adel organisirt und von der Geistlichkeit angefeuert, begann zu wirken. Das Landvolk verließ, beim Anmarsche der Preußen, die Ortschaften. Die Bauern trieben Kühe, Schweine und Schafe in die Wälder, sie führten das Heu und Getreide weg, oder verbargen es unter der Erde. Kamen nun die hungrigen Preußen in die Dörfer, so fanden sie dieselben menschenleer und nicht das Mindeste, zur Stillung des quälenden Hungers. Der König wurde gezwungen, das Heer aus den Magazinen zu unterhalten. Endlose Wagenzüge, mit Lebensmittel und Futter für die Pferde beladen, setzten sich aus Schlesien in Bewegung. Allein die Wagenzüge gelangten selten an den Ort ihrer Bestimmung. Sie wurden von den schnellen ungarischen Reitern überfallen und weggenommen. Friedrich gab den Wagenzügen starke Bedeckungen; aber auch dies half nichts. Traun verstärkte die streifenden Colonnen,

es gab blutige Kämpfe, in welchen die Preußen fast regelmäßig geschlagen wurden. Gelangten zufällig dennoch einige Wagen in das Heer, so waren diese Lebensmittel gleichsam im Blute der Preußen getränkt.

Friedrichs Armee litt große Noth. Haufenweise gingen die Soldaten, welche ohnehin gezwungen dienten und den böhmischen Feldzug mit Widerwillen angetreten, zu den Oesterreichern über. Innerhalb acht Tagen, vom sechs und zwanzigsten November bis zum vierten Dezember, desertirten neun tausend Mann [1]).

Hiezu kam der kleine Krieg der Bauern. Diese bildeten bewaffnete Haufen, fielen in Wäldern und Bergschluchten über die Preußen her, und rieben kleine Truppenkörper, die sich von der Armee getrennt, vollständig auf.

Friedrichs Hoffnung, das so rasch eroberte Böhmen behaupten zu können, schwand mit jedem Tage. Seine Stimmung war ungemein bitter, und seine Vorwürfe gegen die Franzosen, welche ihn im Stiche ließen, kannten keine Grenzen. Oeffentlich durfte er seine verzweiflungsvolle Stimmung nicht verrathen; er mußte den Soldaten jederzeit den ruhigen, besonnenen Feldherrn zeigen. Aber Boyer gegenüber schüttete er seinen Groll und seine Verzweiflung rückhaltlos aus.

1) Genealogisch-historische Nachrichten. Th. LXVII. S. 391.

Eben war der König in einem verlassenen Dorfe angelangt. Es schneite, regnete und stürmte um die Wette. Der müde und durchnäßte Monarch betrat ein Bauernhaus, in dem er zu übernachten gedachte. Seine Diener mußten Gartenzäune ausreißen, um den Ofen zu heitzen; sogar das Brennholz hatten die Bauern weggeführt. Lebensmittel fanden sie keine, und die königliche Mahlzeit bestand in einer Flasche Wein, einem trockenen Brode, und einem Stücke geräucherten Fleisches.

„Himmel und Erde haben sich mit der böhmischen Canaille gegen uns verschworen," sagte der König. „Welch' ein Wetter, — es schüttet nur so in einem fort herunter. — Zwei Batterien blieben heute wieder im Kothe stecken, weil die abgematteten und halbverhungerten Pferde das Zeug nicht weiter brachten. Es ist entsetzlich, — zum Verzweifeln! Ich sehe meine Armee unerbittlich zu Grunde gehen! — Dieser Traun, dieser Schwarzkünstler in der Bewegung, schlägt eine große Armee auf's Haupt, — er vernichtet sie, ohne eine Schlacht geliefert zu haben. Unerhört!"

„Traun kennt seine Stärke, Sire!" entgegnete d'Argens. „Da er den Löwen nicht zu bekämpfen wagt, so umspinnt er ihn mit Netzen strategischer Kunst. Darum sollte der umgarnte Löwe rasch die

Oeffnung benützen, und dieses vermaledeite Böhmen verlassen."

„Die Franzosen haben schändlich an mir gehandelt," rief der König. „Keinen Punkt des Vertrages hielten sie. Hätte der französische Hof eine Armee über den Rhein geschickt, um die Oesterreicher zu verfolgen, und eine zweite Armee nach Hannover, wie dies Alles im Vertrage festgestellt war, — wir müßten jetzt nicht elend zu Grunde gehen."

„Nun, Ludwig XV. überschritt ja persönlich mit einem Heere den Rhein und eroberte Freiburg."

„Freiburg erobert?" rief der Fürst erregt. „Dies hilft mir so viel, als wenn er Constantinopel erobert hätte. — Nein, nein, diese Scheincampagne bemäntelt Ludwigs Wortbrüchigkeit gar nicht."

„Frankreich rächt sich, Sire!"

„Rächt sich?"

„Vor zwei Jahren schlossen Sie Frieden mit Maria Theresia und ließen die Franzosen stecken," erklärte Boyer. „Die Franzosen wurden aus Böhmen hinausgeworfen. Die Oesterreicher stürmten über den Rhein und eroberten Lothringen. Man hat Ihnen dies nicht verzeihen können, wie Sie sehen."

„Und Sie haben es nicht verwinden können, mir das vorzurücken," entgegnete Friedrich bitter. „Son-

derbar, daß im Unglücke die besten Freunde so bereitwillig an begangene Fehler erinnern!“

Er zog einen Brief aus der Tasche.

„Hören Sie, was mir da Minister Podevils schreibt, — Podevils, der vom böhmischen Feldzuge abgerathen und jetzt auf seine Klugheit pocht. — „„Eure Majestät sehen jetzt, daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Oesterreich zu erniedrigen und dasselbe auf die Stufe von Macht zurückzuführen, die Ihnen beliebt[1].““ — Sollen wir also künftig Vorwürfen entgehen, müssen wir bei jedem Schritte unsere klugen Minister und besorgten Freunde berathen.“

Des Königs Adjutant trat rasch in die Stube.

„Majestät, der Feind rückt an!“

Friedrich blickte durch das Fenster, sah den strömenden Regen, den dämmernden Abend, überdachte seine Stellung und fand die Kunde unglaublich.

„Der Feind? Unmöglich! Rücken und linke Flanke gedeckt, die rechte Flanke durch hohe Gebirge geschützt, — woher also der Feind?“

„Bewaffnete Bauernhaufen strömen massenweise aus den Gebirgsschluchten hervor, und rücken in guter Ordnung auf uns los.“

„Generalmarsch!“ befahl der Fürst.

1) Gfrörer B. III S. 295.

Der Adjutant eilte hinaus.

„Ha, — die böhmische Canaille gönnt uns nicht einmal Nachtquartier!" sagte Friedrich, während er den Degen umschnallte. „Nieder mit den Schurken!"

Als er und Boyer zu Pferd stiegen, krachten bereits Schüsse in der Ferne. Der König sprengte aus dem Dorfe, um einen Ueberblick der Lage zu gewinnen. Er sah die Nachhut mit den Bauern handgemein, und die dunklen Bergschluchten unablässig feindliche Haufen ausspeien, die mit wildem Geschrei in den Kampf stürzten. Der Monarch erkannte augenblicklich das Gefährliche der Lage. Die Böhmen waren weit überlegen an Zahl, und auch, den abgematteten Soldaten gegenüber, an Kraft und Muth. Das nächste Corps konnte zur Unterstützung nicht herangezogen, und die wenige Reiterei wegen des Terrains nicht benützt werden. Friedrich gab Befehle. Er ließ eine kleine Hut zum Schutze des Dorfes zurück, und führte persönlich die Truppen in den Kampf. Dieser wurde blutig und gräßlich. Der niederströmende Regen durchnäßte das Pulver auf den Zündpfannen. Die Soldaten konnten nicht mehr feuern, sie benützten Bajonette und Gewehrkolben, und so entspann sich ein schreckliches Handgemenge. Die Bauern, von Wuth gegen ihre Peiniger getrieben, schlugen und stachen, wie besessen, auf die Preußen

los, welche dem ungestümen Andrange immer schwächeren Widerstand entgegensetzten. Die Nacht machte rasch dem Gemetzel ein Ende, aber ein Schwarm Bauern war in das Dorf gedrungen, hatte die kleine Besatzung überwältigt und den Ort in Brand gesteckt. Der König mußte Todte und Verwundete zurücklassen, und in der stürmischen Nacht weiter marschieren.

Aehnliche Ueberfälle geschahen fast jeden Tag. Friedrich gab Böhmen verloren und rückte in vier Colonnen nach der schlesischen Grenze.

Die stärkste dieser Colonnen, unter dem Generale Einsiedel, wurde beinahe vollständig aufgerieben. Ein Theil derselben hielt nämlich Prag besetzt. Beim Abzuge plünderten die Preußen. Sogar Stabsoffiziere vergaßen so weit Rang und Würde, daß sie in die vornehmsten Häuser raubend eindrangen [1]). — Dies empörte die Prager. Mit Flintenschüssen verfolgten sie die Abziehenden. Einsiedel marschierte durch den Bunzlauer Kreis. Die Bauern führten die Heersäule irre, mitten in die wildesten Gebirge hinein. Dort mußten die Soldaten im Freien übernachten, und von Kälte erstarrt, die feindlichen Anfälle abwehren. General Einsiedel verlor den größten Theil seines Corps, unzählige Wagen, und alle Kanonen, hundert fünfzig

1) Gfrörer, B. III. S. 285.

Feuerschlünde. Von der gänzlichen Vernichtung wurde er nur durch General Nassau gerettet, der aus Schlesien herbeieilte.

Von vielen kleinen Corps, welche Tabor, Budweis, Frauenburg und andere Städte besetzt hielten, kam kein Mann zurück. Die Oesterreicher erstürmten diese Plätze, hieben die Besatzung nieder, oder nahmen sie gefangen.

Mit neunzig tausend Mann, getragen von den kühnsten Hoffnungen, brach Friedrich II. in Böhmen ein. Kaum acht und dreißig tausend Mann sahen die Heimath wieder.

„Dieses große Heer," sagte der König, „welches Böhmen verschlingen und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Armada Philipps II. [1])"

Diese Grabrede hielt Friedrich II. jenen Tausenden, welche seiner unersättlichen Eroberungsgier und seiner Gewissenlosigkeit neuerdings zum Opfer gefallen waren.

Drei Monate später sah die alte Kaiserburg zu Wien ein glänzendes Fest. Graf Boskay feierte seine Vermählung mit Agnes von Kyburg.

1) Oeuvr. III. 75.

Auf den besonderen Wunsch der Königin wurde nämlich die Trauung in Wien gehalten, und nicht in der kleinen Schloßkapelle zu Wildstein in Böhmen, wohin Graf Kyburg, zum Schlusse der siegreichen Befreiung Böhmens, den Glanz dieses Festes gern verlegt hätte. Maria Theresia bemerkte jedoch Kyburg, daß die Pflicht ihrer Erkenntlichkeit gegen den Magnaten älter sei, als jene des Grafen.

„Boskay hat Ihnen zwar das Leben gerettet,“ schrieb sie ihm, „und die Erinnerung an diese edle That, so wie an die großen Vorzüge des Magnaten, macht Sie zu dem glücklichen und beneidenswerthen Vater einer glänzend verheiratheten Tochter. Gedenke ich jedoch der vergangenen Tage meines Unglückes, der peinvollen Lage zu Preßburg und der aufopfernden Thätigkeit Boskay's für mich, dessen Einfluß und Energie wir vielleicht das glückliche Resultat der Beschlüsse der ungarischen Stände zu verdanken haben, nebst allen wichtigen Folgen, die sich daran knüpften, so ist es kaum zweifelhaft, wer von uns Beiden des Magnaten größter Schuldner ist.“

So kam es, daß Boskay's Vermählung mit der schönen Agnes zu Wien mit aller Pracht gefeiert wurde. Die Königin erhob den verdienstvollen Mann

bei dieser Gelegenheit zum General und schmückte ihn mit Ordenssternen.

Benatek und der kleine lebendige Graf von Bath wohnten gleichfalls den Festlichkeiten bei.

Zu den Glücklichsten jener Stunden gehörte ohne Zweifel des Magnaten Wachtmeister, Mathias Skandori. Thränen der Freude füllten seine Augen, als er den geliebten Herrn in der glänzenden Uniform, mit Ehren überhäuft, und dessen Brust mit leuchtenden Ordenssternen geschmückt sah.

In den weiteren Feldzügen, welche Maria Theresia gegen ihren unversöhnlichen Feind, Friedrich von Preußen, zu führen gezwungen war, zeichnete sich Boskay durch hohen Muth und militärische Tüchtigkeit aus, bis es ihm in späteren Jahren vergönnt war, an der Seite einer tugendreichen Gattin, umgeben von hoffnungsvollen Kindern, seine Tage in Ruhe und Glück zu beschließen.

Klemm



